Danskernes Historie Online
Danske Slægtsforskeres Bibliotek

Dette værk er downloadet fra Danskernes Historie Online

Danskernes Historie Online er Danmarks største digitaliserings-projekt af litteratur inden for emner som personalhistorie, lokalhistorie og slægtsforskning. Biblioteket hører under den almennyttige forening Danske Slægtsforskere. Vi bevarer vores fælles kulturarv, digitaliserer den og stiller den til rådighed for alle interesserede.

Støt vores arbejde – Bliv sponsor

Som sponsor i biblioteket opnår du en række fordele. Læs mere om fordele og sponsorat her: https://slaegtsbibliotek.dk/sponsorat

Ophavsret

Biblioteket indeholder værker både med og uden ophavsret. For værker, som er omfattet af ophavsret, må PDF-filen kun benyttes til personligt brug.

Links

Slægtsforskernes Bibliotek: https://slaegtsbibliotek.dk
Danske Slægtsforskere: https://slaegt.dk

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON DER
GESELLSCHAFT DER FREUNDE DER UNIVERSITÄT
UND VOM HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN
VEREIN IN HEIDELBERG

JAHRBUCH 1924

INHALT

LEBENSGESCHICHTE VON SIMON JOSEPH SCHMITT
DOKTOR DER PHILOSOPHIE 1766—1808
HERAUSGEGEBEN VON
KARL LOHMEYER

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1924

Die neue Folge der Neuen Heidelberger Jahrbücher erscheint jährlich im Umfang von 6—12 Bogen. Der Preis des einzelnen Jahrbuches richtet sich nach dessen Umfang.

Das Honorar beträgt für Darstellungen 32.— M., für Veröffentlichung von Quellen 24.— M. für den Druckbogen. Jeder Mitarbeiter erhält außerdem 12 Sonderabzüge am Tage der Ausgabe des Jahrbuches unentgeltlich.

Das Verlagsrecht auf die in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern veröffentlichten Beiträge bleibt auf drei Jahre vom Tag der Veröffentlichung an vorbehalten.

Alle Sendungen im Tauschverkehr sind zu richten an die Universitäts-Bibliothek, Heidelberg.

Die für die Neuen Heidelberger Jahrbücher bestimmten Beiträge sind zu senden an den Direktor der Universitäts-Bibliothek in Heidelberg, Prof. Dr. Sillib.

NEUE HEIDELBERGER JAHRBÜCHER

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON DER
GESELLSCHAFT DER FREUNDE DER UNIVERSITÄT
UND VOM HISTORISCH-PHILOSOPHISCHEN
VEREIN IN HEIDELBERG

JAHRBUCH 1924

INHALT

LEBENSGESCHICHTE VON SIMON JOSEPH SCHMITT
DOKTOR DER PHILOSOPHIE 1766–1808
HERAUSGEGEBEN VON
KARL LOHMEYER

HEIDELBERG
VERLAG VON G. KOESTER
1924

EINLEITUNG

ZUR

LEBENSGESCHICHTE

VON

SIMON JOSEPH SCHMITT
DOKTOR DER PHILOSOPHIE

In Klingenberg am Main wurde am 17. Januar 1766 dem kurmainzischen Bendermeister und Gerichtsschöffen Johann Georg Schmitt und seiner Gattin Maria Anna Vill ein Sohn getauft, der die Namen Simon Joseph erhielt und den an Stelle des abwesenden Paten, des Jägers Simon Ritter von Erlenbach, der Bärenwirt Joseph Adrian aus der Taufe hob[1]. — Es war ein gutes Weinjahr. „Sehr gut und sehr viel" verzeichnet damals die bis heute fortgeführte Chronik[2] dieses weinberühmten Ortes, von dem ein Spruch aus dem 17ten Jahrhundert sagt: „Zu Klingenberg am Main, zu Bacharach am Rhein, zu Würzburg an dem Stein, hab ich' in meinen Tagen, gar oftmals hören sagen, soll'n sein die besten Wein." Und der rote Klingenberger zieht sich hier wirklich einmal wie ein roter Faden durch die nachfolgenden Lebenserinnerungen des Täuflings von 1766, den so dieses Jahr samt all dem Weinsegen dem väterlichen Küfermeister bescheert hat. —

Der Vater war ein angesehener Mann, den die gute Lieferung der herrschaftlichen Zehnten- oder Besoldungsweine an Abteien, Klöster, Landgeistliche und Beamte mit diesen in verbindliche Verhältnisse gebracht hatte, was für den späteren Lebenslauf seines Sohnes von Bedeutung werden sollte. — Seine Gewichtigkeit bei der Gemeinde zeigt seine Berufung zum Gerichtsschöffen.

Die Mutter stammte aus der alteingesessenen und sehr begüterten Klingenberger Familie Vill. Sie war 1730 als die Tochter des Bärenwirts Johann Adam Vill (1696—1736) und der Eva Gertrude Wächter geboren, der neben seiner Tätigkeit als Gasthalter den althergebrachten Beruf seiner Familie als Maurermeister mit versah und dessen Vater wieder, Christian Vill, der 1706 verstorbene Klingenberger Ratsherr, als Maurermeister beim Bau der von 1698 aufsteigenden monumentalen Walldürner Wallfahrts Kirche genannt wird, der noch 1723 die Brüder und Steinhauermeister Johann und Joseph Vill von Klingenberg das schöne Portal an der Stirnseite anfügen. — Für sich selbst hatte der Stammvater dieser

[1] Kirchenbücher der katholischen Gemeinde Klingenberg, Pfarrarchiv.

[2] Handschriftliche Chronik von Klingenberg von C. F. Reinhardt auf dem Rathaus.

künstlerischen Bauhandwerkerfamilie, die also ihr Blut auch auf ihre Nachkommen, die Schmitt, vermittelt hat, aus der dann so viele Maler hervorgehen sollten, in Klingenberg das noch stehende und weiter geführte Gasthaus zum Bären erbaut und in die wuchtige Türumrahmung seine Initialen, seine Hausmarke in einer Wappenkartusche, samt der Jahreszahl 1688 gesetzt. —

Dieser Miterbauer der Walldürner herrlichen Kirche, zu der farbenprächtig eine Wallfahrt der junge Simon Joseph Schmitt aus seiner Kindheit uns beschreibt, ist also sein Urgroßvater gewesen[3], während allen bisherigen Nachrichten entgegen die ersten

[3] Während diese interessante Abkunft der Künstlerfamilie Schmitt sich nun neu ergeben hat, muß eine andere bisher wohl angenommene Verwandschaft mit dem Miltenberger tüchtigen Barockbaumeister Johann Martin Schmidt nach meinen jetzigen Ergebnissen als abgetan gelten, wie überhaupt die ganze in der Familie als sicher angenommene Tradition der Herkunft aus Miltenberg. — Eine Durchsicht der Miltenberger katholischen Kirchenbücher im dortigen Pfarrarchiv, die ich vornahm, hat ergeben, daß der Architekt aus Stetten stammt und am 5. Februar 1732 in Miltenberg Anna Barbara Müller heiratet. Von 1733—1736 werden dem Ehepaar 3 Töchter geboren, deren eine später in die Buchener Familie Kraus heiratet. Der Vater wird bei den Taufen „lapicida" genannt, doch ist es ersichtlich, wie sein Ansehen ständig, vor allem wohl durch seine Beziehungen zur Mainzer blühenden Bauschule (vgl. Lohmeyer: F. J. Stengel, Düsseldorf 1911, S. 95) im Wachsen war. Nach einer Reihe von Jahren treffen wir ihn als „Senator" wieder im Kirchenbuch und als er am 18. December 1763 stirbt, heißt es: „D. Martinus Schmidt 63 annorum Senator et Architectus omnibus sacramentis provisus." Nach frdl. Mitt. des Architekten Winterhelt, des verdienstvollen Sammlers und in des Wortes bester Bedeutung Konservators der Altertümer und Bauten seiner Vaterstadt Miltenberg, handelt es sich um Stetten bei Ellwangen. Schmidt kam also aus der blühenden Ellwanger Bauschule, muß aber auch sonst weiter herumgekommen sein, da er nach den Bauakten des Biebricher Schlosses, für das er 1747 „Pallustres" liefert, sehr gewandt schreibt und sogar französisch parlirt. In Miltenberg hat er sich als sein Wohnhaus das reich verzierte Giebelhaus Vonderlinde am Wochenmarkt gebaut, das er im Innern mit stattlichem, hellen und hohen Treppenhaus ausgestattet hat, das in seinem künstlerischen schmiedeeiseren Gitter den Anfangsbuchstaben seines Namens trägt, während ein I. M. S. in einer gekrönten Kartusche den Mittelpunkt der sehr reichen Stuckdecke, in einem saalartigen Raume des ersten Stockwerkes bildet. — Aus stilistischen Gründen hatte ich ihm im Vergleich mit einigen von mir im v. Ritterschen Familienarchiv in Kiedrich festgestellten Plänen zu Kirchenbauten, die z. T. mit seinem vollen Namen, z. T. nur mit J M. S. unterzeichnet waren, dieses Haus bereits zugewiesen. (Lohmeyer: Die Briefe B. Neumanns v. s. Pariser Studienreise 1723. Düsseldorf 1911.) Besonders wurde man dann auf ihn aufmerksam, als den vermutlichen Architekten der schönen Amor-

Hauptpläne für Walldürn auf Wunsch des Mainzer Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn 1697 von seinem in der Kunstgeschichte noch nicht faßbar gewordenen Baumeister Veit Schneider gefertigt

bacher Pfarrkirche (vgl. A. Feulner: Ein ländlicher Baumeister der Rokokozeit in Franken. Monatshefte für Kunstwissenschaft VIII 329 ff. 1915, der diesen Bau ihm zuweist). Diese Zuschreibung ist nach den neuen archivalischen Ergebnissen nicht haltbar, worauf zuerst hingewiesen zu haben Dr. Richard Krebs, fürstl. leinigenscher Archivrat in Amorbach das Verdienst hat (vgl. sein Heimatbuch, Amorbach: S. 104, 1923). Der Architekt dieser Kirche ist der kurmainzische Fähnrich und Ingenieur Alexander Jakob Schmidt, das allzuhäufige Vorkommen dieses ominiösen Namens hat Feulner auf die falsche Spur gelockt, und da man von dem Baukünstler bisher nichts wußte, so war dieser Irrtum und der Bezug auf den Meister Johann Martin Schmidt aus dem nahen Miltenberg nur zu verständlich. — Nach den von mir durchgesehenen Bauakten ergeben sich folgende Tatsachen: Die ersten beratenden Risse, wohl im allgemeinen nur die für die Lage und den Grundrißplan machte für den Bauherrn, den Ober-Amtmann Grafen von Ostein, der in dem, der Kirche benachbarten kurmainzischen Amtshaus (heute dem leiningenschen Schlosse und vielfach verändert), das auch anscheinend dem ganzen Stile nach ein Werk Ritter's ist, dieser Mainzer Oberbaudirektor Anselm Franz Freiherr von Ritter zu Grünsteyn, von dem sich eine interessante Korrespondenz mit Ostein bei den Akten erhalten hat, die es verdient, einmal ungekürzt abgedruckt zu werden. Ritter spricht darin von seinen Umbauten an der kurfürstlichen Residenz für den Bruder des Amorbacher Oberamtmanns, den Kurfürsten aus der Familie der Ostein und es ergibt sich, daß auch hier wieder der Oberamtmann einer der in der Architektur dilettierenden Mainzer Edelleute ist, mit dem auch Ritter bei seinem Einfluß als Bruder des Landesherrn rechnen muß und mit dem er gelegentlich seine Pläne berät.

So schreibt er u. a. am 11. Okt. 1749: „Bey unserer zukünftigen entrevue werden wiederumb viele consilia gehalten werden, indem intentionirt bin, die verfertigte Riß zu dem gräflich vorhabenden bau zu Baßenheim mitzubringen."

Aber gerade durch das Baudilettiren Osteins kommen die beiden Mainzer bauverständigen Edelleute aneinander und die Vorschläge Ritters für die Amorbacher Pfarrkirche finden keine Gnade vor den Augen des Oberamtmanns. — Aergerlich schreibt Ritter, der überhaupt wegen „seines bekanntlich betrübten Zustandt, mit der Hand" an den Rissen nicht wohl fortkommen konnte, so daß der Fähnrich Schmidt die Risse ins Reine bringen mußte, am 6. April 1751 von seiner „Eremitage in Kitterich.": „daß aber die zu erbauende Pfarrkirche in der Architektur gothisch seyn solle, werden dieselben irr in denen Gedanken seyn, in deme solche nicht gothisch, sondern nach der römischen veritablen Arth eingerichtet, welche schon vor 1000 undt mehreren Jahren modi gewesen, undt, wann die Welt auch noch solang stünde, annoch regelmäßig verbleiben würde. Wann mein HochgeEhrtester Hr. Bruder auf dero Gedanken also verharren, und von andern Kirchen gar nichts mit darinnen haben wolte, so glaube

wurden [4]. Und als derselbe bald danach stirbt oder die Mainzer Dienste verläßt, setzt auch hier die damals beliebte kollektivistische Bautätigkeit ein, und vor allem der örtliche Bauleiter, der Amor-

nicht, daß ein Architect, wenn solcher auch von Paris und andern Orthen beschieden würde, zu finden seye, welcher selbe also einzurichten im standt seyn würde, da die Architectur ihre Regul hat."

Am 10. April 1751 übersendet dann der Ingenieurfähnrich Schmidt den nach den Gedanken Ritters und den „angeregten anforderungen" Osteins von ihm gefertigten Riß, den er dann völlig ausarbeiten will, wenn er die Genehmigung Osteins gefunden hat. Am 28. August 1751 folgt dazu der Riß Schmidts zum Hochaltar, den er mit Meister Schrantz akkordirt hat. — Den heute stehenden Bau müssen wir als das Werk dieses Mainzer Ingenieurfähnrichs Alexander Jakob Schmidt unbedingt in erster Linie in Anspruch nehmen, im üppigen Aufbau und vor allem in seiner technisch vollendeten, höchst künstlerischen Raumwirkung hat er nichts von dem nach Westen orientirten Ritter. Dazu stimmen denn auch völlig die Angaben der Baurechnung (im kathol. Pfarramtsarchiv Amorbach), in der es unter der Rubrik „Ahn Praesenten" heißt: „Dem Ingenieur Schmitt die riß zu zeichen, die arbeith außzumeßen, sambt Zehr- und reyß-Cösten undt Praesent von Silber 200 fl. — Dem Marmor- und Steinhauer-Meister (Schrantz) zum Praesent einen silbernen großen Becher 106 fl. — Vor den Mayntzer, aber nicht genommenen riß 50 fl.", — und Ritter weiter nicht erwähnt ist.

Der prächtige Innenraum weist, fast kopirend, allein auf die Kunst des bedeutenden kurmainzer Ingenieurs und Architekten, späteren Generalfeldmarschalleutnants Johann Valentin Thoman hin, dessen Untergebener der Ingenieurfähnrich ohnedies war, und als dessen würdiger Schüler er sich ohne weiteres durch diesen Bau erweist. — Müssen wir doch in Thoman den begabtesten Welschschüler sehen, dessen Kunst einst Amorbach die herrliche Abteikirche geschenkt hat und die nun auch in der Pfarrkirche noch bei einem Enkelschüler nachwirkt. Daß die Kirche in ihrer Architektur zur Mainzer Schule gehört, hatte ich bereits 1911 in meinem Stengel S. 21 betont und dann auf die Beziehungen zu der Kunst Joh. Val. Thomans in der Trierer Chronik VII, 1911, „J. V. Thoman der Meister des Kesselstadtischen Palastes in Trier„ hingewiesen.

[4] Die Urheberschaft des Leonhard Dientzenhofer von Bamberg an der Walldürner Kirche, den Oechelhäuser in den bad. Kunstdenkmälern, Bez. Buchen und Adelsheim 1901, als den Architekten annimmt (vgl. auch Dehio. Kunsthandbücher) ist nicht haltbar. Er hat wohl einen Abriß verfertigt und um die Vergebung der Bauarbeiten an ihn nachgesucht, aber es wurde nicht auf ihn zurückgegriffen. Nur als 1702 sich Bauschäden zeigen, wird er als ein „ohnparteyischer" Baumeister um seinen Rat angegangen, wobei gerade dies Beiwort doch zeigt, daß er mit dem Bau selbst nichts zu tun hat. Er weilt damals, wie auch schon Ende der 90er Jahre, so 1698, in Schönthal. Damals spricht er außer von diesem Klosterbau — von seinen Abrißen für das kurfürstl. Amtshaus Krautheim. Außer ihm und seinem künstlerisch bedeutenderen Bruder Johannes hat sich aber auch der Einfluß der weit wichtigeren Prager

bacher Mauerer- und Steinhauermeister Lorenz Gassner († 8. Juni 1703 in Walldürn und im Amorbacher Kirchenbuch ausdrücklich als Baumeister der Walldürner Kirche bezeichnet) und der beaufsichtigende Mainzer Hof-Werkmeister Johannes Weydt üben ihren Einfluß aus, und für die prächtige Innendekoration in erster Linie der nicht nur als Stukator zu wertende, bedeutende Georg Hennicke, der eine Art Oberaufsicht über das Bauwesen überhaupt in den 20er Jahren führt, bis er seit März 1731 als Hof-Werkmeister und Nachfolger Weydts nach Mainz selbst berufen wird, um auf der Favorite unter Ritter zu arbeiten [5].

Folgen wir nun dem Gang der Lebensgeschichte, um kurz bei den Örtlichkeiten und vor allem den handelnden Personen zu verweilen, die oft bei wirksamer plastischer Herausarbeitung ihres Charakters doch nicht mit Namen genannt sind und suchen wir sie nun, soweit das bisher möglich war, festzustellen. — Auch wird es nötig sein, von Zeit zu Zeit das feste Gerüst der Jahreszahlen einzufügen, deren Angabe der Verfasser fast immer unterlassen hat und die nur aus einzelnen eingestreuten Bemerkungen besonders an Hand der auch hier wieder als wichtige Quelle fließenden und den sichern Aufschluß erteilenden Kirchenbücher, ergänzt werden können. —

Von 1752—1772 wurden den Eltern Schmitts 8 Kinder geboren [6], von denen 5 am Leben blieben, die so nur von ihm erwähnt

Dientzenhofer in Franken geltend gemacht. — Ich komme immer mehr zu der Überzeugung, daß das 2te Böttingerhaus, die Konkordia in Bamberg weit mehr den Stil dieser Prager Künstler zeigt, als den der einheimischen. Nahe Beziehungen spielen hier über die Kunst an der Donau und in Sachsen zu Prager Bauten, vor allem der Villa Amerika und weitern Wohnbauten, selbst bis in viele Détails, der noch nicht immer ganz auseinander zu haltenden Christoph D., dem Vater und Kilian Ignaz D., dem Sohne, nach Franken herein und vermischen sich mit der Art des Johannes D. in Bamberg, so daß sich an den beiden Böttingerhäusern zwei für diese Gegenden bedeutungsvolle Einwirkungen zeigen, bei dem in der Judengasse, der des Bamberger Landeskindes selbst, Maximilians von Welsch, bei der Konkordia, der der Prager Dientzenhofer, vielleicht doch der Entstehungszeit nach des älteren Christoph D.

[5] Ich kann mich hier kurz über die Entstehung dieser gewaltigen Kirchenschöpfung fassen, da ich in Bälde, eingehend auf alle Détails, an anderer Stelle von ihrer Baugeschichte zu handeln haben werde, was ich mir hier ausdrücklich vorbehalten muß.

[6] Die Reihenfolge der Geschwister mit dem Jahre ihrer Geburt ist folgende: Maria Regina (1752), Lothar Franz (1754), Maria Eva (1757), Maria Eva Klara (1760), Maria Anna Regina (1763), Simon Joseph (1766), Joseph (1769), Maria Anna (1772).

werden und unter denen er besonders die beiden älteren Schwestern, Maria Regina und Maria Eva, die ihn allzu ängstlich betreuten und die er deshalb nicht leiden mochte und seinen 3 Jahre nach ihm 1769 geborenen Bruder Joseph hervorhebt; ein älterer Bruder, Lothar Franz, war jung verstorben. —

Als Gevatter erscheinen neben Angehörigen der mütterlichen Familie Vill, die Großmutter Eva Gertrud, die als Wittwe des Bärenwirts Vill, später nach Neustadt in die angesehene Familie Rupert zum zweiten Mal geheiratet hatte, daneben Verwandte von den Erlenbacher Adrians und Hohm's und der Klingenberger Bärenwirt Joseph Adrian zu verschiedenen Malen, der dann als Verwandter den Bären übernommen hatte oder wenigstens seit etwa 1765 betrieb. Noch heute ragt als hoher schmaler Bau mit gebrochenem Barockdach und dem Wappen des Osteiner Kurfürsten von Mainz, von ländlichem Rocaille umspielt, die ehemalige herrschaftliche Kellerei wirksam aus dem Stadtbild von Klingenberg empor, in deren Erdgeschoß die Arbeitsstätte des Vaters Schmitt als Küfermeister mit der Kelter war und hinter der sich die Weinkeller in den Burgberg hineinzogen, an dessen Abhang, nahe über dem Orte, die gothische Kirche aufragt, die vielfach in unseren Aufzeichnungen eine Rolle spielt.

Hier wirkte auch 29 Jahre lang als Pfarrer der aus Aschaffenburg stammende Wilhelm Nicolaus Dampier († 1791), der in erster Linie den jungen Simon Joseph Schmitt zum Geistlichen bestimmt hatte. — Und der Lehrer, von dem wir hören, daß er sich Rektor nennen ließ, weil er ein bischen Latein konnte, und den Kirchenchor dirigierte, ist der 1756 aus Öllingen nach Klingenberg gekommene Johann Michael Kirchberg, „per annos 40 et 4 mensis Ludirector", dem der Pfarrer einmal, ganz zu der Beschreibung Schmitts passend, das Praedikat „litteratus et musicus" gibt und der erst 1797 verstarb.

Wir folgen dann dem Verfasser auf seinen Wanderungen den Main herauf bis nach Miltenberg und in die Seitentäler des Odenwaldes, freuen uns an seinen packenden Naturschilderungen des „Religiösen durch Schönheit der Lage, der Natur überhaupt erhöht", — genießen mit ihm den Blick vom Engelsberg herab, unter dem als geistlicher Residenz, die weltliche Kleinheubach, das Pommersfelten der Dynastie Löwenstein sich ausdehnt, bei der in ähnlicher Weise wie bei diesem fränkischen Sitz die Kunst Johann Dientzenhofers sich mit einem mehr als Akademiker und Ingenieur gebildeten Meister, in diesem Falle Rouge de la Fosse

zu künstlerischer Einheit gemischt hat. — Von kalter Hochebene aufragend, von außen nüchtern und wehrhaft das Ortsbild beherrschend, im Innern uns mit der ganzen üppigen Pracht der Barockzeit, die nun einmal wie keine zu dem Nimbus katholischer kirchlicher Ceremonien paßt, umfangend, nimmt uns die Wallfahrtskirche von Walldürn, im Lichte tausender von Wachskerzen schimmernd, auf, und, im wiesengrünen Waldtale gebettet, liegt bescheiden das Kirchlein Amorsbrunn, die zweite Wallfahrtsstätte aus der Jugend Schmitt's an den Berg angelehnt, in schlichter Gothik, mit elegantem barocken Dachreiter. In ihm hängt heute noch die Glocke, die einst der junge Wallfahrer mit Händen und Füßen läuten mußte, wie denn überhaupt über die meisten Stätten seiner Kindheit, besonders noch die kirchlichen, die Zeit fast spurlos hinweggegangen ist. — Eine Freikanzel von 1576, und auf hoher Säule ein Madonnenbild, hochaufragende Tannen dazu, vertiefen den stimmungsvollen Eindruck dieses weltabgeschiedenen Kirchleins, unter dessen Fußboden im Innern die heilkräftige Quelle entspringt, neben der „wegen glücklich erhaltener Leibesfrucht" der Würzburger Stadtrat Christof Amor Planer und seine Frau geb. Gothain 1656 die Statue des wunderwirkenden Amor errichtet haben, und dem selbst die Mutter der Kaiserin Maria Theresia, die deutsche Kaiserin Elisabeth aus ähnlicher Verbindlichkeit Messen stiftete, auf die hin noch heute die sogenannten Kaiserämter in dem stillen Odenwaldkirchlein gehalten werden vor dem künstlerisch bedeutsamen, schon üppig wirkenden, spätgothischen Schreinaltar mit dem Stammbaum Mariae. —

Nun geht es weiter das Maintal hinauf bis nach Miltenberg, wo das Gymnasium den jungen Studenten aufnimmt. — Es war das das heutige Rat- und frühere Kaufhaus, das sich in mittelalterlicher Kraft als massiver Steinbau aus den Fachwerkhäusern der sich hindehnenden, von Türmen an den Ausgängen bewachten, fast einzigen Straße Miltenbergs erhebt, die sich zweimal zu schönen Platzbildern, am Schnatterloch mit seinen bekannten, wie Kulissen gestellten, Fachwerkbürgerhäusern und der zierlichen Brunnensäule mit dem Puttentanz, und dann am Franciskanerkloster selbst erweitert, von dem wir noch hören werden. —

Zu Schmitt's Zeiten war der alte gothische Bau des damaligen Gymnasiums noch weit besser erhalten und durch 10 Figurennischen mit Postamenten und Baldachinen wirkungsvoll und schlank aufragend gegliedert. Zwar hatten die einst hohen

Fenster des Saales dazwischen, schon den eingebauten niedrigeren 2 Reihen Fenstern weichen müssen, die für Schulzwecke, als das Gymnasium 1697 gegründet wurde, nacheinander angebracht wurden [6a] und auch das wirkungsvoll mit dem sichern Takt der Barockzeit aufgepaßte gebrochene Dach bestand damals schon, auf dem die Glocke in dem schönen Dachreiter die Gymnasiasten zur Schule rief. Noch war aber der Dreispitzgiebel nicht aufgesetzt, der erst der Zeit des beginnenden 19ten Jahrhunderts angehört, das auch leider die Figurennischen beseitigt hat, die die Barockzeit schonte. — Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war das Schulwesen von Kurmainz reorganisirt worden und sogar außer den Franciskanern ein weltlicher Lehrer, Professor Fleischmann († 1803) mit 700 Fl. Besoldung angestellt worden, derselbe, mit dem die Jugend zu Schmitt's Zeiten Schindluder trieb. — Das Gymnasium hatte damals großen Ruf, so daß Zöglinge von weither kamen [7] und hat sicher das Verdienst, den wichtigen Grundstock zu der doch recht umfassenden Bildung Schmitt's gelegt zu haben, die besonders auffällt, da er nie eine Universität besucht, sondern sonst nur in Klöstern und durch Selbstdisciplin sein großes Wissen erlangt hat, das ihn zuletzt befähigte, noch Universitätslehrer zu werden. —

1777 war Schmitt auf dieses Gymnasium gekommen und 2 Jahre danach starb in Klingenberg am 28. December 1779 sein Vater im Alter von 63 Jahren. — Dieser Tod hätte beinahe seinem Studium ein Ende gemacht, wenn nicht hier auch wieder die Geistlichkeit eingegriffen und seine Mutter beeinflußt hätte. — In diese Zeit fällt dann sein Entschluß, selbst ein Geistlicher Herr zu werden, zugleich aber auch seine erste jugendlich-harmlose Liebe mit Marianne, bei der wir vielleicht an Marianne Aleman, die Nichte des Riesenwirts Aleman in Miltenberg denken könnten, die erst spät wie er auch, 1802 einer Jugendliebe halber den Ratsschultheißen und Chronisten von Miltenberg, M. Jos. Wirth heiratete und wie Schmitt selbst einen Maler und Corneliusschüler zum Sohne hatte [8]. —

[6a] In einem dieser ehemaligen Schulräume hängt das von seinem Enkel Guido Schmitt gestiftete Bild von Simon Joseph Schmitt, der damit an diese Stätte seiner Jugend zurückgekehrt ist. — —

[7] M. J. Wirth: Chronik d. Stadt Miltenberg 1890.

[8] Frdl. Hinweis von Architekt Winterhelt, Miltenberg. Marianne war von Obernburg, aber viel bei ihrem Onkel in Miltenberg im Riesen zu Besuch. Nur der Umstand, daß sie noch etwas jung war, könnte gegen die Vermutung sprechen, daß wir es hier wirklich mit der Marianne Schmitt's zu tun haben.

1783 waren die Gymnasiumsstudien beendet, doch die schlauen Franciskaner, die fürchteten, daß er durch einen Universitätsbesuch seinem nun gefaßten Entschluß, in ihren Orden einzutreten, untreu werden könnte, bewogen ihn, mit den jungen Brüdern in ihrem Kloster in Miltenberg selbst Logik zu hören, bis er das zum Eintritt in dasselbe vorgeschriebene Alter erreicht habe. — Das Franciskanerkloster liegt am weiten Engelsplatz und ist auch heute noch im Besitz des Ordens. — Fast nichts ist hier den Erzählungen Schmitt's zufolge im Laufe dieser 150 Jahre verändert worden. — Die Kirche, bei deren Bau im 17. Jahrhundert der Würzburger Meister Petrini beteiligt war, wendet ihre Breitseite dem Platze zu und fällt durch ihre wuchtige Gliederung vermittels mächtiger Stützpfeiler auf. — Ein Kreuz von 1690 steht davor. — Ein schmaler Eingang führt an der Stirnseite mit dem Portal und dem Wappen Joh. Philipps von Schönborn vorbei, auf ein schlankes Cruzifix zu. Dahinter liegt bescheiden der kleine Kirchhof der Mönche und daneben schließt sich das Kloster an, das sich weit ausdehnt und von dem der große ummauerte Garten zum Maine zieht, den zahlreiche Rebengänge durchschneiden. — Im Innern ist auch vieles von der alten Ausstattung erhalten, die Schmitt beschreibt und besonders gut hier der vergitterte Singchor der Mönche hinter der mächtigen Orgel im Ohrmuschelstyl und die Kanzel mit ihren charakterischen gedrechselten Säulchen ringsum von 1681.

Das war also die Stätte, deren kirchliche Ceremonien in Schmitt einen so begeisterten Schilderer gefunden haben, der uns einmal eingesteht, daß ihn nichts in seinem Leben so ergriffen hat, wie in den Klöstern seiner Jugend der Pomb eines feierlichen Hochamtes in seiner erhabenen Einfachheit oder eine „solemne in Mitternacht mit abgemeßenem Takte abgesungene Mette" Und er findet hier einen trefflichen Vergleich — aber immer unter dem Hinweis, daß all dieses ihn doch weit weniger in seinem späteren Leben ergriffen habe, als die kirchlichen Bräuche — den mit einer großen und meisterhaften Opernaufführung und zieht zwei Stücke hier heran, die Zauberflöte, als die Oper der Aufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts und den Freischütz, das Stück der Romantik.

Wir folgen ihm nun in sein Novitiat Mosbach (1785) und zum Studium der Philosophie nach Tauberbischofsheim, wo er seinen Onkel als Pater Guardian, wie schon früher in derselben

Eigenschaft bei seiner Gymnasiumsaufnahme in Miltenberg antrifft, der jetzt auch dafür sorgt, daß er französisch lernt, was allerdings in anderm Sinne, als es der Pater Guardian gedacht, von großem Einfluß und Vorteil für seinen Neffen werden sollte Der Onkel hatte es sich in den Kopf gesetzt, aus seinem Nepoten einen großen Mann im Orden zu machen, wie er selbst einer war. Es war P. Innocentius Adrian von Erlenbach bei Klingenberg, der zweimal zum Provincial der thüringischen Ordensprovinz erwählt worden ist und der uns häufig in den Erinnerungen begegnet[9].

Im Kloster auf dem Frauenberg bei Fulda hatte Schmitt dann zuerst Gelegenheit, eine glänzende fürstliche Residenz mit all ihrem Leben und einen größeren Kulturmittelpunkt in Wissenschaft und Kunst kennen zu lernen und auf sich einwirken zu lassen und andere vornehmere Klöster und Abteien, wie die der Benediktiner, die doch wieder die Fulder Franciskaner wegen ihrer Gemächlichkeit auch in wissenschaftlichen Dingen verachteten und denen sie im edlen Wettstreit den Rang abzulaufen trachteten.

Der Zeit nach muß Elias Zeyer der von ihm gerühmte aufgeklärte und diplomatische Pater Guardian gewesen sein, der 1786 im Amte war, während ihm 1788 Azarius Schlereth, auch noch zu Zeiten Schmitts folgt[10], der noch in Frage kommen könnte.

Der regierende Fürstbischof war damals der begabte Heinrich VIII. aus dem Hause Bibra, der die Franciskaner ihrer Gelehrsamkeit wegen besonders begünstigte und ihnen eine Reihe von Lehrstühlen seiner Universität zuwies. — Seine Exequien schildert Schmitt wieder einmal in seiner meisterhaften Darstellungskunst. Sie fallen in das Jahr 1788. —

Hier in Fulda löst dann der noch bessere Johannisberger, der beneidete fürstäbtliche Domänenwein aus dem Rheingau, wo

[9] P. Innocentius Adrian lehrte 1767—70 Philosophie, 1770—76, 1780—82 Theologie, war 1777—80 Guardian in Miltenberg, 1785—88 Guardian in Bischofsheim an der Tauber. 1788—91, 97—1800 Provincial, 1791—94 Custos. 1783 begegnen wir ihm auch als Professor der Moraltheologie an der Adolphiana, der Universität in Fulda (vgl. Analecta franciscana tom VI p. 167. Quarachi 1912 (Frdl. Hinweis von P. Bernardin Lins Vicar Ingolstadt.) Vgl. auch P. Michael Bihl, Geschichte des Franciskanerklosters Frauenberg zu Fulda 1907 S. 139 und seine Arbeit über das Franciskanerkloster in Bischofsheim. Jahrbuch des St. Josephs Kolleg in Watersleyde (Holland) f. d. Schuljahr 1906. —

[10] Vgl. Bihl: Franciskanerkloster in Fulda. Liste der Guardiane pp.

sich diese geistlichen Fürsten mitten in ihren Weinbergen durch ihren Baumeister Andrea Gallasini ihr Sommerlustschloß hatten bauen lassen, den roten Klingenberger der Mainklöster ab. —

Es folgt, nachdem Schmitt 1788 zum Priester geweiht war, die hübsche Episode in Schloß und Amtshaus in Langenschwarz im Kreise Hünfeld an der hessen-darmstädtischen Grenze, die ihm als Sonntagsprediger dieses Ortes begegnet. Die geschilderte Burgherrin mit allen ihren Schwächen und Launen ist die letzte des ritterschaftlichen Geschlechts gleichen Namens, das 1778 im Mannesstamme erlosch[11]. —

Die Streitigkeiten mit dem evangelischen Pfarrer und dem Amtmann daselbst geben ihm Gelegenheit zu geistreichen Bemerkungen über das Wesen der Religion, über die Gleichheit der der Liebe entsprungenen christlichen Moral in allen Kirchen und den Wert oder Unwert des Ceremonienwesens. —

Wir begleiten ihn dann zur Disputation beim Konklave in Hammelburg 1791, bei der er und sein Mitstreiter Ildephons so gut abschneiden, daß sie zu Lectoren der Philosophie ernannt werden, also zu einer Stelle im klösterlichen Leben gelangen, die dem des Fahnenjunkers im militärischen vergleichbar ist, und mit der sich die Pforte zu den höheren Würden öffnet. Damals trat gerade sein Onkel zum ersten Mal als Provincial zurück, und so etwas wie Nepotismus mag auch mitgewirkt haben, — denn die schnelle Beförderung war etwas ganz ungewöhnliches, und damit es nicht so auffiel, wurde sein Genosse Ildephonsus mit dem Neffen befördert. —

Die beiden Lectoren werden nun nach Miltenberg versetzt und gehen mit Feuereifer daran, eine gesundere Philosophie wie bisher, trotz dem Murren der älteren Brüder zu lehren, denn die Aufklärung hatte begonnen, auch in die Abgeschiedenheit der Klöster einzudringen. —

Kant's Kritik der reinen Vernunft war 1781 erschienen. weitere Werke waren gefolgt und 1788 seine Kritik der praktischen Vernunft und 1790 die der Urteilskraft. — Aber wo diese in Klöstern verbotenen Bücher herbekommen? — Die reiche Benediktinerabtei Amorbach war in der Nähe, ihr Abt (seit 1778)

[11] Stammbuch des Adels in Deutschland. Regensburg 1863, II, 325. (Frdl. Hinweis von Dr. Huffschmid.)

Benedictus Külsheimer[12] gefiel sich als Beschützer der Künste und Wissenschaften und mehrere gelehrte Herren gab es in diesem zweiten Kulturcentrum, das auf Schmitt Einflüsse ausströmen sollte, den Bibliothekar Ildephonsus Schad, zugleich Kanzleidirektor, der sein besonderer Freund und Gönner wurde und den Archivar Bonifacius Rand.

Dorthin wandten sich die zwei jungen Miltenberger Franciskaner und der gnädige Maecenat, der Herr Abt, sagte ihnen, geschmeichelt durch ihr Zutrauen, seine Hülfe zu und wies sie im übrigen an seinen Bibliothekar Schad, der ihnen außer den Kant'schen Werken noch solche des vom Jesuiten zur Philosophie bekehrten Carl Leonhard Reinhold und des noch einer älteren Generation angehörenden philosophischen Kantgegners Tiedemann übergab, die also damals schon die reiche Bibliothek Amorbach aufwies, der dann der Abt den zu den schönsten Bibliotheksräumen Deutschlands gehörenden stimmungsvollen klassisistischen Saal im Nordpavillon seines durch Franz Ignaz Michael Neumann von 1782 ab errichteten, lang sich hinziehenden neuen Abteiflügels[13] widmete und durch die Kunst der Bildhauer Andreas Dittmann und Joseph Bonaventura Berg[14] mit lichtgehaltenen zierlichen Schnitzarbeiten ausstatten ließ, während seine flachgewölbte Decke dazu den farbenprächtigen Gegensatz und Abschluß bildete, die der Maler Konrad Huber aus Weissenhorn bei Ulm 1790 mit der

[12] Geb. 1731, † 1815 in Miltenberg, wohin er nach der Säkularisirung der Abtei schließlich der Kriegsunruhen halber von Großheubach, wo er zuerst wohnte, geflüchtet war. In der Pfarrkirche von Miltenberg beigesetzt. (Vgl. Wirth: Chronik von Miltenberg.)

[13] Vgl. hier das einmal wissenschaftliche Forschung mit volkstümlicher Darstellung vereinigende Heimatbuch „Amorbach im Odenwald", 1923, von Dr. Richard Krebs und von dem nämlichen Verfasser: „Das Kloster Amorbach im letzten Jahrzehnt vor seiner Aufhebung." Unterhaltungsblatt zum Miltenberger Tageblatt 9. Jhrg., Nr. 21 ff. 1912.

[14] Die Arbeiten Berg's, vor allem die Treppenwangen und durchbrochenen Füllungen der unteren Schränke, sind hier die künstlerisch bedeutenderen, während Dittmar als Stuckator in der neueingerichteten Abtswohnung seine Meisterschaft erwies. Zur einen Wange der Treppe hat sich der Originalaccordplan von Berg aus dem Nachlaß dieser Amorbacher Künstlerfamilie in der Sammlung Winterhelt in Miltenberg erhalten in 2 Ausführungen, von denen der kunstverständige Cellerarius P. Hermann Leuthner am 10. Januar 1797 die reichere genehmigt. Hier heißt es ergänzt: „Von dieser ist das Nr. 1 Stück auf meisterhafte Arth gearbeitet accordirt mit Jos. Berg Bildthauer ad vierzig vier Gulden. Amorbach 10ten Jan. 1797. P. H. Leuthner Cellerarius m. p."

Darstellung der Wissenschaften schmückte und dabei in perspektivischer Meisterschaft schwelgte, in einem Umfang, wie man das sonst kaum noch in dieser Zeit antrifft. —

Das war also der stimmungsvolle Bibliotheksraum, in dem wir uns die jungen Mönche mit ihrem Lehrer Schad in Amorbach vorstellen müssen. —

Der Südpavillon zieht uns dagegen in den großen Festsaal, den heutigen grünen Saal, der ehemals, wie wir nun hören in den Farben der französischen Tricolore bei seiner Entstehungszeit in den unruhigen Revolutionsjahren von dem schlauen Abt ausgestattet worden war. — Das ist der Raum, der das uns geschilderte üppige Abteifest am St. Benediktustag unter Assistenz des befreundeten Abts von Seligenstadt einst in sich aufgenommen hat, das Fest, bei dem sich, wie so oft in den Schmitt'schen Memoiren verblassender Barockpomp mit der Revolution schon mischt, als von seiner Tribüne die zarten Weisen des Meisters Haydn herabklangen, die in Amorbach eine ganz besondere Pflegestätte gefunden hatten, mitten in das Farbensymbol der Freiheit, der Gleichheit und der Vernunft. —

Schon zeigt sein Wandstuck Embleme der Freimauerei und der Aufklärung — gewiß befremdend in einem Abteipalast — und das Wappen des kunstsinnigen Erbauers all dieser Herrlichkeiten und Förderers der Wissenschaften, der es vom armen Knaben — er stammte aus Tauberbischofsheim — bis auf diese erhabene Abtsstelle gebracht hatte, — eine sonst allerorts von Blumenkränzen umwundene Säule, zeigt sich hier an den Oefen schon, geborsten und an Stelle von Kränzen mit geflochtenen Stricken zusammen gehalten — ein böses Omen für die dem Untergang geweihte Abtei, denn dieser Wappenherr war ihr letzter Abt. —

Um diese Zeit im Jahre 1792 war Mainz zum ersten Mal von den Franzosen besetzt und 1793 wieder verlassen worden, das war der Grund, daß eine Reihe von jungen Leuten die in einem gestörten Zustande befindliche Universität verließen und um die Vergünstigung nachsuchten, die Kollegien der beiden jungen Philosophen in Miltenberg zu besuchen, deren Ruf sich verbreitet hatte, was ihnen nicht wenig schmeichelte. Aber auch verschiedene Clubbisten, darunter auch einige Professoren mußten Mainz verlassen, nachdem die Festung 1793 wieder an die Deutschen übergegangen war, und da sich dabei auch einige Kantianer befanden, freundete sich Schmitt in deren Verbannungsort Klingenberg mit

ihnen an und die pflanzten die neuen Ideen von Gleichheit und Freiheit der französischen Republik und ihr Schlagwort „Vernunft" immer mehr in die Seele des jungen Mönches. — Auch außerhalb von Miltenberg konnte der junge Franciskaner nach vielen Seiten hin damals schon eine segensreiche Tätigkeit entfalten, so auch in seinem Heimatort Klingenberg bei dessen sonderbaren Burgbewohnern. — — Von der eigentlichen Ruine auf dem Burgberg ziehen sich in trefflicher Erhaltung neben Weinbergen, und Weinberge umschließend, die Stadtmauern zangenartig herab, die das Städtchen umfangen und mit in die Befestigung einbeziehen. — Seitlich dem Burgberg öffnet sich die romantische Schlucht, über deren Felsen- und Steinblöcke einst stärker wie heute das Bergwasser herab klang, das Burg und Stadt den Namen gegeben hat. — Nach Miltenberg hin schließt die Hauptstraße, aus der Stadtmauer aufragend, der wuchtige Brunntorturm, auf älterem Unterbau eine geschmeidige Barockhaube mit hoher Laterne tragend. — Auf der entgegengesetzten Seite fügt sich in die Befestigung als deren wehrhafter Eckpfeiler ein fester Renaissancebau mit steil aufsteigendem Satteldach und einem Eckerker ein. — Das ist das Schloß der Mayerhofen, in das uns Schmitt führt und von dessen Bewohnern er uns die treffliche Schilderung hinterlassen hat. — Sein Zugang wird allein durch einen zierlichen Renaissancetorbau mit schlanken Volutengiebeln vermittelt, der malerisch ein Straßenbild verschließt; und über alte Treppenaufgänge mit mächtigen roten Sandsteinballustren, an Fachwerkhäusern vorbei, schweift der Blick auf diesen zierlichen Bau. — Er endigt aber nicht allein die Straße, er ist auch ein sicherer Wächter des dahinter nur zu ahnenden Schloßhofs. — Und noch heute liegt etwas von dem alten Bann darüber wie vor 130 Jahren zu Schmitt's Zeiten. — Vergeblich suchte auch ich nur einen Blick in den Schloßhof zu werfen, der wurde mir verwehrt und auf meine Frage, ob man mich denn einlasse, wenn ich mit dem Pfarrherrn, oder dem Bürgermeister des Ortes wieder käme, wurde mir der Bescheid, auch dann nicht! — Ich bin schließlich doch auf einem Schleichweg hineingekommen, mit dem nun schon über 30 Jahre das Städtchen betreuenden Bürgermeister — wenigstens in den Hof, in das Schloß auch jetzt noch nicht, und die Schwierigkeiten wurden mir auch von dieser Seite völlig bestätigt. — Durch eine Gartenpforte ging es unter blühenden Hollunderbüschen durch zur alten

Stadtmauer, dort war ein kleines gothisches Pförtchen glücklicherweise nicht verschlossen und gestattete wenigstens einen Blick in den Burghof zu werfen, und damit tat sich mir eines der malerischsten Architekturbilder auf, das man in diesen Gegenden haben kann. — Rechts der Renaissanceblock des Schlosses mit den Jahreszahlen 1560 und 1562, davor eine mächtige Freitreppe mit dickbauchigen Barockdocken, darüber Säulen, die den Erkervorbau mit der Burgkapelle tragen, in der einst Schmitt die Messe las. — Hart anschließend die hohe Stadtmauer, von alten Bäumen beschattet, während die übrige Seite des sehr geräumigen Hofes von Wirtschaftsbauten, und die Seite gegenüber des kleinen Eingangs in der Stadtmauer von dem künstlerisch wirkungsvollen Torbau mit seinen reichen Renaissancegiebeln gebildet wird. — Und denselben Stil zeigt dann der zierlich bearbeitete Ziehbrunnen in Mitten dieses malerischen Architekturbildes.

1693 war der Sitz an den kurmainzischen Minister und Oberamtmann in Klingenberg August Maximilian Freiherrn von Mayerhofen gekommen und das war der Großvater des 80jährigen Besitzers zu Schmitts Zeiten, der nach seinem Paten, dem Schönborner Kurfürsten Lothar Franz von Mainz, die Namen führte (geb. 1711) und am 4. November 1770 als Herr in Aulenbach und Hopbach und auch vorher schon wie seine Vorfahren Kurmainzischer Oberamtmann in Klingenberg, Eva Gertrud Boller des Bürgers und Metzgers Tobias Bollers Tochter in Klingenberg heiratet, die so die Ahnfrau einer Reihe von adligen Geschlechtern dieser Gegend werden sollte. — Von 1772—1783 werden diesem Ehepaar vier Kinder geboren, 2 Töchter und 2 Söhne, von denen ein Sohn Ludwig Eugen, das Patenkind des gleichnamigen Herzogs von Württemberg, früher stirbt. Der „Baron Fritz" wird 1774 zur Taufe gebracht, wobei der Landesherr, der Mainzer Kurfürst Friedrich Joseph von Erthal, selbst Pate steht, während bei den Töchtern neben Verwandten väterlicherseits und auch der Großmutter Barbara Boller noch die Fürstin Maria Josepha von Löwenstein-Wertheim vom nahen Klein-Heubach nach Klingenberg als Patin hereinkommt. — Am 24. September 1794 stirbt der alte Baron fast 83 Jahre alt, doch seine junge Gattin sollte sich auch nicht lange mehr der ersehnten Freiheit, die ihr die verschlossenen Pforten des Schlosses öffnen sollte, erfreuen, denn 5 Monate danach am 8. März 1795 folgt sie schon ihrem alten und ungeliebten Eheherrn nach. —

Auch der Brückengarten, in dem sie alle paar Wochen mit Schmitt Erholung von ihrem tragischen Schicksal suchte, ist völlig erhalten und ebenso, wie das Schloß durch hohe Mauern rings umhegt, über die eine uralte Linde herüberwinkt. — Barockfiguren aus der Zeit des alten Lothar Franz von Mayerhofen, der selbst diesen Garten erst angelegt oder doch verschönert zu haben scheint, wohl von der Hand des in dieser Gegend vielfach tätigen Wörther Bildhauers Klein[14a], wurden vor einigen Jahren erst veräußert, aber noch ziert ein prächtiges auf beiden Seiten reich bearbeitetes Barockportal den Eingang, mit Vasen bestanden und mit dem von Greifen gehaltenen Wappen des Geschlechts geziert, das ich dem ganzen Stil nach, auch im Vergleich mit seinem eigenen Haus, für ein sicheres Werk des Miltenberger Baumeisters und Steinhaumeisters Johann Martin Schmidt halte, von dem wir schon hörten Es trägt die stolze Inschrift: „Lotharius Frantz Freyherr von Mairhofen zu Aulenbach Burgherr zu Clingenberg 1741" und ist also von dem, nun alten Baron zu Schmitt's Zeiten, selbst erbaut worden, und es berührt uns eigentümlich, wenn wir lesen, was er später darunter setzen ließ, und jetzt die Geschichte seines Alters kennen: „Monumentum iuventutis meae."

Die Beschäftigung mit Kant, das Vordringen der Grundsätze der französischen Revolution, die ihm durch die Mainzer Clubbisten von 1793 ab ja vermittelt waren und damals eingerissene Schäden in seinen Klöstern entfremden den jungen Franziskanermönch immer mehr seinen Brüdern und über seine schwärmerische Einbildungskraft, die ihn bisher immer noch aufrecht gehalten hatte, bekam kalte „Vernunft" — wie sie die französische Revolution eben auf ihr Panier geschrieben hatte, die Oberhand So war ihm die Berufung als Prediger nach Mosbach, die eigentlich eine Strafe sein und ihn auch von Ildephons trennen sollte, um ihn aus seinen philosophischen Ideen herauszureißen, zuerst fürchterlich, doch bald sah er, daß er durch seine Tätigkeit in Unterstützung der Landpfarrer, dem harten und ihm jetzt verhaßten Klosterzwang entgehen könne. Hier treffen wir ihn bei einer ganzen Reihe von solchen ländlichen Pfarrherrn an, von denen es gelungen ist, den stolzen Deutschordenspriester von Kocherthürn als Dr. Ernst Heinrich Simon, seit 1782 im Amte, festzulegen, und auch den von ihm besonders genau charakterisirten Pfarrer von Oedheim als Martin Hofmann (1765—1803) fest-

[14a] Frdl. Hinweis von Architekt Winterhelt, Miltenberg.

zustellen, von dem es heißt, daß er 1776 bereits einen Exorzismus vornahm [15].

Immer mehr kam sich Schmitt nun im Laufe der Zeit als „ein Geschöpf vor, das zwecklos, dem deutlichen und lauten Ruf der Natur entgegenlebte, das auf einem schwärmerischen Lebensplan einer widernatürlichen Zerstörung der höchsten Zwecke entgegen schwankte" und so konnte ihn auch die jetzt durch seinen Onkel, den Provincial, vermittelte ehrenvolle Berufung zum Lector S.S. Theologiae nach Hammelburg, die ihm glänzende Klosteraussichten eröffnete und ihm das Praedikat „admodum venerandus" gab, nicht mehr lange im Kloster halten, seine Mainzer Freunde drängten zudem zur Flucht, und als durch den Frieden von Campo Formio am 17. Okt. 1797 das linke Rheinufer durch einen geheimen Vertrag Frankreich überlassen worden war, hielt ihn nichts mehr zurück und er floh nach Mainz, rastlos und ruhelos bis ihm, Hochheim gegenüber, vom Schiffe aus die Trikolore von den Mainzern Domtürmen entgegenwehte, die ihm als Zeichen der Freiheit, als der Gruß einer besseren Zukunft entgegenzuwinken schien. —

11 Jahre war er Mönch gewesen. —

Im „Lande der Freiheit" gelandet, wird er begeistert von den „Patrioten" aufgenommen und freut sich mit ihnen, daß alle Standesunterschiede nun endgültig „auf ewig" abgeschafft sind. — Bald weiß er sich Freunde unter ihren Führern zu erwerben, aber mit der Anstellung als Volkslehrer der Vernunft, wie er es sich gedacht hatte, wollte es nicht recht gehen, da man sich in Paris über das Aeußere, über das Ceremonienwesen dieser Vernunftreligion noch nicht einig war, man andererseits aber trotz aller Revolution und Vernunft das große nationale eigentliche Ziel, das linke Rheinufer, fest im Auge behalten hatte, und noch weiteres erstrebte. — Man bot ihm dagegen einen Posten in der neu einzurichtenden Civilverwaltung, im Gebiete dieses linken Rheinufers an, und sandte ihn vorerst, um sich einzuarbeiten, nach Bingen, wo er im Gasthause des Bürgers Soler, womit er ohne Frage ein Mitglied der Familie Soherr, aus dem alten dortigen Gasthaltergeschlecht meint, mit rauschendem Beifall als entkutteter Franciskaner, Kantianer und Patriot empfangen und dann dem Cantons-Gerichtsschreiber als sein Gehülfe beigegeben wurde, um ihn später, als dieser aufrückte, selbst zu ersetzen. —

[15] Beschreibung des Oberamts Neckarsulm, S. 495, S. 594, Stuttgart 1881 (frdl. Hinweis von Dr. M. Huffschmid).

Zwar wurde es ihm zuerst schwer, die fette Klostersuppe nun meiden zu müssen, zwar merkte er bald, stark enttäuscht, daß die meisten unter der Maske Gleichheit und Freiheit nur eigennützigen Zwecken dienten, daß es dazu gerade die ärgsten Schreier und wildesten Revolutionsmänner waren, die die neue Republik in ihren Grundfesten wieder anzunagen begannen, die aber die Machthaber doch aus politischen Gründen bedurften, obwohl sie von ihrer Schädlichkeit, ihrem Eigennutz überzeugt waren. —

Dann finden wir Schmitt in Mainz wieder, wo er mit einer Schaar von „Freiheitsfreunden" auf Anstellung und auf die Berufung zu einem höheren Posten wartet, denn nun war die Organisation des neu eroberten Landes soweit vorgeschritten. — Unter diesen Freiheitsfreunden war auch ein junger Jude aus Metz, ein Maler, und Davidschüler mit Namen Marchand, der zum gleichen Zwecke sich schleunigst nach Mainz begeben hatte Mit ihm freundete sich Schmitt an und damals schildert er uns wieder in seiner plastischen Weise das Leben in einer biederen und streng orthodox gläubigen Mainzer Judenfamilie, deren Haupt ihr als wahrer Patriarch würdig vorstand. —

Es folgt dann seine Ernennung zum Kommissar des Vollziehungsdirektoriums des Kantons Wolfstein in der Pfalz und sein Abmarsch dahin mit seinem neuen Secretäre en chef, eben Marchand. Voll Entsetzen und fassungslos sehen die beiden damals in den ersten Monaten des Jahres 1798 die malerische Gegend von Wolfstein, mit den hohen Bergen, dem pappelbestandenen Lautertal und den Burgruinen an, noch ganz im ausgehenden 18. Jahrhundert befangen, das in Laune und Geschmack die flacheren lieblichen Gegenden des Main- und Rheingaues vorzog, aus denen Schmitt kam und den blühenden Garten Lothringens um Metz, woher Marchand seinen Weg gefunden hatte. — Und doch sollte es nicht mehr lange dauern, daß Dichter und Maler dieses romantische Fleckchen Erde besangen und schilderten, worunter einer der bedeutendsten gerade der Sohn des alten Kommissärs, der romantische Maler Georg Philipp Schmitt noch dazu werden sollte. —

Die dreifarbige Kokarde war ihnen nicht nützlich bei ihrem Eintreffen, die Westricher wollten im allgemeinen wenig von der neuen Freiheit und den Franzosen wissen. Nur wenige Patrioten gab es, deren Führer der Rothgerbermeister und Gasthalter Georg Christian Krieger war, der die müden, von dem Empfang enttäuschten Wanderer endlich gastlich aufnahm, und bald sahen sie

sich von den benachrichtigten und betrunkenen Patrioten mit der Marseillaise, dem „Ca ira" und dem „Freiheit ihr Brüder" umbrüllt. — Schmitt's Aufgabe war es nun, den Patriotismus zu stärken und die Municipalverwaltungen einzuführen, was mit großer Feierlichkeit im März 1798 auch geschah, nachdem Krieger von ihm zum Kantonspraesidenten bestimmt worden war. — Nun sind die Westricher dieser rauhen Gegend, ihr angepaßt, nicht so leicht zu nehmen, wie die mehr dem Rheine zugewandten Pfälzer, schon näheren sie sich mehr im Charakter den Saarbrückern, die dazu nicht immer im Neuen im Laufe der Jahrhunderte nur das Gute gesehen haben und gar nicht so einfach zu behandeln sind, wie eine vielhundertjährige Geschichte lehrt. — Das sollte auch Schmitt bald erfahren, als er die Freiheitsbäume pflanzte und die männlichen Mitglieder von ganzen Gemeinden einfach ausrückten, die Freiheitsbäume wohl auch wieder absägten und das Tragen der französischen Kokarde weigerten, und selbst mit den Patrioten hatte er Last, als diese sahen, daß auch die Republik Steuern verlangte und zwar sie angeblich mehr drückende wie die der alten Herrschaft, denn so hatten sie sich die neue Freiheit nicht gedacht. — So war man selbst unwillig, als man den Zehnten abschaffte und in Geldsteuern umsetzte und die Regierung ordnete Volksfeste auf Volksfeste an. um solche Widersetzlichkeit zu besiegen, bis zum Schluß allzuviele Feiertage da waren, was dann auch wieder im Interesse der Volkswirtschaft nicht gut war. — Es ging so weit, daß die überhaupt sehr militaristisch, aus Eroberungsgründen angehauchte Republik ganze Kompagnien Kavallerie auf Exekution in die renitenten Dörfer legen mußte, die nun einmal keine Steuern bezahlen wollten, das war eben noch das einzige Mittel, das sie schließlich hatte, ihre militärische Macht. — Und ähnlich war es in den benachbarten Kantonen, aus denen uns Schmitt eine interessante Bekanntschaft mit seinem Kollegen von Lauterecken näher miterleben läßt, bei der festlichen Einrichtung der Municipalverwaltung von Meisenheim. Es war das gewissermaßen ein evangelisches Gegenstück zu ihm selbst, — der reformirte Pfarrherr Philipp Jakob Römmich[16] nämlich von Gangloff bei Meisenheim, der den Ideen

[16] Philipp Jakob Römmich geb. 1766 in Bischweiler im Elsaß, gest. 1813 in Meisenheim. Sohn des Schullehrers und Organisten Phil. Jakob Römmich aus Edenkoben in Bischweiler, eines Legitimsten und der Pfarrerstochter Anna Maria Heilmann, die nach der Flucht ihres Mannes verhaftet wurde, aber Eulogius Schneider in Straßburg mit einer so wohlgesetzten lateinischen Rede zu bestricken wußte, daß er sie freiließ und beschützte. Sie war nach vielen Seiten hin

der französischen Regierung so ergeben war, daß er seiner Pfarrstelle den Rücken wandte und auch Kommissar des Vollziehungsdirektoriums im Kanton Lauterecken wurde.

Den Principien von der ewigen Abschaffung der Standesunterschiede war übrigens auch Schmitt nicht immer treu, selbst in dieser Zeit seines Amtes, das er wirklich mit aller Überzeugungstreue sonst für die Republik verwaltete. — Er verlangte nämlich von seiner Frau als „der Gemahlin eines Beamten", daß sie auszeichnenden Kopfputz und Kleidung tragen solle, um sich über den Erwerbstand, dem sie entsproßen, in etwas hervorzuheben, was auch u. a. zu Familienzwistigkeiten führte, da sie das vernünftigerweise ihm abschlug, und in dem kleinen Orte nicht anders einhergehen wollte, wie ihre Mutter und Schwestern. — Er hatte nämlich am 8. Nov. 1798 Elisabeth Philippine Karoline Jakobine Krieger (geb. 1778) geheiratet, eben die Tochter des Kantonspraesidenten und Rothgerbermeisters Georg Christian Krieger und seiner Ehegattin Elisabeth Theobald von Wolfstein, und 1799 wurde dem Ehepaar das erste Kind geboren und von einem lutherischen Pfarrer nach der Religion der Mutter getauft. — Auch sonst war der Kommissar in guten Beziehungen zu den Geistlichen und Angehörigen dieser Religion, wie schon früher als Mönch, und es reichte ihm zur Genugtuung, daß er einst von der evangelischen Gemeinde auch trotz seiner amtlichen hohen Stellung aufgefordert wurde, in ihrer Kirche zu predigen. —

Das Jahr 1799 war ein unruhiges; der Kongreß von Rastatt löste sich auf, die österreichisch-russische Armee strebte nach Westen, die republikanische Regierung in Paris geriet in Panik und schon war der Rückzug dieser neu besetzten Gebiete angeordnet, dem sich die Patrioten anschließen wollten, als Napoleon aus Aegypten eintraf, die verzweifelte republikanische Regierung stürzte und sich als Diktator an die Spitze setzte. —

Daß er ein wirklicher Diktator war, bewies er sofort durch die restlose Entlassung der sämtlichen Beamten dieser republikanischen Municipalverwaltungen, wodurch auch Schmitt brotlos wurde und, wie er sagt, als wirklich freier Mann, hungern konnte.

eine ungewöhnliche Frau, die griechisch und lateinisch beherrschte und ihre Söhne darin unterwies. Noch heute wird in der Bischweiler Apotheke die „Mixtur der Frau Römmich" gefertigt und verlangt. Sie ließ sich dann von ihrem Mann, als geflohenem Feind der Republik scheiden und wird es wohl gewesen sein, die die revolutionären Ideen bei ihrem Sohne, dem Gangloffer Pfarrer entflammte. (Nach frdl. Mitt. der Familie.) Vgl. auch F. W. Culmann: Geschichte von Bischweiler, Straßburg 1826, S. 139.

Doch die Angst war unnötig, denn die fähigsten dieser Beamten, aber dennoch weniger wie ein Drittel, wurden wieder angenommen, darunter auch Schmitt und sein Freund Römmisch, die man zu Steuerkontrolleuren ernannte. —

8 Jahre blieb Schmitt nun als solcher, seinem eigenen Wunsch und aus Rücksicht auf seine, als Westricherin eben nicht leicht zu nehmenden Frau in Spesbach, einem kleinen Dörfchen, von 1800—1808 wohnen, mit dem weiten Amtsbezirk der Kantone von Homburg, Landstuhl und Waldfischbach mit 74 Gemeinden, und hatte wieder zahlreiche Gelegenheit, sich über mangelnde Steuerfreudigkeit zu ärgern, aber auch wieder die Genugtuung von Seiten seiner Behörden ein volles Lob zu ernten, das sich auch auf ihn ergoß, als sein höchster Vorgesetzter Jeanbon St. André, ihn in Spesbach besuchte, der nicht unbeliebte und unverdiente Praefekt, den seine Mainzer im witzigen Wortspiel mit den berühmten „jambons de Mayence" und seinem Familiennamen, den Schinkenandres nannten. — Aber auch in anderer Weise legte diese Zeit die Grundlage für seinen Wohlstand. Wie in allen unruhigen Zeiten, wie in und nach allen Revolutionen, war damals etwas zu verdienen, wenn man seine Zeit übersah und gewissermaßen über den Parteien schwebte. — Die herrschaftlichen und geistlichen Güter waren als Staatsgut eingezogen worden, aber der Staat war nicht in der Lage, sie wirtschaftlich zu verwalten und auszunutzen, und da er seine Unfähigkeit hierin einsah, versteigerte er sie wieder in Privatbesitz, dem er sie abgenommen hatte. — In den Schmitt'schen Kantonen waren es vor allem die großen reichsgräflich Sickingen'schen Domänen, die in Mainz zur Veräußerung kamen, die Schlösser, Güter und die ungeheuren Waldungen. —

Mit einer Reihe von Gesellschaftern ersteigte nun Schmitt, der sich bei aller revolutionären Gesinnung doch eine solche Gelegenheit, selbst eine Art Feudalherr zu werden und an die Stelle der alten zu setzen, nicht entgehen lassen wollte, von der Praefektur in Mainz für die damals sehr hohe Summe von 180,000 Franken[17] solche Güter, zu deren Verwalter er dann von den Gesellschaftern ernannt wurde und die er z. T. nacheinander wieder mit großem Gewinn abstieß. — Diese Steigerung fällt in die Zeit um den Monat Mai 1803, da damals der Maire von

[17] In dem Manuskript ist hier eine Unklarheit, indem zuerst geschrieben war „70 bis 80,000 Franken", was danach z. T. durchstrichen und durch Einfügung einer 1 vor 80,000 verbessert wurde.

Landstuhl, J. A. Mayer-Schuler ebenfalls auf der Praefektur in Mainz für sich selbst das reichsgräflich Sickingensche neuerbaute Residenzstadtschloß erwarb. Diese reichen Landstuhler Familien, die damals und später in der Pfalz noch eine besondere Rolle spielten[18], müssen wir uns überhaupt als die Gesellschafter Schmitts bei dieser Unternehmung denken, denn zu ihnen hatte er gute Beziehungen, waren es doch seine wichtigsten Steuerzahler und fast alle Sickingen'schen bedeutenden Besitzungen gingen nacheinander an sie, die alle miteinander verwandt waren und eine Familiensippe bildeten, die Schuler — Benzino — Wirth — Schneider — Pletsch — Mehler — Didier — Loew und Mayer über und sie spielten auch eine hervorragende Rolle in der Verwaltung zu napoleonischer Zeit, wo allein die Familien Mayer-Schuler mit 8 Maires nacheinander die benachbarten Kantone besetzt hielten. — Diese für Schmitt, der doch als früherer Mönch nicht viel Vermögen sein eigen nennen konnte, gewagte Spekulation hat restlos seinen Wohlstand begründet. — Von dem Ueberschuß erbaute er sich in der Heimat seiner Frau ein stattliches balkongeschmücktes Wohnhaus, das heutige Gasthaus zum Koenigsberg in Wolfstein. —

Und nachdem ihm noch im Jahre 1808 in Spesbach sein 7tes Kind — der nachmalige stille und feine Heidelberger Maler der Romantik Georg Philipp Schmitt geboren war, zog er in seinen neuen Wohnsitz, und damit brechen die handschriftlichen Erinnerungen ab. — —

Geschrieben wurden sie von ihm etwa in seiner Zeit als Privatdozent der Philosophie an der Universität in Heidelberg, oder doch kurz vorher, jedenfalls um 1822, — als 56jähriger Mann; — und sie fanden sich, schon verloren geglaubt, im Nachlaß seines Enkels, des Heidelberger Malers Guido Schmitt wieder, als dieser 1922 im 89. Jahre starb. —

Damit ist eine wertvolle kulturgeschichtliche Quelle gerettet, die ein geistvoller Mann uns als sein Vermächtnis hinterlassen hat, dem es im Leben nicht in dem Maase vergönnt war, zu wirken, wie sein umfassendes Wissen es wünschenswert gemacht hätte, eine Quelle, die an sicherer Hand dazu von der Barockepoche in die Zeit der Aufklärung überleitet und aus sonst wenig bisher zu-

[18] Vgl. Blaul: Träume und Schäume vom Rhein, S. 156; vgl. sonst die handschriftl. Chronik des Maire J. A. Mayer auf dem Rathaus von Landstuhl und Familienaufzeichnungen auf dem Nussbergerhof in Saarbrücken.

gänglichen Kreisen berichtet. Dazu läßt sie uns noch eine Zeit miterleben, die, in vielem unserer heutigen vergleichbar, helle Streiflichter auf sie zu setzen vermag.

Es erübrigt nun, noch einen Blick auf die ferneren Lebensschicksale Simon Joseph Schmitts zu werfen und auch hier können wir auf sicherem Boden schreiten, an Hand der Kirchenbücher, seiner weiteren Disposition für die geplante Fortführung der Lebensgeschichte bis zu seinem Heidelberger Aufenthalt, unter Heranziehung von Akten des Universitätsarchivs und von der Familie mir für diesen Zweck zur Verfügung gestellten und aufgezeichneten Erinnerungen eines noch bis vor kurzem lebenden Enkels[19].

Vom December 1808 bis 1811 war Schmitt als kaiserlich französischer Steuerkontrolleur in Wolfstein tätig. — 1811 und 1812 kehrte er zu Besuchen seiner Familie nach Klingenberg in seine Heimat am Main zurück. Noch lebte hier seine Mutter, die erst am 2. Mai 1824 beinahe 94 Jahre alt schließlich an Altersschwäche starb, und von der die Familie bis auf die heutigen Tage die Langlebigkeit geerbt zu haben scheint. — Seine Schwestern hatten in angesehene und wohlhabende Familien geheiratet, während von seinem Bruder nicht mehr die Rede ist 1796 hatten die Franzosen seinem Heimatort einen wenig erfreulichen Besuch abgestattet und sich für sein restloses Eintreten für ihre Ideen dadurch revanchirt, daß sie 2 Verwandte von ihm umbrachten und 2 gefänglich lange Zeit mit sich fortschleppten. — Die beiden ältesten Schwestern hatten beide in die Gasthalterfamilie zur Krone, die Kuhn geheiratet, die Söhne des Benedikt Kuhn, Stadthauptmanns und Kronenwirts, Johannes Nicolaus (1780) und Johannes (1786), so daß die Schmitt auch zu der zweiten, ebenfalls durch ihren Weinberg- und Grundbesitz hervorragenden Gasthalterfamilie Klingenbergs in Verwandtschaft traten, von denen bis heute sowohl im Bären, wie in der Krone noch Nachkommen sitzen. — Die jüngere Schwester Anna Maria hatte 1797 in Miltenberg bei den Franciskanern dazu den reichsten Mann von Klingenberg und bedeutendsten Weingutsbesitzer Simon Georg Wagner, Rothgerbermeister geheiratet, der, öfters Rats-

[19] Ich bin hier noch besonders Herrn Dir. Carl Leonhard, Heidelberg, einem Enkel Schmitts, zu Dank verpflichtet, der seine älteren Geschwister, auch einen im Alter von 86 Jahren nun verstorbenen Bruder, auf den etwas von der Lebenskraft seiner Schmitt'schen Vorfahren übergegangen war, auf meine Bitte veranlaßte, noch Aufzeichnungen zu machen. Auch Notizen von Wolfsteiner und anderen Verwandten liegen mir vor. —

schultheiß seiner Vaterstadt, zuerst 1783, war, um die er sich nach der Reinhardt'schen Chronik besonders verdient gemacht und 1796[20] sie durch sein umsichtiges Verhalten vor dem Einäschern durch die Franzosen gerettet hatte.

So traf der alte Kommissar seine Familie in Klingenberg in behaglichen Verhältnissen an, als er sie in den Jahren 1811 und 1812 nach langer Trennung besuchte. —

Dem Jahre 1814, der Zeit der Wende vom Franzosen- zum Deutschtum, auch in den Pfälzerlanden, wollte er ein besonderes Kapitel widmen, von dem wir nur bedauern können, daß es nicht geschrieben worden ist. — Als „teutscher Steuerkontrolleur" trat er dann in bayerische Dienste und wurde 1818 nach Kusel versetzt. 1820 starb ihm seine Frau, nachdem sie ihm 15 Kinder geboren hatte und die 20ger Jahre brachten ihm auch weiteres Unglück, er wurde vom Dienste entlassen. —

Vom Schicksal ungebeugt, strebt er nun wieder seiner alten philosophischen Lehrtätigkeit nach 25jähriger Unterbrechung zu. — Er promoviert zum Doktor der Philosophie und sucht danach als Privatdozent an der Universität Heidelberg angenommen zu werden. Sein Gesuch wird am 16. Oktober 1822 vom Ministerium gewährt[21] und seine Lehrtätigkeit beginnt; die sich nach den erhaltenen Vorlesungsverzeichnissen deutlich in ihrem reichen Ausmaase verfolgen läßt[22], daneben unterrichtet er die Studenten in der französischen Sprache. —

Er kam jedoch bald in Konflikt mit der Universität. Schon am 16. Februar 1823 erläßt der Prorektor Tiedemann folgende Verfügung: „Das akademische Direktorium sieht sich veranlaßt, nach dem, was ihm über die neuliche öffentliche Vorlesung des Doctors Philosophiae Schmid angezeigt wurde, die Fortsetzung seiner Vorlesungen über den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht zu untersagen, indem sich sowohl der Gegenstand als

[20] Maria Eva Kuhn geb. Schmitt † 1848. Maria Anna Wagner geb. Schmitt † 1858. Zu der Episode des Franzoseneinfalls 1796 vgl. die Reinhardtt'sche Chronik. Manuskript auf dem Rathaus in Klingenberg. —

[21] Archiv d. Univ. Heidelberg, phil. Fak. 5/6. Nr. 106 Akten Dr. Schmitt.

[22] Sommerhalbjahr 1923: Geschichte der philos. Systeme besonders der neueren Zeit, die 4 ersten Wochentage von 10—11 Uhr. Logik und Metaphysik nach Diktaten an den 5 ersten Wochentagen von 8—9 Uhr. Naturrecht nach Diktaten an den 4 letzten Werktagen von 2—3 Uhr. Winterhalbjahr 1923—24: Logik nach seinem Lehrbuch (bei Gutmann in Heidelberg 1823) und Metaphysik nach Diktaten an den ersten 5 Wochentagen von 8—9 Uhr. Pragmatische Anthropologie nach Heften in noch

die Art der Darstellung nicht mit dem Anstand und der Würde eines akademischen Lehrers verträgt."

Man nahm bisher an, daß das die Ursache der Entziehung der venia legendi ausgemacht habe, dem ist aber nicht so, Schmitt las entschieden, und wie aus den Akten hervorzugehen scheint, unter großer Anteilnahme der Studierenden, noch eine Reihe von Semestern weiter. Das sagen uns ja die Vorlesungsanzeigen allein schon zur Genüge. — Und noch mehr, außer seinem philosophischen Lehrbuch hatte er noch in demselben Jahre 1823 auch bei J. M. Gutmann, Universitätsbuchdrucker in Heidelberg, diese geistreiche Vorlesung „Ueber den Umgang mit Frauenzimmern" im Drucke erscheinen lassen, aus der ersichtlich ist, daß die Sache nicht so tragisch aufgefaßt werden muß. — Die Schwierigkeiten erkennend, beginnt er hier seine Vorrede:

„Der Gegenstand wäre — frisch, und — für das junge Leben anziehend, und — von Bedeutung . . . . .

Aber wie es anfangen„ daß der Verständige den Zweck nicht mißkenne — dem guten Willen Gerechtigkeit widerfahren lasse, und daher die kleine Arbeit nicht verschmähe? — daß der bedächtliche Frömmler — in seiner düstern Phantasie hier nicht schlüpfrige Jugend-Verführung wittere, und mich der Sittenlosigkeit bezüchtige? — — daß der Schwache sich daran nicht ärgere, sondern mit Behagen verweile? — — daß der Bedenkliche die Mücke nicht für einen Elefanten versehe, — vielmehr doch endlich Beifall nicke? — — daß der Lockere dem Heiligen nicht spotte? der Wüstling ihm nicht fluche? — — und was ist zu thun, daß die beleidigte Schöne mich nicht mit bitterer Rache verfolge? und die Geschmeichelte mich nicht mit zärtlichster Freundschaft erdrücke? — Und wie machen endlich, daß es von Nutzen sey?" Und so will er denn auf 100 Seiten seine Studenten im Umgang mit Frauenzimmern zur — Weisheit führen,

---

zu bestimmenden Stunden. Sommerhalbjahr 1924: Theoretische Philosophie und Logik nach eigenem Lehrbuch 1823. Metaphysik unter Einschluß der Naturlehre nach Kants metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, täglich von 7—8 Uhr morgens. Philosophie des Rechts oder Naturrecht. 4 mal in einer noch zu verabredeten Stunde. Praktische Philosophie und zwar a) Sittlichkeits- und b) Glückseligkeits- oder Klugheitslehre täglich von 5—6 Uhr. Winterhalbjahr 1924—25: Logik und Metaphysik, erstere nach eigenem Lehrbuch 1823, letztere nach Heften, 5 mal wöchentlich von 8—9 Uhr: Sommerhalbjahr 1825: Logik nach eigenem Lehrbuch 1823 und Kritik der Metaphysik nach Heften 5 mal von 8—9 Uhr. Pragmatische Anthropologie nach Kant. 4 mal wöchentlich von 2—3 Uhr.

eine „Schule der Weisheit" überhaupt schon 1823 gründen. — —

Wie dem auch sein mag, es scheint doch ein gespanntes Verhältnis mit seiner Fakultät zurückgeblieben zu sein, wenn auch dieser Vorfall nicht den Anlaß zu seinem Scheiden von der Universität abgab.

Im Wintersemester 1825—26 liest er nicht mehr. — Gerade aus dieser Zeit aber berichten die Familienaufzeichnungen von einer Berufung nach München auf Betreiben des Königs Maximilian I., mit dem Bemerken, daß die Möbel schon gepackt in Mannheim standen, als der König in der Nacht, ohne das ihm bereits vorgelegte Anstellungsdekret unterschrieben zu haben, starb. — Auch von einer gedruckten und von ihm verfaßten Broschüre „Justizmord in der Pfalz" ist in diesen Aufzeichnungen die Rede, die aber noch nicht wieder hat beigebracht werden können und noch mit seiner Entlassung aus dem Dienste in Kusel im Zusammenhang stehen muß[23].

Schmitt hat dann kein Amt mehr angenommen. — Er ging nach Wolfstein, wohnte in seinem schönen Hause, verwaltete seinen Grundbesitz — und wurde älter und älter, bis er als der wahre Patriarch von Wolfstein im 90. Lebensjahre am 16. März 1855 starb. — Schon woben sich zu Lebzeiten die Sagen um ihn, wie sie es um alle Persönlichkeiten zu tun pflegen, die sich aus ihren Mitmenschen markanter herausgehoben haben. — Voll Scheu blickte die Jugend nach der hohen, statt-

[23] Es ist auch in der Aufzeichnung von einem Freunde Schmitts, einem früheren Mönche, namens Meuth die Rede, der in derselben Zeit wie er, aus dem Kloster geflohen sein soll und dann Steuereinnehmer in Kaiserslautern war. Von der Schrift „Justizmord" wird behauptet, daß die Anschuldigungen gegen ihn von den Jesuiten betrieben worden seien, wegen seiner Flucht aus dem Kloster und weil er, wahrscheinlich bei der Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, also zu Anfang der 20er Jahre zur protestantischen Kirche übergetreten sei. — Ein Herr von Stichaner, also doch wohl der bekannte Speyerer Regierungspraesident, soll die Angelegenheit besonders gegen Schmitt betrieben haben, letzterer aber dann durch den König von Bayern geschützt worden sein. Was die Jesuiten mit der Sache zu tun haben sollen, ist nicht recht ersichtlich, wie man überhaupt dergleichen Familientraditionen immer etwas skeptisch gegenüberstehen muß. — So hat sich selbst die mir von dem Enkel, dem fast 90jährigen, erst 1922 verstorbenen Maler Guido Schmitt versicherte Familientradition, daß Miltenberg der Ort der Herkunft seines Großvaters sei, den er ja noch gut kannte, da er über 20 Jahre bei dem Tode war, auch nicht bestätigt, und ebenso die Aufzeichnung, daß er vom Engelberg auf einem Mainfloß geflohen sei.

lichen Greisenerscheinung, wenn es hieß, da kommt „der alt Kontrollör" oder in Verkennung der Tatsachen „der alt Kapuciner", wie ihn auch die protestantische Pfarrbeschreibung von Wolfstein nennt. — Und man flüsterte sich zu, daß er in unruhiger Zeit einst in der Kirche „gotteslästerliche Reden" gehalten habe. — Wie es damit in Wirklichkeit war, zeigen uns die Lebenserinnerungen nun zur Genüge, die uns das meisterhafte Bild des Charakters eines aufrechten, seinem Ziel unverwandt zuschreitenden Mannes enthüllen; der der Stammvater einer tüchtigen und wie er lebenskräftigen Familie werden sollte, die noch im Mannesstamm und in zahlreichen weiblichen Linien blüht und die als seinen Sohn den Politiker Ludwig von Schmitt hervorbrachte, den bekannten Generalprokurator der Pfalz in Zweibrücken, den der König von Bayern adelte, weil er, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, dem Freunde der Revolution, diese Bewegung 1848 mit starker Hand in der Pfalz daniederhielt, und dann aber auch wieder die feinen und beschaulichen Maler der Heidelberger Romantik, Georg Philipp und Franz Schmitt und als seine Enkel Nathanael und den letzten der Heidelberger Romantiker Guido Schmitt.

Und von ihnen hat uns sein ältester Sohn Georg Philipp, die prächtige Federzeichnung hinterlassen, aus der uns der Verfasser dieser Lebensgeschichte wie ein kluger Abt des 18ten Jahrhunderts anblickt, und uns so im Verein mit dem, was er uns jetzt zu sagen hat, menschlich nähertritt[24].

Heidelberg, im Juli 1924.

KARL LOHMEYER.

---

[24] Für die Einleitung wurden herangezogen die Pfarrarchive von Klingenberg, Miltenberg, Amorbach und Walldürn, das fürstlich Leiningen'sche Hausarchiv, das Archiv der Universität Heidelberg. — Auszüge aus den Kirchenbüchern und Standesamtregistern von Wolfstein i. d. Pfalz und das Reinhardt'sche Manuskript der Chronik auf dem Rathaus in Klingenberg. Allen Vorständen dieser Archive habe ich für die liebenswürdige Unterstützung zu danken. — Sonst gebührt namentlich mein Dank zahlreichen Mitgliedern der Familie Schmitt und ihrer Verwandten und für Hinweise mancher Art, wie sie dieser Einleitung nützlich geworden sind den Herren Archivrat Dr. Krebs in Amorbach, Architekt E. Winterhelt, Miltenberg, Prof. Dr. Sillib, Dr. Erich Rothacker und Landgerichtsrat a. D. Dr. phil. h. c. Huffschmid in Heidelberg, Prof. Dr. phil. h. c. Schreibmüller, Landshut, Bürgermeister Becker in Klingenberg, Bürgermeister Schaffner aus Meisenheim und Frau Geheimrat Roemmisch in Saarbrücken.



Dr Simon Joseph Schmitt
geboren d. 17ten Januar 1766.

LEBENS-GESCHICHTE

VON

SIMON JOSEPH SCHMITT
DOKTOR DER PHILOSOPHIE.

INNHALT.

ERSTES KAPITEL.
Meine Kind und Knabenjahre in Klingenberg 1

KAPITEL II.
Meine Gymnasiumsjahre in Miltenberg 13

KAPITEL III.
Mein Novitiat in Mosbach und Philosophie in Bischofßheim an der Tauber 25

KAPITEL IV.
Meine Theologie und Jus Canonicum in Fuld 34

KAPITEL V.
Ich – als Lector Philosophiae in Miltenberg 52

KAPITEL VI.
Ich – als Prediger in Mosbach 69

KAPITEL VII.
Ich – als Lector Theologiae in Hamelburg 89

KAPITEL VIII.
Ich – als Bürger im Lande der Freiheit 100

KAPITEL IX.
Ich – als Commißaire des franz. Directoriums in Wolfstein 110

KAPITEL X.
Ich – als Steuer Kontrolleur in Spesbach 122

ERSTES KAPITEL.

MEINE KIND- UND KNABENJAHRE IN KLINGENBERG.

Von fünf Geschwistern, welche meinen Eltern geboren wurden, war ich der dritte. Vor mir waren zwei Schwestern, und nach mir ein Bruder und noch eine Schwester. Mein Vater, ein schlichter, ehrlicher Handwerker, war Herrschaftlicher Küfer in dem Kurmainzischen Städtchen Klingenberg am Main; und hatte als solcher die Besorgung der Zehende-Weine, wovon gewöhnlich ein großer Teil als Besoldungserträgnisse an die Beamten, Pfarrer und höhere Geistlichkeit angewiesen waren, wodurch derselbe mit vielen dieser Herren in verbindliche Verhältnisse und Berührung kam.

Von einem dieser geistlichen Herren — dem er wohl öfters besonders guten Wein mochte gegeben haben —, erhielt er einstmals das freundschaftliche Versprechen, daß, wenn er einen seiner Söhne wolle studieren lassen, daß dann er, der geistliche Herr, dessen Versorgung auf sich nehmen wolle. Dieses mag vielleicht die erste Veranlassung gewesen seyn, daß mich meine Eltern zum Studieren bestimmten. — — Meine Mutter träumte sich glücklich, wenigstens in einem ihrer Söhne einstens einen frommen Geistlichen am Altare zu sehen . . Der Pfarrer im Städtgen, der meinem Vater wegen der guten Competenz-Wein-Besorgung ebenfalls gut war, bestärkte meine Eltern in ihrem lobenswürdigen Vorsatze, aus wenigstens einem ihrer Söhne durch Studieren einen frommen Diener Gottes zu machen. — Die Klosterpfaffen von dem naheliegenden Engelßberg und Miltenberg, welche meine Eltern — des guten Klingenberger Weines wegen — öfters besuchten, unterstützten und ermunterten nicht wenig ihre frommen Entschlüsse . . . .

So in Geschäfts-Verhältnissen, mit Geistlichen von allerhand Art, sah mein Vater gar bald und gar wohl, daß dieselben alle ein gemächliches Leben führten — gut aßen und tranken —, hoch geehrt waren, und keine Nahrungs-Sorgen hatten . . . Sein

frommer Sinn hielt sie für glückliche Diener Gottes, und sein Entschluß war gefaßt, wenigstens einen seiner Söhne durch Studium an dieser Glückseligkeit Theil nehmen zu laßen. Die Kinder-Spiele, mit denen ich und mein Bruder uns beschäftigten, liesen auf unsere Neigungen schliesen . . . Er hatte Freude an dem Handwerks-Geschirre des Vaters, wollte Fäßer machen, und war immer um ihn, wann dieser auf dem Handwerke arbeitete. Jch dagegen war gern mit Spielen höherer Art beschäftiget. Ich ahmte die geistlichen Verrichtungen des Herrn Pfarrers nach, — versammelte andere Kinder um mich, hielt Processionen mit nachgeahmtem Kreuz und Fahnen — laß Meßen — predigte — kurz, ich spielte ganz den Priester zu innigster Freude meiner Mutter, welche hinter dem Spinnrade auf meine Spiele lauschte, und in mir den — einst glücklichsten ihrer Kinder, — den geistlichen Herrn, — den Diener Gottes ahnete, dem seine Geschwister einstens die heiligen Hände küssen würden. Ich erinnere mich itzt noch gar wohl, wie sie, die gute Mutter, mich einst, noch als Kind, mahnte, ich sollte ihr Meße lesen, und sie wolle dabei bethen, wie es in der Kirche gebräuchlich seye. Mit dem siebenten Jahre wurde ich zur Schule geschickt. Das Lesen und Schreiben ging wie gewöhnlich, auch die Unarten der Kinder waren bei mir das, was sie in diesem Alter zu seyn pflegen, Ausbrüche der Munterkeit, des Frohsinnes, der Gesundheit. Die Schulknaben mußten der Ordnung nach und abwechselnd den Herrn Pfarrer bei der täglichen Messe bedienen. Die Reihe kam auch an mich und mit größter Andacht wohnte meine Mutter den Messen und anderen Kirchlichen Ceremonien bey, wo ich, ihr Liebling, den Priester mit gefalteten Händen und kniend bediente, und konnte nicht aufhören zu rühmen, wie schön, wie fromm ich diese kleinen Dienste verrichtet hätte. — In der That machten die kirchlichen Ceremonien, die priesterliche Kleidung, besonders an hohen Festtagen, die Verzierung der Altäre bei feierlichen Gelegenheiten auf mich den tiefsten Eindruck, und ich war der eifrigste Knabe in Hinsicht der kirchlichen Verrichtungen. Wenn in den Weihnachtstagen in der Kirche die sogenannte Krippe aufgeschlagen, die Geburth des Herrn Jesus in kleinen wohlgeputzten Puppen vorgestellt wurde, — hier Maria — Joseph, — das kleine Jesuskind in Windlen in einem mit Stroh gedeckten ärmlichen Stalle zwischen einem Ochsen und einem Esel — dort' ober dem Stalle der glänzende

Stern von Rauschgold, — auf der Seite einige Schäfer, der eine halbschlafend, der andere im Schlapphutte auf die Schäferschipp gelehnt, mit dem wachsamen Philax an der Seite, die umher zerstreuten Schaafe und Lämmer hüteten, und über ihnen in der Luft, an einem Trath der schön ausstaffierte Engel mit dem ausgebreiteten Zettel in den Händen, auf welchem das Gloria in excelsis mit roth und goldenen Buchstaben geschrieben stand, in der Höhe das Schloß des König Herodes, aus welchem die drei Weisen Caspar, Melchior und der schwarze Balthasar in königlicher Pracht, und ihre kostbaren Geschenke in den Händen tragend, heraus und den Berg herunter auf den Stall zu reiten und dabei von dem Chor das „Et incarnatus est", in der Melodie des bekannten Wiegenliedes „heio popeio" abgesungen wurde . . . Wenn in der Charwoche das heilige Grab mit seinen durch allerhand Farben transparent erleuchteten Glaskugeln, und der darin liegende vom Kreuz abgenommene Jesus, — die dabei weinenden Frauen, — und die schlafenden Wächter mit ihren Helleparten und Schnurrbärten — das Pochen und Lärmen bei der vorgestellten Auferstehung mich kindlich erschütterten, und ich und andere Knaben mit der hölzernen Klapper, während die Glocken schweigen mußten, durch die Straße liefen, und lärmend zu den kirchlichen Ceremonien beriefen. —

Wenn am Christi-Himmelfahrtstage der hölzerne Herr Jesus an einem Seile in abgezirkeltem Kreiße durch die an dem Gewölbe der Kirche angebrachte Oeffnung hinaufgezogen, oder am Pfingstfeste der heilige Geist in Gestalt einer weisen Taube mit schönen rothen Füsen in dem nämlichen Seile und in den nämlichen Kreisen aus bezeichneter Oefnung unter Orgel- und Trompetenschall heruntergelassen wurde, und alles Volk die Mäuler aufsperrte, — und ich dann dabei das ascendo ad patrum meum, und das veni Creator Spiritus, mit anstimmte, oder mit dem Chor alternirte; da war ich in meiner Sphaere; — und konnte mich von solchen kirchlichen Feierlichkeiten mit meiner Mutter Stundenlang unterhalten.

Bei den gewöhnlichen Prozessionen und sogenannten Bittgängen lag ich der guten Mutter lange vorher an, daß sie doch auswirken wolle, daß ich denselben beiwohnen durfte, besonders wenn sie nach einer entfernteren Kirche gingen. Ich bekam nämlich bei solchen Gelegenheiten andere Kirchen /: bis daher kannte ich noch keine andere als die Pfarrkirche in Klingenberg

und die alte Pancratius-Kapelle allda :/ andere Verzierungen, andere Fahnen, andere Priesterkleidungen zu sehen . . . . Noch sind die ersteren Eindrücke nicht verlöscht, welche damals die Kirchen von Trennfurt, Wörth, Röllfeld und ganz besonders die Klöster und Klosterkirchen von Himmelthal und Engelßberg auf mich machten. Das Religiöse, durch Schönheit der Lage, der Natur überhaupt erhöht, wirkte so sehr auf mich, daß itzt nach fünfzig Jahren meiner Phantasie die Bilder davon noch ganz lebhaft vorschweben. — Der schöne, der einzige Engelßberg, anderthalb Stunde vor Klingenberg, ein Kapucinerkloster auf einer steilen Bergesspitze!! Unter schattigen Bäumen steigt der Pfad allmählich in abgesetzten Räumen, die sich stufenweiße durch die berühmten Groß-Heubacher Weinberge übereinander erheben, hinan. Tausend schöne breite Treppen gewähren von einer Terasse zur andern ein bequemes Aufsteigen. Hohe Linden schirmen die zum heiligen Berge Wallenden gegen die Gluth der Sonne, — — und zur Seite der Terassen erinnern die in kleinen Häußgen bildlich dargestellten Auftritte aus der Leidensgeschichte Jesus, welch steilen und peinlichen Weeg der Herr und Meister ehedem zu seinem Todesopfer wandelte. Diese kleinen Kapellen dienen den Auf- und Absteigenden auf dem wahrhaft beschwerlichen Weege zu Ruhepunkten, und zum Schutz bei plötzlichem Regen . . . Die Klugheit der Kapuciner scheint sie dahin gestellt zu haben, um das Ermüden zu vermindern, indem die Frömmigkeit der Waller es für besonders verdienstlich hält, ja, gewiße Ab- oder Nachläße der Sünden zu erhalten wähnt /: ein Wahn, den jene geistlichen Herren verbreitet haben :/ wenn sie in jedem dieser Häuser gewiße dort vorfindliche Gebethe ablesen. — Ja, ich habe gesehen, daß gläubige Christen im Auf- oder Absteigen, auf jeder Treppe stehen blieben, und ein andächtiges Vater unser und Ave Maria betheten, welches sie für ein sehr verdienstliches Werk hielten, indem sie in der Meinung waren, daß sie dadurch gar viele im Fegfeuer brennende Seelen von ihren Qualen erlösen könnten. Gewiß! wer so diesen steilen Berg hinauf stieg, hatte keinen Rheumatißmus zu fürchten.

Auf der Spitze steht das einzig-schöne Kapucinerkloster — zwar ohne Reichthum und Pracht aber doch in einer Niedlichkeit ohne Gleichen. Von da aus hat man vor sich das schöne Kleinheubach mit der Residenz des Fürsten von Löwenstein-Wertheim mit den herrlichen Garten-Anlagen, und das im Hinter-

grund sich erhebende Gebürg der Grafschaft Erbach. Links in einem wahren Amphitheater die Stadt Miltenberg und den daher sich um den Berg herum zwischen Klein- und Großheubach durchzwingenden Main; mit dem weiter abwärts rechts gelegenen von Fechenbachischen Schlößgen zu Lauterbach . . . Eine Aussicht ohne Gleichen, besonders, wenn sie aus dem Refectorium der Kapuciner, oder von dem Eingange in das Kloster unter den schönen großen Linden genoßen wird.

Das Zusammenwohnen mehrerer einzig nach himmlischer Seelen-Ruhe strebenden Männer, die nur durch Bethen und Singen, in einer schönen Kirche, an einem gemeinschaftlichen Tische, in einem üppigen großen Garten unter Alleen von Wein-Reben und dem anstoßenden angenehmen Fichten-Wäldgen, — ohne Welt- und Nahrungssorgen umherwandelten, war für mich damals ein paradiesischer Anblick.

So machten auch meine Eltern nach altem Gebrauch frommer Kristen alljährlich eine Wallfahrt zu dem heiligen Bluthe nach Wallthürn, wohin sie mich in einem Alter von etwa acht Jahren einmal mitnahmen. — Abwechselnd mit Singen und Bethen und angeschloßen an einen der vielen dahin wallenden Haufen ging diese Reiße über Miltenberg, in den Odenwald, wo in dem Monathe Juny sich täglich tausende von Menschen von nahe und von ferne versammelten, um bei dem heiligen Bluthe in Wallthürn Ablaß ihrer Sünden zu holen. — Gegen die Pracht und Herrlichkeit, die ich hier bemerkte, war alles, was ich biß hieher gesehen hatte, gar nichts. — Eine sehr große Kirche, mit vielen prächtigen Altären, besonders das, auf welchem das heilige Blut (ein vor Alter graues Stück Leinwand in der Größe einer Serviette, auf welches ehemals ein unvorsichtiger Priester während der Meße den Kelch verschüttet, und wodurch sich auf demselben der gekreuzigte Jesus nebst noch eilf ähnlichen Köpfen abgebildet haben sollen) auf silbernem Gerüst, und unter dem feinsten Kristall-Glaß aufgestellt war.

Um diesen Altar herum stehen im Halbzirkel dreisig bis vierzig bemahlte, einen halben Schuh dicke und sieben bis acht Schuh lange und mehrere tausend kleine, — alles von den frommen Wallfahrern geopferte Kerzen. Der Altar selbst ist von schönem rothen Marmor. Auf demselben stand ein Kapuciner, welcher die von den Gläubigen häufig dargereichten Rosenkränze, — rothe Seide, — und sonstige fromme Geräthschaften an dem

Glaß des Behälters, worinen das heilige Bluth aufbewahrt wird, anrührte, wodurch alle diese Sachen eine besondere Wunderwirkende Kraft zu Heilung von Krankheiten erhalten sollten. — Merkwürdig ist, daß während der ganzen Wallfahrtszeit der stärkste Jahrmarkt in Wallthürn bis hart an die Thüren der Kirche statt hat, und unter anderm Millionen von Rosenkränzen, viele Centner Wachs, und Ballen Seide zu diesem heiligen Zwecke verkauft werden. Der Glaube des Volkes von diesem heiligen Bluthe ist so stark, so groß, so ausgebreitet, daß Tausende sich fromm und andächtig diesem Altare nähern, es, — und unmittelbar darauf den wehen Theil ihres Körpers, z. B. blinde oder scheele Augen, lahme Glieder, taube Ohren usw. berühren und bestreichen, — und davon ihre wunderbare Heilung erwarten. — Ich habe gesehen, daß die Mormorne Verzierungen des Altares, wie etwa Engelßköpfe durch das genannte Berühren und Besträuchen so weit abgeschliffen waren, daß Nase, Ohren, Mund, Haare usw. nicht mehr sichtbar, ja das Ganze als Kopf nur noch schwer zu erkennen war. O, wie viele Millionen Hände mußten über so einen marmornen Engelßkopf hingestrichen haben, ehe sie ihn so, beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellen konnten.

Den ganzen Vormittag werden an den vielen Nebenaltären immerfort stille Messen, und an dem Hochaltare in größtem Pomb unter Sang und Klang der Trompeten und Pauken unausgesetzt sogenannte Hochämter abgehalten. —

Jeder fromme Wallfahrter bringt sein in den Zeiten der Noth verheißenes Opfer in Geld oder Wachß so häufig dar, daß oft von Stunde zu Stunde dieses in Körben weggeschafft wird, um den nachkommenden Opfern Platz zu machen, und die Geld-Opfer-Stöcke, obwohl sie sehr geräumig und ihrer viele sind, mußten beinahe täglich ausgeleert werden. — Von diesen Opfern ist diese große Kirche erbauet worden. —

Von denselben soll der Pfarrer dieser Kirche an jährlicher Besoldung von 6000 Fl., sage sechstausend Gulden, beziehen. Und in die Staatskasse des ehemaligen Erzbischofs in Mainz als Landesherrn sollen davon jährlich Zwanzigtausend Gulden gefloßen seyn.

Die Blattern /: man wußte damals noch von keiner Impfung :,/ hatten mich hart mitgenommen und es hielt schwer, bis ich wieder auf die Beine stehen oder gehen konnte. Meine Eltern gelobten daher, mich zu dem heiligen Amor nach dem so-

genannten Amors-Brunnen zu bringen, unt tratten nach endlich erfolgter meiner Genesung auch diese Bethfahrt mit mir an.

Amorsbrunn, am Eingange in den Odenwald, anderthalb Stunde vom Main entfernt, in einem engen, romantischen Thälgen gelegen, ist ein kleines, eine Viertelstunde von der reichen Benediktiner Abtei Amorbach entlegenes Kirchlein, in deßen Mitte ein klares Brünnlein und daneben eine kleine Einsiedler-Wohnung befindlich ist. Hier soll der Stifter jener reichen Abtei, der heilige Amor, in einsiedlerischer Armuth gelebt und in diesem Kirchlein seine Horas gebethet haben. — Dieses Kirchlein ist ihm geheiliget und hängt voll Votiv-Bilder, das heißt, solcher, worauf die Wunder abgemahlt sind, welche durch ihn zur Ehre Gottes und Verherrlichung der reichen Benediktiner geschehen seyn sollen. — Die geistlichen Herren jener Abtei pflegten öfters fromme Spaziergänge hierher zu ihrem armen Stifter zu machen. Und Amor soll auch wirklich auf solchen Spaziergängen durch sie bei den Amorbacher gleichzeitig hierher wallenden Mädgen und Weibern oft sein blaues Wunder gewirkt haben.

Hier in diesem einsamen Kirchlein, an diesem heiligen Amors-Born wurde ich von meiner frommen Mutter gewaschen, mußte nicht allein mit den Händen und Armen, sondern auch abwechselnd mit den Füßen an dem Glöcklein läuten, welches dem hl. Amor geweiht und heilig war, wo dann nach erfolgtem Gebeth und Opfer — wohlgestärkt — und gewaschen im Vertrauen auf den hl. Amor die Rückfahrt froh und dankbar angetretten wurde. — Meine Mutter hat ein Krüglein voll Wassers aus dem heiligen Brunnen als ein kostbares Heilmittel für Menschen und Vieh mit nach Hauße genommen.

Gewiß ist es kein Wunder, daß ich so zur Freude meiner Eltern ein frommes Kind ward. — Ein Wunder würde es gewesen seyn, wenn ich unter diesen Umständen kein frommes Kind geworden wäre. —

In der Schule rückte die Zeit herbei, wo ich das erste Mal beichten sollte. Der Schullehrer /: Herr Rektor genannt, denn er konnte ein Bißgen Lateinisch, und dirigierte bei den feierlichen Gottesdiensten den Chor der Musik :/ hatte uns lange und viel unterrichtet, was das heilige Sakrament der Beichte sei, — was dazu gehöre, — in wie viel Stücken sie bestehe usw. — auch der Herr Pfarrer kam alle Woche einmal zur Schule, um nachzusehen, ob wir Kinder alles hübsch gelernt hatten, was als Vorbereitung

zum heiligen Sakrament der Beichte gehöre; — und — da konnte ich dann recht geschickt, zur Zufriedenheit des Herrn Pfarrers hersagen, daß und warum die Beicht ein Sakrament seye, — was die Gewißens-Erforschung, — die vollkommene und unvollkommene Reue und Leid, — die Buß — der Vorsatz seie usw. Kurz, der Tag wurde bestimmt, — der Herr Rektor führte uns in die Kirche, — hieß uns an dem Beichtstuhle so in zwei Linien auf die Erde knien, daß die Mädgen einerseits, wir Knaben auf der anderen Seite, — immer einer nach dem andern ohne Störung in den Beichtstuhl tretten konnten. Und kommandierte: „Itzt ruft Gott den heiligen Geist an und erforscht euer Gewißen und verließ uns . . .

Ich bethete dem zufolge das bekannte Kirchenlied „Komm heiliger Geist, komm Schöpfer aller Dinge", aber mit der Gewissen-Erforschung wollte es nicht vorangehen . . . es wollten mir keine Sünden einfallen . . . Ich wiederholte mein „Komm heiliger Geist", rieb die Stirne — aber umsonst! Mir fiel keine Sünde ein . . . der Herr Pfarrer kömmt — setzt sich zur Beicht, — die zunächst Knienden tretten in den Beichtstuhl, und mir war noch keine Sünde eingefallen . . . Bald sollte die Ordnung mich treffen, — und es wurde mir bange und immer banger . . . Aus Angst stehe ich auf — gehe zur Kirche hinaus, und weine . . . Dort stand der Herr Rektor, und fragte, was ist's? Warum weinst du? — Ach, war meine Antwort, ich habe diese ganze Zeit mein Gewissen erforscht, und — es will mir keine Sünde einfallen . . . Was? was? erwiderte der Schuldespot, keine Sünde einfallen? Hast morgends und abends nicht gebethet — hast im Gebeth zerstreute Gedanken gehabt — — hast deinen Eltern und Lehrern nicht gefolgt!! Geh! geschwind packe dich wieder in die Kirche! . . . Das war gut . . . Ich ging zurück, kniete mich beruhigt wieder auf die mir angewiesene Stelle . . . Mein Gewissen war itzt erforscht, denn itzt wußte ich ja meine Sünden . . Ich erweckte oder plapperte innerlich so lange die Reue- und Leidformel ab, bis itzt die Reihe, in den Beichtstuhl zu tretten, an mich kömmt. — Ich trette ein und nach hergesagtem „ich armer sündiger Mensch" erzählte ich, daß ich morgends und abends nicht gebethet, — im Gebeth zerstreute Gedanken gehabt, und — daß ich meinen Eltern und Lehrern nicht gefolgt hätte, — schwätze nochmals Reue- und Leidformel her, — erhalte zur Buße drei Vater unser und drei Ave Maria und — die Absolution.

— Ein schwerer Stein war mir vom Herzen — ich war wie neugeboren. Und so beichtete ich noch länger als zwei Jahre fort und periodisch nichts als die vorgenannten Sünden, — und weiß heute noch nicht, ob ich sie wirklich begangen hatte; aber jedes Mal mit einer unbeschreiblichen Seelenruhe über meine geistige Widergeburth.

Itzt sollte ich den Anfang in der lateinischen Sprache machen. — Es hatte seit etwa fünfzehn Jahren kein Knabe aus Klingenberg studiert, der nicht auf halbem Wege stehen geblieben, — das Studieren mit einem ehrlichen Handwerke vertauscht, dadurch aber auch einen Spottnahmen erhalten hätte; so war wirklich ein lateinischer Kiefer, ein lateinischer Metzger da — der Herr Rektor machte mich recht mechanisch mensa declinieren usw. Der Herr Pfarrer bezeugte in den gewöhnlichen Schulvisitationen seine Freude darüber, und über meine ebenso mechanischen Conjugationen, erzählte meinen Eltern die Fortschritte, die ich machte, — und war dadurch ein theilnehmender Haußfreund geworden. Auch der Herr Rektor versäumte nicht, periodische Besuche bei meinen Eltern abzustatten, wo er dann, immer bei einer Flasche Klingenberger — meinen Fleiß nur zu sehr herausstrich.

Bei allem dem war ich doch nichts weniger als Stubenhocker. Ich lief mit anderen Knaben auf der Strasse herum, — verübte mitunter auch manchen unschädlichen Schabernack, — liebte ganz besonders die gesellschaftlichen Spiele — und konnte mich kindisch-seelig freuen, wenn andere Kinder an dem nämlichen Spiele, — an dem nämlichen Zeitvertreib mit mir harmonisch Vergnügen fanden. Ich gab mich ganz dem hin, — und knüpfte manch kindliches Freundschaftsband, — deßen Seeligkeit ich oft itzt noch mit Wonne fühle. Einsmal kamen einige Fremde nach Klingenberg zu Anverwandten auf Besuch. Sie hatten einen Knaben bei sich, der mit mir von gleichem Alter war . . . Geschwind hatten wir Bekanntschaft miteinander . . . Beide von gleicher Gesinnung, — sympathetisirten und liebten wir uns gar bald so sehr einander, daß am dritten Tage bei der Abreiße dieses jungen Freundes ich glaubte sterben zu müssen, weil ich diesen meinen Pylades verlieren sollte.

Auch war ich mitleidig — gefühlvoll gegen Arme, — aber ohne klug zu seyn. Die Knaben armer Leute konnten gewiß seyn, wenn sie mir ihren Mangel klagten, von mir zu erhalten, was

ich hatte. Noch schmerzt es mich, daß meine ältere Schwester mich bei den Eltern verklagte, weil ich einem armen Knaben, der mich darum ansprach, meine Spielkreuzer gegeben hatte. — So wie ich überhaupt meinen beiden älteren Schwestern stets abgeneigt war, weil sie mich gewöhnlich abends, wo andere Kinder noch ungehindert auf der Strasse herumliefen, von ihnen weg nach Hauße holten.

In der Schule ging es im Uebersetzen fleißig voran; und der Herr Rektor meinte bestimmt, aus mir einen recht geschickten geistlichen Herrn zu erziehen. — Entlich wurde zwischen meinen Eltern, mit Zuziehung des Herrn Pfarrers, der mich ganz besonders lieb gewonnen hatte, davon gesprochen, daß man mich, wenn ich vollends das erstemal zur heiligen Communion gegangen seyn würde, auf das Gymnasium thun wollte. — Und diese Zeit des heiligen Abendmals rückte wirklich heran. . . Gewiß ein halbes Jahr vorher begann schon die Vorbereitung dazu . . . Katechismus und Bibel-Geschichte waren die täglichen Aufgaben, in denen uns der Herr Rektor streng und ernst — die Ruthe in der Hand — unterrichtete, der es aber auch zu seiner innigsten Freude bald dahin brachte, daß wir den ganzen Katechißmus, und die Geschichte von Adam — Eva — Cain — Abel — Seth — Noah — Abraham, Isaac, Jakob und seinen zwölf Söhnen usw. wie das Einmal-Eins herunter schwätzen konnten. Wirklich war er im größten Wohlbehagen, wenn der Herr Pfarrer bei seinen wöchentlichen Schulvisitationen über unsere Fortschritte Zufriedenheit äußerte. — Der Tag kam, an welchem die allgemeine Prüfung unseres Religionsunterrichtes vorgenommen wurde. Allgemein war die Zustimmung und das Lob über unseren Fleiß und Geschicklichkeit, womit wir die abstraktesten Religionß-Geheimniße begriffen hätten. Einstimmig wurde uns die Erlaubniß, zu dem Tische des Herrn zu gehen, ertheilet. Der Tag erschien, alle in neuen Kleidern, — mit verzierter brennender Kerze in der Hand — in feierlicher Prozeßion, wurden wir zur Kirche geführt, wo nach angestimmtem und mit voller Musik durchgeführten Hymnus „Veni Creator Spiritus" das Hohe Amt abgesungen, und wir dann je zwei und zwei zum Empfang des heiligen Abendmals an den Altar geführt wurden . . . In der festesten Ueberzeugung, Gott selbst genoßen zu haben, glaubte man an diesem Tage, nicht mehr auf Erden, sondern im Himmel selbst zu seyen.

Gewöhnlich war der Empfang des heiligen Abendmahls auch

der Tag, an welchem man von der lästigen Schul befreiet, und den Eltern zurück gegeben wurde. Ein Umstand, welcher bei vielen die Freude dieses Festes noch erhöhete, indem itzt weitere Bestimmungen eintratten. — Bei mir war dieses der Fall nicht. Die erste Communion geschah gewöhnlich im Ostern, — und erst im Oktober sollte ich auf das Gymnasium gebracht werden. Meine Eltern, der Herr Pfarrer und der Herr Rektor beschlossen daher wohlweißlich, — damit ich nicht auf der Straße herumlaufen, und das Gelernte wenigstens nicht wieder vergeßen mögte, daß ich nach wie vor in die Schul gehen, und — mit Dispensation der niederen Schulübungen mich besonders im Lateinischen vervollkommnen sollte, damit ich bei der Prüfung vor der Aufnahme in das Gymnasium ihnen alle Ehre machen mögte. — Das war nun ein Sporn für meinen Herrn Rektor. Er, obwohlen bereits ein Sechziger, wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, an mir einen tüchtig vorbereiteten Schüler auf das Gymnasium zu liefern. Itzt wurde daher täglich recht fleißig übersetzt. Biblische Geschichten, Legenden von Heiligen und der ganze Katechißmus waren es, was ich in diesem halben Jahre nicht allein übersetzen, sondern auch besonders den Katechißmus, in lateinischer Sprache auswendig lernen mußte . . . Aber, leider ging das alles ganz mechanisch. Der Herr Pfarrer beobachtete meinen unermüdeten Fleiß und Eifer, und hatte viele Freude an mir, ließ mich mehrmal zu sich in das Pfarrhauß kommen, prüfte meine Fortschritte, versprach immer, mich gut zu versorgen, und prophezeite stets meinen Eltern viel Gutes an mir. Die Zeit war nun da, daß ich auf das Gymnasium abgehen sollte. Miltenberg war es, wo ich meine gelehrte Ausbildung antretten sollte. Zwar nur zwei Stunden von Klingenberg entfernt, wurde es doch meiner guten Mutter jedesmal schwer um das Herz, so oft von der nahen Abreiße ihres Lieblings gesprochen wurde. Doch der erhabene Gedanke, daß aus demselben ein frommer Diener Gottes werden solle, und das Zureden des Vaters, welcher meinte, daß man ja jeden Tag den Knaben wiedersehen könne, hielten die Ausbrüche mütterlicher Zärtlichkeit so ziemlich im Zaum. Mein bißgen Kleider, Wasch, einige Bücher, und ein neuer blauer Mantel, die vorgeschriebene Uniform eines Gymnasiasten wurden gepackt; und so wanderte ich eines Morgens mit meinem Vater und dem Herrn Rektor, welcher sich die Ehre nicht wollte nehmen lassen, seinen tüchtig zugestutzten Zögling selbst auf die neue Laufbahn einzuleiten, nach Miltenberg ab.

Die Professoren des Gymnasiums waren Geistliche, aus dem Franzißkanerkloster allda, in welchem der wirkliche Pater Guardian, mein Onkel war. Dahin also ging vor allem unsere Reiße. Unterwegs erhielt ich nebst vielen guten Ermahnungen meines Vaters, wie ich im Studieren, — im Umgange mit den Mitschülern, — gegen die Lehrer und gegen Jedermann verhalten sollte, noch besonders von dem Herrn Rektor umständliche Vorschriften, wie ich (mich) im Kloster gegen den Pater Guardian, gegen die Herren Professoren, — und ganz vorzüglich im Examen verhalten sollte. So kamen wir gegen Mittag an die Klosterpforte an. Mir klopfte das Herz stärker . . . Wir wurden vor den Pater Guardian geführt, den ich schon kannte, und der auch die Absicht unseres Besuches schon wußte.

Er empfing uns freundschaftlich, und da es bereits Mittag war, so sollte vor dem Essen an mein Examen nicht gedacht werden, sondern der Pater Quardian führte uns in das Refectorium, und befahl, daß auch für uns gedeckt wurde. — Da wurde eine kleine Glocke geläutet, und das ganze Convent, das heißt, alle Kloster-Geistlichen versammelten sich bei uns im Refectorium /: Speißesaal :/ stellten sich vor die Tische in zwei Reihen auf, und nach einem gemeinschaftlichen lauten Gebethe, welches in lateinischer Sprache abwechselnd, wie von zwei Chören langsam und in abgemeßenem Tone gesprochen wurde, setzten sich alle in der Ordnung, wie sie bei dem Gebethe gestanden, und ohne ein Wort zu sprechen, hinter die Tische; uns wurden bei dem Pater Quardian vorn an dem Tische die Plätze angewiesen. Ein junger Geistlicher bestieg einen etwas erhabenen Katheder und laß einige Stellen aus der Bibel, während welchem die Supp aufgetragen und jedem Einzelnen seine Portion dargereicht wurde. — Der Pater Quardian erklärte nun, daß rücksichtlich der geistlichen Freunde des Conventes, indem er auf meinen Vater zeigte, der heiligen Gemeinde /:Ordensbrüdern:/ ein geistliches Colloquium und eine Portion Wein gestattet seye, und wünschte uns hierauf guten Appetit, wodurch die bißherige Stille gebrochen war, und die geistlichen Herren sich miteinander in freundschaftliche Gespräche einließen. Jedem wurde nun eine Portion Wein vorgestellt, denn gewöhnlich tranken sie nur Bier, und von den übrigen Speißen wurden nach und nach ebenso ordnungsmäßig jedem seine Portion vorgesetzt. — Auf gegebenes Zeichen wurden die Tische ebenso, und ohne die

geringste Störung, wieder abgeräumt, und da man aufgestanden, und wie vor dem Tische gebethet hatte, entfernten sich auf den Wink des Pater Quardians alle, nur der Professor, dem ich übergeben werden sollte, blieb stehen. Und, da ihm die Absicht, die man mit mir hatte, bekannt gemacht war, schritt er sofort zum Examen. — Er mogte wohl in Rücksicht meines Verhältnisses zu dem Pater Quardian nicht scharf mit mir verfahren wollen, fragte mich daher etwas über Declinationen und Conjugationen, — allein mein Herr Rektor, dem wohl auch die Wein-Portion in den Kopf gestiegen seyn mogte, — und aus Furcht, so möge es vieleicht nicht offenbahr werden, was ich schon gelernt hätte, fiel dem Herrn Professor in die Rede: „Halten Sie, halten Sie, das ist kein Examen für meinen Zögling, laßen Sie, laßen Sie mich machen, und ohne weiteres, sich zu mir wendend, fing er an: „Quot sund Dii? quot sund personae? etc. und würde mit mir so fortgefahren seyn, wenn nicht der Herr Professor und der Pater Quardian freundlich-lächelnd mehrmals erklärt hätten, es seie genug, — ich habe gut bestanden und solle hiermit in das Gymnasium aufgenommen seyn. Ein Glaß Wein, welches ihm gebracht und auf seine Ehre und Gesundheit angestossen wurde, machte dem Akt ein Ende.

II. KAPITEL.

MEINE GYMNASIUMS-JAHRE.

Miltenberg, damals eine Oberamtsstadt im Ertzstift Mainz auf dem linken Mainufer, drei Viertel Stunde lang in einem Halbzirkel, liegt einseits unmittelbar am Gebirge und Eingang in den Odenwald, andererseits so nahe an dem Main, daß nur eine einzige enge Strasse durch die zwei Reihen Häuser führt, welche der Gefahr ausgesetzt sind, entweder von dem einstürzenden Berge verschüttet, oder von den wachsenden Wasserfluthen weggeschwemmt zu werden.

In der Mitte der Stadt, wo sie anfängt, etwas breiter zu werden, liegt das Gymnasium, ein uraltes masives Gebäude, dessen unterer Theil zur Niederlage von Kaufmanns-Waaren diente, und nur die Waag genannt wurde. Im oberen Stock waren die Studier-Saale oder die Schwitzkammern für die jungen Musensöhne, und ein sogenanntes Cubiculum, in welchem die Professoren ent-

weder die Angelegenheiten des Gymnasiums besprachen, oder die von den Studenten und ihren Eltern empfangenen Geschenke, gewöhnlich in dulci jubilo mit einander verzehrten, oder auch geheime Bestrafungen an den Studierenden vornahmen. — Die Professoren waren drei Geistliche aus dem dasigen Francißkanerkloster. Unterricht in der deutschen Sprache — Schreibkunst und Mathematik lehrte Stundenweiß in den verschiedenen Klassen abwechselnd ein weltlicher junger Mann mit Namen Fleischmann. — Auf dem Gymnasiums-Gebäude hing ein kleines Glöckgen, durch welches die Studierenden zusammen gerufen wurden. Morgends um 7 Uhr /: war die Schulregel :/ versammelten wir uns, und zogen vom Gymnasium aus, je zwei und zwei — klassenweiß, und hinten drein der genannte Herr Fleischmann nach der Klosterkirche der P. P. Franzißkaner zur heiligen Meße, unter welcher wir gewöhnlich ein lateinisches Lied sangen. — Jenes auf Samstäge „omni die die Mariae, mea laudes anima" ist mir noch bekannt. Nach geendigter Messe ging der Zug in der nämlichen Ordnung wieder zurück. — Der gymnastische Unterricht war, was er in damaliger Zeit seyn konnte, — aber doch gegen das Mechanische —, was ich von meinem Herrn Rektor erhalten hatte, — schon sehr abstechend. Hier lernte ich doch gleich anfangs die Regeln des Syntaxes und lernte wirklich fleißig. Mein geistlicher Professor war ein strenger Mann — und erklärte oder examinirte — immer mit dem Stock in der Hand, aber das war auch notwendig, denn es waren viele recht sehr muthwillige Knaben unter uns . . . Der Unterricht des Herrn Fleischmann im Rechnen, Schreiben usw. war vollends ganz tumultuarisch . . . Dieser wußte sich keine Achtung zu verschaffen, und wir trieben mit ihm hinterwärts unser Gespött, und so viele unartige Knabenstreiche, daß dem armen Manne bei beendigter Stunde über die vielen Aergerlichkeiten, welche ihm unsere Ungezogenheiten verursacht hatten, gewöhnlich der Schweiß von der Stirne lief.

Auch dem Sonn- und festtäglichen Frühe- und Nachmittags-Gottesdienste mußten wir in gesagter Francißkanerkirche beiwohnen. Die liegt in der Vorstadt gegen Bürgstadt auf dem schönsten Platze, ist schön — und reinlich. — Die Altäre zeigten Auftritte aus dem Leben heiliger Franzißkaner. Hier aus der Legende des heiligen Franzißkus die Vorstellung, wie ihm auf dem Berge Arvern ein Seraph die Wundmalen des Erlösers auf Hände, Füße und die linke Seite sichtbarlich einprägte. — Dort

wie sich dem heiligen Antonius von Padua das kleine Jesuskind auf die Arme setzte, — ihn koßte und von ihm sich Kosen ließ . Oder wie dieser Heilige, weil böse Menschen ihn nicht hören wollten, den Fischen predigte, und diese deßwegen die Köpfe aus dem Wasser gläubig empor streckten. — Die schöne Orgel über dem Haupteingange der Kirche schloß zugleich den Chor, in welchem die Patres ihre horas sangen, und welche bei feierlichem Hoch-Amte und in der Vesper den majestätischen alten Choral derselben harmonisch begleitete, und mit demselben abwechselnd in schwärmerischen Accorden das Ganze erhöhte . . . So etwas hatte ich in Klingenberg noch nicht gesehen, — noch nicht gehört, — sang auch der Herr Pfarrer Sonntags in der Messe, so war es blos der Herr Rektor, einige Chorknaben, und bißweilen eine verstimmte Musik von allerhand schlechten Instrumenten, die durcheinander schmetternd und kreischend ihm antwortete. — Hier war alles männlich, — erhaben, — majestätisch. — Und wenn dann vollends der Tabernakel, vermittelst einer hinter dem Altare durch Gewicht und Räderwerk angebrachten Vorrichtung sich von selbst öfnete, und das Venerabile oder Sanctissimum in der goldenen Monstranz, von sechs weißen Engelsfiguren mit brennenden Kerzen umgeben, und unter einfallenden schmetternden Orgeltönen, sich langsam hervorbewegte, und dabei alles Volk anbethend zur Erde fiel, so waren die Vorstellung — Anschauungen von einer Erhabenheit, die auf mich die lebhaftesten Eindrücke bewirkten. Und wenn so ein rüstiger Franzißkaner die Kanzel betratt, und den heiligen Frantze von Assis — Petrus von Alcantara oder Antoniusse von Padua usw. mit feuriger Beredsamkeit eine so kräftige Lobrede hielt, daß die Leute die Mäuler aufsperrten, ganz anderst, als der dicke Herr Pfarrer in Klingenberg seine Sonntags-Predigten gewöhnlich ohne alle Lebhaftigkeit, als wäre es ihm nie recht Ernst, nur so h e r s a g t e . ., da war ich Seele vergnügt über so schöne Andachten — über so schöne kirchliche Ceremonien. —

Jeden ersten Sonntag im Monathe war sogenannte fünf-Wunden-Bruderschaft, wo nach abgehaltener kräftiger Predigt über die mirakulöse dem heiligen Francißkus geschehene Einprägung der Wundmale des Gekreuzigten, eine feierliche Prozession gehalten wurde, welcher nebst den Vätern des Klosters auch die Studenten des Gymnasiums beiwohnen mußten, denen der Primus in Infima eine schöne Standtarte vortragen durfte, welches eine

ehrenvolle Auszeichnung für diesen war. Unter abwechselndem Spiel der Orgel und dem Choral-Gesange der Mönche bewegte sich die Prozession aus der Kirche in langsamen und abgemeßenen Schritten über den freien Platz vor derselben, zurück den Kreuzgang des Klosters wieder in die Kirche — und bei dem Eintritte in dieselbe stimmten die Patres in abgemessenem Choral das Te Deum an, welches, unter Begleitung der Orgel abwechselnd und unter harmonischem Zwischenspiele derselben abgesungen wurde.

Und als der Praeses dieser Bruderschaft sowohl die Vortheile derselben auseinandersetzte, die in nichts weniger als im Ablaß der Sünden sowohl der eigenen, als der armen Seelen im Fegfeuer — in ganz besonderer Gnade und Schutz des heiligen Franzißkus vor aller Gefahr des Leibes und der Seele bestanden, als er auch die Verbindlichkeiten hererzählte, daß man nämlich ein dünnes, geweihtes Stricklein, mit drei Knöpfen — zur Verehrung der Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams auf dem blosen Leibe tragen, — und täglich zur Ehre der fünf Wundmale des heiligen Franzißkus fünf Vaterunser und fünf Ave Maria bethen müsse, da war ich geschwind entschlossen, mich unter so leichter Verbindlichkeit dieser Vortheile theilhaftig zu machen und ließ mich ohne weiteres als Mitglied dieser Seraphischen Erzbruderschaft aufnehmen, und mit dem geweihten Stricklein umgürten und war dadurch in meiner Einbildung ein höherer Mensch geworden.

In der Schule lernte ich fleißig, und meine Lehrer waren mit mir zufrieden und ich hatte mich mancher kleinen Auszeichnung zu erfreuen. Wurde auch deßwegen von meinen Eltern und dem Herrn Pfarrer mit großer Freude empfangen.

Im zweiten Jahre meiner Studien starb mein guter Vater, . . ich weinte als gutes Kind an seinem Grabe . . . Und ohne die kräftige Verwendung des Herrn Pfarrers würde dieser traurige Todesfall meinem Studieren ein schnelles Ende gemacht haben. — Dieser, der vieles von mir hoffte, erwartete, bewegte meine tiefgebeugte Mutter dahin, daß ich dieselben fortsetzen durfte . . . Ich vergaß bald den guten Vater, — war neuerdings fleisig, — und wurde ein Liebling des Professors. Unter meinen Mitschülern war einer, Namens Rausch von Umstatt, an dem hing ich mit ganzer Seele; — wir liebten uns wie Brüder, — wir hatten die unschuldigste, zärtlichste Freundschaft für einander. — O, er war

eine liebe Seele! Er ist früh, da ihm ebenfalls der Vater starb, plötzlich vom Gymnasium zu einer anderen Bestimmung abgerufen worden, und — ich habe ihn nicht wiedergesehen. . . Ein früher Todt im Jünglingsalter nahm auch ihn weg. Die Erinnerung an ihn ist mir noch schmerzlich. — Ein Anderer, Namens Fries aus Orb war von jenem gerade das Gegentheil. . . Er wohnte mit mir im nämlichen Hauße, that mir alles Mögliche zu Leide, — machte mir durch Verläumdungen allerlei Verdrüßlichkeiten. — Doch zum Glück für mich wurde auch er bald von dem Gymnasium abgerufen.

Mein Eifer im Studieren hinderte indessen gar nicht, daß ich mich nicht öfters ausser dem öffentlichen Gottesdienste, auch bei der einsamen Absingung der horen in der Klosterkirche einfand und an diesen so großes Wohlgefallen fand, daß ich gar bald die verschiedenen Melodien der Psalmen und hymnen auswendig lernte, und einsam überall nachsang.

Einstmals war ich nicht wohl, und mußte einige Tage das Bett hüten. — Elise, die Tochter meines Haußwirthes, ein Mädgen von etwa siebenzehn Jahren, eine schwärmerische Andächtlerin, die mir, wie sie oft erklärte, deßwegen besonders gut war, weil ich so gern in die Kirche ginge; setzte sich in dieser Zeit zu mir auf das Bette, und meinte, mir müsse doch die Zeit lang werden, so allein da zu liegen, und so leitete sie ein Gespräch ein, welches dahinaus ging, um zu erforschen, welchen Stand ich denn endlich einmal zu wählen eigentlich gesonnen seye, und ich erklärte frei und gutmüthig, daß ich ein Geistlicher werden wolle, daß ich mich aber noch nicht entschlossen hätte, ob ein Welt- oder ein Ordens- und noch weniger was für ein Ordens-Geistlicher . . . Da ergriff und drückte das bigotte Mädchen meine Hand und schilderte mir die Vorzüge eines Franzißkaners mit so lebhaften Farben, — brauchte alle ihre frommen Uiberredungskünste, um mir zu zeigen, zu welcher hohen Heiligkeit die Kinder des heiligen Franzißkus berufen seyen . . . Versprach für mich zu bethen, daß mich Gott erleuchten möge, um mich in der Wahl meines Standes nicht zu irren. — Das Mädchen verließ mich, und ich fing an ernstlich darüber nachzudenken, welchem Stande ich mich denn eigentlich widmen wollte . . . Auch der Professor hatte schon einigemal im Allgemeinen davon gesprochen, daß die Standes-Wahl ein Schritt von höchster Wichtigkeit seye, wovon das Wohl oder Wehe des ganzen Lebens, ja die ewige Seeligkeit oder Ver-

damniß abhinge, und, daß man daher durch fromme Vorbereitungen — Gebethe und Andachtsübungen sich würdig machen müsse, daß einem Gott in die Sinne geben möge, welchen Stand man sich erwählen sollte. — Und ich beschloß eine damals übliche Andacht vorzunehmen, nämlich in der Franzißkanerkirche zu Ehren des hl. Antonius von Padua neun Dienstage nach einander zu beichten und zu communiciren, um durch die Fürbitte dieses Heiligen es zu erlangen, daß mich Gott erleuchten und mir offenbahren wolle, welchem Stande ich mich widmen sollte . . . Diese meine Andacht wurde von den Vätern des Klosters bemerkt, und war ganz dazu geeignet, daß sie von mir eine günstige Meinung faßten. —

Ich war schon mehrmalen im Inneren des Klosters gewesen, — hatte die Einrichtungen — des Speisesaals, — der Küche, — der Zellen oder kleinen Wohnzimmer der einzelnen Mönche, — das Innere des Chores, worin die horen abgesungen werden, gesehen. — Alles sprach mich an, — alles gefiel mir, und dann der schöne Kreuzgang im Garten unter Hochüberwölbten Weinreben-Alleen, wo man so ganz in Abgeschiedenheit von dem Weltlärmen sich den stillen Betrachtungen des Himmels so heimlich und ungestört überlassen konnte. — So entwickelte sich in mir nach und nach die Neigung, Franzißkaner zu werden.

Ich studierte dabei fleißig fort, — meine Seele hing an dem Professor, wenn er erklärte . . . Bei den gewöhnlichen Prüfungen erhielt ich Praemien mit vortheilhaften Zeugnissen. Meine Gesellschaften waren Jünglinge von gleichen Gesinnungen, mit denen ich mich gar gerne über die Vortrefflichkeit der Klöster unterhielte. Miltenberg, ganz katholisch, stand unter bedeutendem Einfluß dieser Mönche. Ueberall, in allen Familien, hatten sie sich als Gewissens Räthe, als Haußfreunde eingeschlichen, keine Heurath oder sonstige Familien Angelegenheit wurde ohne ihren weisen Rath zu Stande gebracht. — Die ganze Stadt hatte eine gewisse Ehrfurcht, eine Hochachtende Zuneigung zu ihnen. Und so wurde auch mir schon als Jüngling von vielen Einwohnern zu dem rühmlichen Entschlusse, mich diesem frommen Orden einzuverleiben, vielfach gratulirt. — Zwar meinte auch manches schöne Mädgen, es seye doch wirklich schade, daß ein so junges Bluth sich in vier Mauren vergraben, den zarten Leib in eine so rauhe Kutte stecken wollte . . . Andere wollten zugeben, es seye schön, daß ich Geistlicher werden wollte, warum ich denn aber

nicht lieber Weltgeistlicher, — ein Pfarrer, werden wollte, welche doch nicht so ganz von der Welt abgeschieden wären, und sich — wenigstens eine schöne Köchinn halten könnten, — auch bei der Welt noch mehr in Ehren stünden; — oder warum ich denn nicht lieber in eine reiche Abtei gehen wollte, wo die Mönche es doch viel besser hätten, als wie die Bettelpfaffen. — Ja es wurde manches Plängen gemacht, mich auf andere Gesinnungen zu bringen. — Mädgen sind auf mein Zimmer geschlichen, — haben mich schlafend belauscht, und geweint, daß ein so schöner Engel, wie sie mich nannten, sich in eine rauhe Kutte stecken, in einem dumpfen Kloster vergraben wollte. — Mädgen suchten meine Bekanntschaft, und waren gar gerne um mich herum.

Elise war, seitdem sie meine Zuneigung zu den Franzißkanern merkte, ganz — geistig — in mich verliebt. Ihre Eltern, welche sie als Frömmlerin kannten, und wohl auch meine Unschuld bemerkt haben mogten, fanden gar nicht für nöthig, unsere Vertraulichkeiten als anstösig zu bemerken oder zu tadeln. — Oft bei dem Schlafengehen durfte ich erst noch mit in ihr Schlafzimmer gehen, wo dann unsere Unterredungen vom geistlichen Stande und geistlichen Dingen noch fortgesetzt wurden. — Einßmals, als unser Gespräche ungewöhnlich länger gewährt hatte, bemerkte sie, als ich nun, um schlafen zu gehen mich entfernen wollte: „Wenn nur meine Eltern nicht hören, daß du so lange bei mir geblieben bist, . . . weißt du was? — Wann du brav und geschickt seyn willst, so bleibe da, und schlafe bei mir. Ich war damals fünfzehn Jahre alt . . ., hatte eine unbekränzte Hochachtung für die Frömmigkeit dieses Mädgens, und sagte ihm daher: „Ja, das will ich." — zog mich ohne weiteres aus — und legte mich in Elisens Bett. — Auch sie entkleidete sich, kam, nach ausgelöschtem Lichte zu mir in das Bett, — schmiegte sich so ziemlich nahe an mich, und — ich schlief so ein, ohne mich auch nur im geringsten zu bewegen, — ohne ein Wort zu sprechen . . . Morgends war Elise früher, als ich erwachte, aufgestanden, um häußliche Arbeit zu verrichten, und das Frühstück zu bereiten, und, als sie mich dazu rief, sagte sie mir nach dem Morgen-Gruß: „O, du bist ein wahrer Engel! . . Indessen machte mir itzt das Ding doch Gedanken! — Itzt hielt ich für sündlich, bei einem Mädgen geschlafen zu haben, — beichtete es, — und hatte große Mühe, den ungläubigen Beichtvater versicherend zu beruhigen, daß ich sonst nichts — sonst gar nichts Böses dabei

gethan oder nur gedacht hätte. — Aber kurz und gut, mein Professor befahl mir kurz darauf, vorgeblich aus Auftrag meiner Mutter, daß ich in diesem Hauße nicht länger könnte wohnen bleiben, sondern, daß ich dasselbe verlassen, und ein anderes, welches er mir bezeichnete, beziehen müßte, was ich denn auch, als gehorsamer Sohn, ganz gleichgültig that, obschon Elise weinte.

In dem neuen Logie wohnten zwar keine Mädgen, aber solche, die mit meinen Haußwirthen anverwand waren, kamen fast alle Tage, und das waren recht lustige, des Lebens frohe, scherzende Mädgen, die sich viel Spaß mit mir — und ich mit ihnen — machte. — Der Herr Professor, welcher oft Besuche in diesem Hauße abstattete, — sich jedesmal auch nach meiner Aufführung erkundigte, — der auch einigemal diese Mädgen im Hauße antraf, und selbst mit ihnen schäkerte, mogte gemerkt haben, daß diese Kinder mir gefährlich werden könnten; und — ich mußte bald auch dieses Haus wieder verlassen. — Er sagte mir nämlich itzt gerade heraus, es schicke sich nicht, daß ein Student, welcher geistlich werden wolle, in einem Hauße wohne, wo solche weibliche Gesellschaften statt fänden. Er selbst gab mich nun zu einem Paar alter Eheleuthe ohne Kinder in Pension, — er selbst schrieb mir die Regeln vor, nach welchen ich mich richten mußte. — Und wirklich war dieses eine strenge an Ordnung gewöhnte — stille Haußhaltung . . . Ich ward zur bestimmten Stunde geweckt, — zur bestimmten Stunde wurde zu Mittag und zu Abend gespeißt, — und zur bestimmten Stunde durfte ich nicht mehr aus dem Hauße gehen. Hier lebte ich beinahe schon klösterlich. — Nur in der Char-Woche, in den drei letzten Tagen vor Ostern, war es, daß diese strenge Haußordnung nicht genau beobachtet werden konnte, weil sowohl die frommen Haußwirthe selbst, als auch ich den feierlichen Abend-Metten in der Klosterkirche beiwohnen wollten, welche sich in die Nacht hinein erstreckten. — Am ersten Abend bei dem Heraustretten aus der Kirche zupfte mich jemand am Mantel, es war Marianae, eine von den lustigen Mädgen, mit denen ich in meinem vorigen Kosthauße so oft scherzte. — „Ich habe etwas mit dir zu sprechen", flüßerte sie mir entgegen, — „komme doch mit aus dem Gedränge der Leute" und so zog sie mich abseits, bis wir so ziemlich allein waren, und von niemand mehr verhindert oder gestört werden konnten. Nun sage, fing sie an, warum läßt du dich denn gar nicht mehr von uns sehen, — thust,

als wenn du uns gar nicht mehr känntest; — und wir haben dir ja doch nichts zu Leide gethan! Es war ja alles nur unser freundschaftlicher Scherz, und was dergleichen noch mehr ist . . Ich entschuldigte mich mit den Verordnungen in meinem gegenwärtigen Kosthauße und Logie, aber umsonst! Ich sollte dem Mädgen sagen, warum ich böse seye, — die andere Gespielinnen hätten ihr Vorwürfe gemacht, weil sie mich gewöhnlich am lebhaftesten geneckt hätte, — darum sähe ich nun keine mehr von ihnen an . . . Da mogte ich mich nun vertheidigen, so viel ich wollte, alles half nichts . . . sie weinte, sie habe mich doch so lieb gehabt, — noch lieber als die anderen alle, und es wäre doch unbillig, wenn ich wegen solcher scherzhaften Neckereien, die sie doch immer aus so gutem Herzen vorgebracht hätte, Feindschaft tragen wollte. — Liebe Marianne, erwiederte ich, ihre Hände fassend, sei doch gescheid, ich bin ja gewiß nicht böße auf dich oder die anderen . . . ich habe dich, — ich habe euch alle warlich noch recht lieb, aber sieh nur, so ist es, ich darf abends nicht aus dem Hauße gehen, — und zu mir darfst du, dürfen die anderen auch nicht kommen, sonst erfährt es der Professor, — und der will es nicht leiden, /: sie weinte :/ itzt laß mich fort nach Hauße, sonst bemerkt man meine längere Abwesenheit, und ich könnte deßwegen Unannehmlichkeiten bekommen. Ja, schluchzte sie, wenn du mir versprichst, daß du morgen abend um diese Zeit, hier an diesem Platze mit mir wieder zusammenkommen willst. Nun ja, sprach ich, ich verspreche es dir, — da! in die Hand und — — mit diesem Kuß, — und fort war ich! . . . Noch zitternd kam ich zu Hauße an, — ging zu Bette, — konnte aber nicht schlafen, es gingen mir allerhand Gedanken in dem Kopfe herum: „sie ist doch ein liebes, gutes Mädgen, diese Marianne! Könnte ich doch nur alle Tage ein Stündgen bei ihr seyn, — so froh, — so munter, — so gut, — so spaßhaft, — so aufgeräumt! ich bin ihr recht von Herzen gut, morgen abend will ich ihr das sagen, damit sie nur ja nicht mehr meine, ich seye böse auf sie . . . Wie aber, wenn es der Professor erfährt, daß du mit einem Mädgen Bekanntschaft machst? Der wird es ja wohl gewiß nicht leiden . . Und unter solchen Gedanken entschlief ich . . . Den andern Morgen stand mir das Bild Mariannens wieder vor der Seele . . . ich war nachdenkend . . . aber sie war der Gegenstand davon . . . Ich laß meine Aufgabe, ... aber Marianne hüpfte auf dem Buche herum . . . ich ging

in die Schule, — sie ging mit . . . ich freute mich auf den Abend, wo ich sie wieder sehen sollte . . . er kam . . . ich ging nach der Vorschrift in die Abend Mette, und — bei dem hellen Kerzenschein mit dem kräftigen Choral, mit den melodisch sanften Klageliedern des Propheten Jeremias — von einem einzigen jungen Geistlichen unter Begleitung sanft gedämpfter Orgeltöne vorgetragen /: weg war Marianne :/ schwamm meine entzückte Phantasie in dem seeligen Bewußtsein des himmlischen Seelenfriedens. — Die Abendmette war zu Ende, — die Kirche beinahe leer, ehe ich aus meiner Entzückung erwachte, itzt, — das bemerkend, stürze ich zur Kirche hinaus, — aber nicht weit, und ich höre Bst! Bst! Marianne war es! Ich hätte sie vergessen und wäre in meinem frommen Taumel nach Hauße gerannt, wenn sie mich auf dieße Weiße nicht an mein gestriges Versprechen erinnert hätte . . . Dafür fiel sie aber auch gleich über mich her: „Gelt, so machst du es, hätte ich dich nicht gerufen, du würdest nach Hauße gelaufen seyn, — du würdest geschwind vergessen haben, daß du mir gestern versprochen hast, heute hier wieder ein bisgen zu mir zu kommen. — O nein, liebe Marianne, ich habe heute den ganzen Tag nur an dich gedacht, und war recht froh, daß du mir so gut bist. Aber sieh nur, dort in der Abend Mette hatten mich der sanfte Orgelton, und die herrlichen hymnen des Chors ganz und gar eingenommen, ich hatte alles um mich her vergessen, und schier wäre die Kirche geschlossen, und ich darinn eingeschlossen worden. O, entgegnete sie, ich habe es wohl gesehen, wie du in Andacht verschmolzen, nichts außer dir sahst oder hörtest; denn ich habe hinter dir geknieet, und dich genau beobachtet. Sage, ist es denn wahr, daß du Franzißkaner werden, und dich so in die Einsamkeit vergraben willst? Ja, antwortete ich, gutes Mädgen, das bin ich entschlossen, ich glaube, daß es mein Beruf ist; allein ich sehe denn doch nicht ein, daß man sich deßwegen ganz in die Einsamkeit vergräbt, wenn man Franziß-kaner wird. Siehst du doch wohl, wie die Professoren und mehrere andere Geistlichen beinahe täglich in der Stadt sind und den Weltleuten mit Rath und That an die Hand gehen . . . Und du mußt es doch auch wissen, daß es ein erhabener Beruf ist, auf der Kanzel, — im Beichtstuhle den Menschen durch Trost, durch Warnung, — durch Belehrung auf dem Weege der Tugend zu geleiten . . . und daß man auf diese Art nicht in der Einsamkeit vergraben ist . . . Ja, meinte das Mädgen, das ist alles

recht und gut, — aber es wird mir doch gewiß leid thuen, wenn du in das Kloster gehst, und ich dich auf solche Art verlieren werde! . . . Wie so? sage ich, — verliehren? — Ich gehe ja nicht aus der Welt, und — ich bleibe dir immer gut . . . bleibe du auch meine liebe gute Freundin! . . . und zu dem, es geht auch so geschwind noch nicht, ich muß noch wenigstens anderthalb Jahre warten, — ich muß nicht allein meine Studien auf dem Gymnasium beendigen, — und dann auch erst Philosophie hören! Und unser Abendgespräch wendete sich und endigte damit, daß wir uns beständige Freundschaft gelobten und versprachen, uns so oft, als es nur äußerst möglich, einander zu sehen und zu sprechen.

Das letzte Jahr meiner gymnastischen Laufbahn neigte sich nach und nach seinem Ende . . . und zwar so, daß mir die besten Zeugnisse in Betref des Fleißes und der Fähigkeit sowohl als auch des moralischen Betragens nicht fehlen konnten. Die Vorbereitungen zu dem Final-Examen wurden diesesmal mit besonderem Eifer betrieben, — und der Professor machte mich ganz bedeutsam darauf aufmerksam, daß dießesmal der Pater Quardian und mehrere Patres aus dem Kloster demselben beiwohnen würden. — Der dazu anberaumte Tag erschien, — die Prüfung war scharf, und — mir wurde das öfentliche Zeugniß gegeben, daß ich mich vollkommen ausgebildet, auch stets so fromm und sittlich betragen hätte, daß ich nicht allein aus dem Gymnasium zu entlassen, sondern auch zu den höheren Wissenschaften bestens zu empfehlen seye. Es war gewöhnlich, daß am Ende des Schuljahres von den studierenden Knaben unter Leitung der Professoren ein geistliches Schauspiel aufgeführt, und nach dessen Beendigung unter Trompeten und Paukenschall die Preiße vertheilt wurden. — Diesesmal war die Legende des heiligen Bruno, Stifters der Karthäuser, das Stück, welches gegeben wurde. Ich mit noch vier Mitschülern spielten die Rolle Brunons und seiner Gesellen, wie sie sich bei dem plötzlichen Tote eines Freundes entschliesen, die Welt mit allen ihren Reitzen zu verlassen, und sich in der Einsamkeit mit Bethen und Betrachtungen göttlicher Dinge — abgeschieden von allem Zeitlichen zu verbergen. Die Preisvertheilung folgte, — und ich mag wohl drollig ausgesehen haben, da ich im Karthäuser-Anzug mit einem Totenkopfe in der Hand unter Trompeten- und Paukenschall hervortratt, um die mir zuerkannten Praemien zu empfangen.

Bei dem Schlusse dieser Feierlichkeit sagte mir der Professor, daß ich den folgenden Tag auf Einladung des Paters Quardian in das Kloster kommen und mit den Patribus zu Mittag speisen sollte . . . Diese Ehre hatte ich nicht erwartet . . . Ich erschien zur bestimmten Stunde, wurde freundlich empfangen, — erhielt von den geistlichen Herrn viele Gratulationen wegen der glücklich überstandenen Prüfung und wegen der so schön ausgeführten Rolle des heiligen Bruno. — —

Nach Tische nahm mich der Pater Quardian, mein bißheriger Professor und noch einige Patres allein, und erklärten mir, man habe geglaubt an mir bemerkt zu haben, daß ich dem göttlichen Beruf zu folgen gesonnen seye, nämlich in den Orden des heiligen Franzißkus zu tretten; man habe mit Wohlgefallen gemerkt, daß ich durch Andachten, die Stimme des göttlichen Berufes erforschet, und daher nicht unüberlegt und leichtsinnig einen Stand wählen wolle, von welchem die ewige Seeligkeit der Menschen abhänge . . ., daß aber, wenn ich itzt nach beendigtem Gymnasium auf eine Universität ginge, es gar leicht geschehen könne, daß der böse Feind durch allerhand Verführung mich in meinem heiligen Entschlusse wanken machen und in das vorige Verderben ziehen könne. . . . Wenn daher mein Entschluß, in ihren heiligen Orden zu tretten, fest wäre, so sollte ich nicht auf die Universität gehen, sondern noch in Miltenberg bleiben, und da ich erst siebenzehn Jahre alt seye, mit den jungen Fratribus allda im Kloster selbst Logik hören, bis ich nach Verlauf von einem Jahre das Alter erreicht haben würde, um in den heiligen Orden aufgenommen zu werden. — Ich erklärte die Festigkeit meines gefaßten Entschlusses und nahm mit Freude dieses Anerbieten an, in der frohen Ueberzeugung, daß ich meinem Ziele dadurch näher gerückt seye, eilte sofort in die Ferien nach Klingenberg, erzählte meiner entzückten Mutter das Glück, so mir wiederfahren, indem mir das Versprechen geschehen seye, daß ich in Zeit von einem Jahre in das Kloster aufgenommen werden solle; — daß ich nicht bräuchte auf eine Universität zu gehen, sondern in Miltenberg im Kloster selbst so lange noch fortstudieren würde, bis ich das erforderliche Alter zu meiner Aufnahme in das Kloster vollends würde erreicht haben. Und so kam ich nach beendigten Ferien nach Miltenberg zurück und nun eröfnete mir das Studium der Philosophie ein neues Feld wissenschaftlicher Ausbildung . . Ich war den Gesetzen des Schulzwanges nicht mehr unterworfen,

genoß eine etwas freiere Lebensweiße, — wurde als Aspirant den jungen Geistlichen, — mit welchen ich das Collegium besuchte, — gleichgeachtet, — und konnte itzt auch, nach meinem Belieben, bei dem Gottesdienste und der Vesper unter den Vätern des Klosters im Chor Platz nehmen, und die klösterlichen hymnen und Psalmen mit absingen . . . Ich befand mich wohl und behaglich dabei, — sah auch mitunter oft meine liebe Marianne, die vergnügt, froh und fröhlich war, daß ich nicht auf die Universität gegangen ware, weil ich ihr dadurch näher blieb. — Unsere Freundschaft wuchß täglich mehr und mehr, — und ging endlich auch in zärtliche Liebe über, — was wir vielleicht beide nicht wußten, — — wenigstens uns nie gestanden . . . Wir suchten uns oft einander, . . . wir fanden uns oft . . . wir konnten Stunden lang miteinander schwätzen, — ohne zu wissen, was wir träumten voneinander . . . Ich suchte das Mädgen zu überreden, eine Nonne zu werden, aber umsonst . . . Ich will dich, sagte sie mir einßmals mit ungewöhnlichem Ernste, — ich will dich nicht abwendig machen, deinem heiligen Berufe nachzukommen, — und wir bleiben auch, wenn du im Kloster bist, die nämlichen guten Freunde, wie itzt!!! — Nonne werde ich nicht, . . . aber bethe du dann für mich Arme, daß wir endlich im Himmel wieder zusamen kommen. Endlich erhielt ich meine Annahme zum heiligen Orden, mit der Verbindlichkeit, an einem bestimmten Tage in dem Kloster zu Mosbach zu erscheinen, um als Novitz des Ordens eingekleidet zu werden, und das Probejahr anzutretten. — — Mit Freuden nahm ich von meiner guten Mutter, Geschwister, und Verwanden, — auch von meiner lieben Marianne — mit etwas Herzklopfen von meinerseits, und unter häufigen Thränen von ihrerseits Abschied und reißte oder rannte vielmehr sehnsuchtsvoll — aus der sündhaften Welt hinaus, — in das himmlische Jerusalem — in das Novitiat nach Mosbach.

KAPITEL III.

MEIN NOVITIAT IN MOSBACH, UND PHILOSOPHIE IN BISCHOFSSHEIM AN DER TAUBER.

Zu Mosbach, eine halbe Stunde vom Neckar zwischen Heidelberg und Heilbronn, — vierhundert Schritte von der Stadt, in freier Ebene, ganz isoliert, lag das stille Kloster, auf welches

ich nun, begeistert und voll Verlangen des ewigen Seelen-Heils zueilte, um da das lange gewünschte Ziel meiner Ruhe und Zufriedenheit zu erlangen. Der Bruder Pförtner empfing mich mit einem Ave Maria, und der Pater Quardian bezeichnete mich segnend mit dem heiligen Kreuzes-Zeichen, — führte mich bewillkommend in das Refectorium zu noch einem Neulinge, der mit mir zugleich eingekleidet werden sollte, und erklärte, für heute würden wir noch als angenehme Gäste betrachtet, — und könnten uns frei im Kloster umsehen, wo und wie wir wollten.

Mit dem gleichzeitigen Neulinge, er war aus Fuld, war ich geswind bekannt, — er erzählte mir von dem Franzißkanerkloster in Fuld, — ich ihm von jenem in Miltenberg . . . Wir gingen zusammen in den Garten, — in die Kirche usw. und so rückte der Abend herbei. Am folgenden Morgen wurden wir dem Pater Instruktor übergeben, und von diesem in das Novitiat eingeführt. — Dieses war ein im Kloster selbst von allen übrigen Wohnungen, ganz abgesonderter Theil, überall so verschlossen, daß ohne Erlaubnis des Pater Instructors weder ein anderer Kloster-Bewohner zu uns, — noch wir in die anderen Theile des Klosters herausgehen konnten . . . Hier zeigte derselbe jedem von uns ein Zimmer als unsere zukünftige Wohnung an. — Das meine war etwa zehn Schuhe lang und sechs Schuhe breit . . . Ein Stuhl ohne Lehne, ein Knie-schemel, ein kleines Tischgen, — auf demselben ein Kreuz und etliche aßzetische Bücher, wie dann auch ein Bettschank, darin ein Strohsack — ein Strohkissen mit einer wollenen Decke, — und eine Geißel aus sechs oder acht dünnen Strickgen geknüpft . . . Das war der Haußrath. Die Aussicht ging durch ein kleines Fenstergen in das sogennante Kreuzgangs-gärtgen und wurde von der zehen Schritte entfernten Kirche begränzt. — In der Thür war eine kleine Oefnung, von außen mit einem Schieber bedeckt, durch welche der immer in Tuchpantoffeln umherschleichende Pater Instructor den Bewohner dieser Zelle jeden Augenblick — und unbemerkt, beobachten konnte . . . Hier herrschte Grabesruhe — — wenigstens Grabesstille!!

Jener erklärte mir nun freundlich und liebevoll, daß ich nun, und vor allen Dingen, mich durch eine General-Beicht von allen alten Sünden reinigen müßte, um als neuer Mensch in Gott wiedergebohren zu werden, ehe ich zur Gnade der förmlichen Einkleidung in den heiligen Orden gelangen könnte, und das ich als

erstes Geboth, während dem Novitiate, ein ganzes Jahr lang das Silentium halten müßte, daß heißt, daß ich mit keinem Menschen, wer es auch seye, selbst mit ihm, ohne seine besondere Erlaubnis ein Wort sprechen dürfte. Meine Generalbeicht seye mir zwar erlaubt, im Kloster abzulegen, an wen ich wollte. doch würde es gut seyn, wenn ich mich entschließen wollte, ihm als meinen besonderen geistlichen Führer während der ganzen Dauer des Novitiates, meine Sünden zu beichten. — Indem er mir die Erleuchtung des Heiligen Geistes wünschte, verließ er mich . . Und ich, als wäre ich in dem Vorhofe des Himmels, fand das Enge, das Rauhe, — das ärmliche dieser Hütte, — dieses mehr Gefängniß als menschliche Wohnung — — alles — alles schön, — und gut — und als den wahren Weeg zum Himmel, — erforschte sechs Tage lang mit der größten, mit banger Gewißenhaftigkeit mein voriges Leben, — schrieb alle Fehler und Sünden, — und was auch keines von beiden war, — sondern nur etwa zu seyn schien, sorgfältig auf, warf mich dann zu des Meisters Füßen, — legte das redlichste Bekenntniß derselben ab, um mich so würdig zu machen, daß ich den folgenden Tag unter die auserwählten Söhne des heiligen Franzißkus aufgenommen werden mögte. Gegen Abend wurden mir die Haare meines Hauptes wegrasirt, und den kommenden Morgen wurde mir vor den versammelten Brüdern, unter Absingung von Psalmen, das Kleid des heiligen Franzißkus, eine rauhe Kutte, mit einem groben Stricke um den Leib, nebst eben solcher Kaputze, — nachdem sie vorher gegen alle Versuchungen des Teufels geweihet und eingesegnet worden waren, über den Kopf geworfen, — mir der Name Frater Gabriel gegeben, denn auch der Name durfte nicht bleiben, wenn der alte Mensch absterben, und ein neuer gebohren werden sollte, und alle gegenwärtigen Patres und Fratres umarmten mich mit dem Bruderkuße des Friedens. — — Die Cerimonie war geendet, und — auf meiner Zelle fand ich den Rest der Klosterkleidung, und erhielt von dem Pater Instructor den Befehl, mich vollens von allem zu entkleiden, was ich bißher getragen hatte, — und statt dessen nebst der schon übergeworfenen Kutte und Kaputze ein Paar kurze Beinkleider von grober Leinwand, und statt der Schuhe Sandalen /: eine Sohle an vier Riemen geheftet :/ anzuziehen. — Das war nun alles auf dem blosen Leibe freilich sehr rauh und empfindlich — — und am zweiten Tage war ich auf den Schultern, Lenden und Schien-

beinen ganz wund geworden. Aber der Pater Instructor, der es bemerkte, tröstete mich damit, daß man Gott und dem heiligen Vater Franzißkus zur Ehre etwas leiden, — und so das sündge Fleisch abtöten müsse.

Es waren nebst mir noch sechs Novitzen da. — Die pünktlichste Ordnung war für uns eingeführt. — Wir waren sogar von den üibrigen Klosterbewohnern gänzlich getrennt. — Frühe um halb sechs Uhr wurden wir durch einen Hammerschlag an unsere Zelle geweckt. — An einem gemeinsamen Lavatorium wusch man sich. — Punkt drei Viertel auf sechs wurde ein kurzes gemeinschaftliches Morgengebeth in der Schola Christi kniend verrichtet, — und mit dem Schlage sechs Uhr mußten wir mit den uibrigen Patribus im Chor seyen, um die horas zu singen, was bis sieben Uhr währte. — Von sieben bis acht war geistlicher Unterricht. — Von acht bis neun hatten wir uns mit Lesen geistlicher Legenden zu beschäftigen. — Um neun Uhr waren wir zu Absingung der Horen und der heiligen Messe im Chor bis gegen halb Eilf. Itzt mußten wir für das ganze Convent die Tische zum Eßen vorbereiten. — Von Eilf bis zwölf wurde unter Ablesung von Psalmen und Legenden der Heiligen zu Mittag gespeißt. — Von da bis Eins war gemeinschaftliches Gebeth und Unterricht im Choral. — Von da bis zwei Uhr Erklärung der Regel und Statuten des heiligen Ordens. — Von zwei bis halb vier Uhr waren wir mit Lesung aßzetischer Bücher beschäftigt. — Von da bis fünf wurde die Vesper gesungen. — Von da an hatten wir die Tische zum Nachtessen vorzubereiten. — Um halb sechs Uhr wurde zu Nacht gespeißt. Von halb sieben bis halb Acht war gemeinschaftliches Gebeth und Lesung eines geistlichen Buches. — Im Schlage halb Acht erhielten wir von dem Pater Instructor den heiligen Seegen, und mußten nun schlafen gehen. Wurden aber gegen Mitternacht durch Hammerschläge an den Thüren geweckt, um von zwölf Uhr an die Metten abzusingen und geistliche Betrachtung zu halten, welches bis halb zwei währte, wo dann alle wieder schlafen gingen. —

Diese strenge Ordnung auf den Uhrschlag, — diese immer währende Beschäftigung, — dieses Einerlei unter abwechselnder Gestalt, — das ewige Stillschweigen und diese gänzliche Abgeschiedenheit von der Welt hatten es gar bald dahin gebracht, daß ich alles außer mir vergaß, und nur in innerer Selbstbeschauung lebte. — Die Psalmen hymnen und Antiphonen, —

der schöne römische Choral, das Gravitätische in den Gottesdienstlichen Ceremonien hatte so sehr auf mich gewirket, daß ich keine Beschäftigung meines ganzen Lebens weiß, die ich fortwährend mit so vieler Freude verrichtet hätte. — Das schönste Stück auf der Bühne hat seit dem nie so wie dort der Pomb eines feierlichen Hochamtes in seiner erhabenen Einfachheit auf mich eingewirket. — Und eine solemne in Mitternacht mit abgemeßenem Takte abgesungene Mette, — oder ein in abwechselnden Chören unter harmonischer Begleitung der Orgel schmelzend vorgetragenes „Tota pulchra es Maria" hat mich damals mehr ergriffen, als später die Zauberflöte oder itzt der Freischütz.

Dadurch und durch den geistlichen Unterricht, — durch das Lesen der Legende schwärmerischer Heiligen wurde meine Phantasie so voll, daß ich mich bald selbst für einen Heiligen hielt. — Wenigstens war ich Seele vergnügt, und — achtete alle — gewiß nicht unbedeutenden Beschwerlichkeiten des Novitiats für gar nichts — das harte Strohlager, — die rauhe Kleidung ohne Hemd, — die blosen Füße, — das nächtliche Aufstehen — selbst in dem rauhen Winter und andere Ungemächlichkeiten waren unbedeutende Kleinigkeiten. — Meine Knie waren von dem Reiben der rauhen Kutte wund und blutig geworden . . . ich achtete es nicht. — Unrath hatte sich, — aus Mangel der Abwechslung — in der Kutte angesetzt, und sich in das Fleisch eingefressen . . . ich achtete es nicht, denn der kluge Pater Instructor hatte uns in Bezug auf jede dieser Ungemächlichkeiten eine oder mehrere Geschichtgen von Heiligen erzählt, welche sich darinn ausgezeichnet, und dieselben mit Heldenmuth übertragen, — ja absichtlich vermehrt oder erhöhet hätten, um dadurch — zur Ehre Gottes — ihr Fleisch zu quälen, zu peinigen. Nichts fiel mir hart . . . alle vorgemeldeten Beschwerniße ertrug ich mit einer inneren Freude, die mir itzt unbegreiflich ist. — —

Ja, gewiß, die Phantasie der Menschen ist eine allmächtige Zauberinn . . . Ich schwebte und schwärmte in den Wohnungen der Seeligen, während mir die Füße bluteten, und mich das Ungeziefer zu verzehren drohte.

Nur eines war mir schwer, — und ich konnte dessen nicht Meister werden, — der Hunger —. Wir hatten zwar vollkommene gut zugerichtete Mahlzeiten, eine kräftige Suppe, — Rindfleisch, — Gemüß mit Beilage, und entweder einen Braten oder Ragoût nebst einer halben Maaß gutes Biers zu Mittag — des Abends

Supp, Salat und Braten, und die nämliche Portion Bier. — In der Fastenzeit, welche freilich vom ersten November bis Ostern — also ein halbes Jahr währte, wurden zwar keine Fleischspeisen genossen, — statt dessen mußten aber doch zu Mittag in Fischen oder Mehl fünf Speißen aufgetragen werden. Und das Abendeßen bestand in einer blosen Collation oder in einer Schüssel. — Frühstück wurde nie gegeben und einmal in der Woche erhielten wir zu vier Uhr einen Trunk Bier und ein Stück Brod. — Obwohlen ich nun am Tische immer vollkommen satt gegessen hatte, so konnte ich es bis zur nächsten Mahlzeit nicht aushalten, sondern fürchterlicher Hunger plagte mich gewöhnlich gar sehr. — Der Pater Instruktor erklärte dieses für Versuchungen des Teufels, — und ermahnte uns, ihnen durch Gebeth, Nüchternheit und geistliche Betrachtungen ritterlich zu wiederstehen. — Aber das half alles nichts . . . und ich war deßwegen untröstlich . . . diese Versuchungen, diese Reitze des Hungers waren so stark, daß ich — wo es nur immer möglich war, — ein Stück Brod wegputzte, und begierig aß; und obwohlen ich von dem uns überall nachschleichenden Pater Instructor über solchem Brod-Diebstal oft bin erwischt worden, — obwohlen ich von demselben als gar zu sinnlicher Mensch, der seine Gelüste zu bändigen, — dem Freßteufel zu widerstehen, den Muth nicht hätte, öfters gestraft worden bin, so konnte ich doch in diesem Punkte über mich nicht Meister werden, und es geschah mehr als einmal, daß ich ein gestohlenes Stück Brod, — aus Furcht vor dem überall lauschenden Pater Instructor nur auf dem S. V. Abtritte in Ruhe verzehren konnte.

Ich hatte bereits über ein halbes Jahr außer meinen Ordensbrüdern keinen Menschen gesehen, denn selbst in der Kirche war durch eigene Vorrichtung geschehen, daß wir niemand sehen konnten. Jetzt kam der sogenannte Fronleichnams Tag, wo nach bestehender Ordnung das ganze Convent, einer feierlichen Prozeßion in der Stadt beiwohnen mußte. — Mosbach ist gemischter Religion. Während dem also der feierliche Zug durch die Straßen ging, waren eines theils die Fenster mit allerhand Zuschauer besetzt, anderen theils bestand die Prozeßion selbst aus vielen Menschen von allen Ständen . . . Und es that mir wirklich wohl nach so langer gänzlicher Abgeschiedenheit wieder einmal so viele Leute, besonders schön gekleidete Frauenzimmer zu sehen . . Ja ich hatte sogar das Bild mehr als eines schönen Mädgens in das Kloster mit zurückgebracht, und mußte es nun freilich schwer

büßen, daß ich meine vorwitzigen Augen nicht besser in dem Zaum gehalten hatte . . ., denn diese weltlichen Bilder schwebten mir itzt überall vor, — und störten mich im Gebethe, — in Absingung der Psalmen, — in den geistlichen Betrachtungen, und je mehr ich mich derselben zu entschlagen suchte, desto lebhafter tratten sie mir vor die Seele . . . Gebethe, — Kasteiungen, — selbst Geiselungen konnten dem Uibel nicht abhelfen, und im Traume erschienen dieselben zu meinem Jammer noch lebhafter. Ich sprang oft im Schlafe auf, — rief zu allen Heiligen um Beistand, — warf mich zu den Füßen des Beichtvaters, und erhielt auch da nur schwachen Trost, — nur schwache Hülfe dadurch, daß man mir erklärte, es wären Versuchungen des Teufels, denen ich herzhaft — durch Gebethe und sonstige Bußübungen widerstehen müßte . . . Die größten Heiligen hätten Jahre lang, oft ihr ganzes Leben hindurch mit solchen Nachstellungen des bösen Feindes kämpfen müssen. — Und es seie ganz gut, daß ich solche Versuchungen leiden müßte, weil ich mich dadurch zugleich in der Tugend der Demuth üben müßte, und daher in der Uiberzeugung bliebe, daß wir sündige Menschen seien und blieben.

So verfloß das Prüfungsjahr, und der Tag erschien, an welchem ich durch feierliche Ablegung der Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams unwiderruflich dem heiligen Orden einverleihet werden sollte.

Ohne das ich etwas davon erfahren hätte, war im Laufe dieses Jahres von meiner hohen Landes Regierung an alle Klöster der Befehl ergangen, keinen Novitzen vor vollendetem einundzwanzigsten Jahre zur Ablegung der Klostergelübde zuzulassen. Da ich nun das Neunzehnte Jahr noch nicht erreicht hatte, so suchten die Patres des Ordens, welche wohl fürchten mogten, ob es ihnen möglich seie, mich noch zwei Jahre in dem dermaligen Enthusiasmus /: Paraxismus :/ zu erhalten, und ohne, daß ich das Mindeste davon wußte, meine Mutter und Geschwister dahin zu bereden, daß sie für mich deßwegen um Dispensation nachsuchten, — welche sie denn auch erhalten haben. — Zwar hat mir später meine Mutter erzählt, daß sie auf Anrathen meiner Kloster Vorstände eine Ohm Klingenberger Rothen von besonderer Güte deßwegen, ich weiß nicht mehr wohin, habe abschicken müssen. Nach nochmaliger Generalbeicht und achttägiger Vorbereitung durch Gebethe, Betrachtungen und Leibeskasteiungen, — auch nachdem ich auf den Besitz aller zeitlichen Güter Verzicht

geleistet hatte, wurde ich an dem dazu bestimmten Tage, von dem ganzen Convente unter Absingung von Psalmen, in die Kirche geleitet, und nachdem der Pater Quardian vor dem Hochaltare über die Heiligkeit der Ordensgelübde eine Salbungsvolle Rede gehalten hatte, erschien ich vor demselben und legte, vor ihm kniend in seine Hände, die Gelübde freiwilliger Armuth, ewiger Keuschheit und des vollkommensten Gehorsams ab, wurde darauf von ihm gesegnet und empfing den Bruderkuß der Liebe von ihm und allen anwesenden Vätern.

Mein so heiß und sehnlichst gewünschtes Ziel war nun erreicht. — Kurze Zeit darauf erhielt ich den Befehl, mich aus dem Kloster in Mosbach in jenes zu Bischofßheim an der Tauber zu verfügen, um allda meine weiteren Studien fortzusetzen. Ich reißte durch den Odenwald über Wallthürn /: wo ich bei dem heiligen Bluthe meine Andacht verrichtete, — und bei den allda wohnenden Kapuzinern als reißender Mitbruder bewirtet wurde :/ dahin ab. Es waren etwa noch vier Monathe, bis der förmliche Lehr Kurs anging. Der Pater Quardian befahl daher, daß ich indessen in der französischen Sprache unterrichtet werden mußte, um, wie er sich ausdrückte, auch einmal französische Prediger und Theologen lesen zu können. — Mit Eifer lernte ich die Grundsätze dieser Sprache, und dieses hat mir in meinen späteren Lebensjahren mehr genutzt, als meine ganze Theologie.

Endlich war der Cursus Philosophiae eröfnet, und, da ich schon einiges davon gehört hatte, so war es ein leichtes, daß ich mit Auszeichnung Fortschritte machte. — Aus Demuth, weil es dem Geiste des Ordens angemeßen war, in allem gering zu erscheinen, wurden die klösterlichen Lehrer nicht Professoren, sondern nur Lectoren genannt. Der meinige hieß Zeno, und war ein biederer, wissenschaftlich gebildeter Mann, der unter der scholastischen Form, in welcher er uns die Philosophie vortragen mußte, doch auf manches Gute, manches Wahre, und manches Schöne hindeutete, — dem es Freude machte, daß wir mit Fleiß und Eifer studierten. Die monatlichen Disputirübungen, welchen gewöhnlich der ganze Convent beiwohnte, gaben selbst dem Pater Quardian, welcher mein Onkel war, Gelegenheit zu bemerken, daß ich Fähigkeiten besäße, und er mag wohl damals schon den Plan gefaßt haben, daß aus mir kein gewöhnlicher Bettelpfaff werden sollte, — und, obwohlen er nie die geringste Vertraulichkeit gegen mich äußerte, — so sagte er doch einßmalen — gegen

seine Gewohnheit — mit bedeutendem Blicke zu mir: „Studieren sie nur immer fleißig, — und für alles uibrige lassen sie nur mich sorgen"!

Der gar zu klösterliche Zwang, wie er im Novitiat bestand, hatte hier in etwas nachgelassen. — Alle Tage eine Stunde war so genanntes Colloquium, wo man sich in gesellschaftlichem Spaziergange im Garten, oder im Kreuzgange miteinander besprechen konnte. Auch war ich die Ordnung der Mahlzeiten schon etwas mehr gewohnt. — Und ein Stück Brod zum Frühstück war mir auch nicht verwehrt. — Und wer sich durch auswärtige gute Freunde eine Tasse Kafee zu verschaffen wußte, konnte auch diese geniesen. So sah ich nun freilich, daß viele, selbst der Pater Quardian täglich ihren Kafee tranken, welcher ihnen entweder jedeßmal aus der Stadt geschickt wurde, oder zu welchem sie wenigstens die Milch von daher bekamen. — Es hatte nämlich jeder Pater eine oder mehrere sogenannte geistliche Töchter /: Beichtkinder :/, von welchen sie für die geistlichen Tröstungen mit kleinen körperlichen Bedürfnissen, als Wein und Kafee, unbeschadet der geistlichen Armuth, da sie nach der geistlichen Regel kein Geld haben durften, reichlich versehen wurden. — Fromme Mädgen, junge Weiber, — und Wittwen waren es, welche in geistlichen Nöthen hier Zuflucht, Trost und Hilfe fanden, die aber auch dafür jene irrdischen Spenden lieferten; und dafür in die heiligen Gebethe eingeschlossen wurden. —

Dem Frauenzimmer war zwar der Eingang in das Innere unserer Klöster verbothen, denn sie standen unter strenger päbstlicher Clausur, das heißt, es war unter Fluch und Kirchenbann untersagt, daß kein Frauenzimmer, wer es auch seie, je in das Innere unserer Klöster kommen durfte. Indessen waren überall an der Pforte derselben ein oder einige Zimmer mit Einschluß eines Theiles des Kreuzganges, als außerhalb der strengen Clausur gelegen, davon ausgenommen. Dahin nämlich war es den Frauenzimmern zu kommen erlaubt, um mit einem oder dem andern Geistlichen, jedoch nach specieller Erlaubniß des Pater Quardians, geistliche Unterredung zu pflegen. — — Und es waren viele Frauenzimmer, denen solche beinahe tägliche, oft stundenlange Unterhaltungen gewißermasen Bedürfniß seyn mußten. — Es war dies eine geistliche Conversation, an welche eine gewisse Anhänglichkeit, — so eine Art geistiger Liebe geknüpft war, die ich wohl oft bemerkte, aber damals noch nicht erklären konnte. —

Solche Freundinnen wurden geistliche Schwestern genannt, und waren gewöhnlich besondere Wohltäterinnen des Klosters im Allgemeinen, und noch ganz besonders auch derjenigen, mit denen sie solche Zusammenkünfte hatten, und welche darauf rechnen konnten, von ihnen mit solchen Kleinigkeiten stets reichlich versehen zu werden.

So erhielt auch ich manchen Kafee, oder warmes Bier zum Frühstück mit der Anzeige, das komme von der geistlichen Schwester Barbara, oder Margaretha an den Frater Gabriel, die sie dadurch in sein heiliges Gebeth wolle empfohlen haben. Natürlich mußte ich mich dann bei der geistlichen Schwester bedanken, und wenn das einigemal geschah, und ich dann äuserte, daß ich die geistliche Schwester, meine Wohlthäterin, zu kennen wünschte, so konnte ich gewiß seyn, daß sie (mich) nächsten Tag an die Pforte — in das Ansprach-zimmer rufen ließ, wo dann nach Befinden so eine geistliche Bekanntschaft oder Freundschaft gar leicht anzuknüpfen war. — Doch durften solche Besuche der j ü n g e r e n Geistlichen nicht oft wiederholt werden.

So ging der philosophische Curs zu Ende. . . Ich hatte überhaupt fleißig studiert, — hatte in der öfentlichen — final — Disputation, mein Talent in der Kunst sich um Wörter zu zanken, zur allgemeinen Zufriedenheit entwickelt. Die rauhe Kutte, — das harte Strohlager war ich gewohnt, — die täglich gut besetzte Tafel ließ ich mir trefflich schmecken, und die von geistlichen Schwestern bißweilen erhaltenen Frühstücke waren Veranlassung zu einigen ganz artigen Bekanntschaften mit Frauenzimmern. — Itzt erhielt ich Befehl aus diesem Kloster, in jenes. genannt Frauenberg bei Fuld zu wandern, um dorten den Wissenschaften der Gottesgelahrtheit und der Kirchen Rechte obzuliegen.

KAPITEL IV.

MEINE GOTTESGELEHRTHEIT UND KIRCHEN RECHT IN FULD.

Das Franzißkaner-Kloster, der F r a u e n b e r g genannt, liegt auf einem der sanften Hügel, welche die Residenzstadt des ehemaligen Fürst-Bischofs von Fuld, an dem Flüßgen gleichen Namens einschliesen, und verschönert dieselbe durch seine simetrische Lage mit den angenehmen Probsteien, welche auf den

übrigen Hügeln liegen. In der Hauptstadt selbst befindet sich die berühmte von dem heiligen Bonifacius gestiftete Abtei der Benediktiner, wovon der Fürstbischof zugleich der Abt ist. . .

Die angenehme Lage des Klosters Frauenberg, — die Nähe der Residenz, — öftere Besuche von den Benediktinern und andern Personen von Stande — der des Anstandes wegen nöthige Verkehr sowohl mit der genannten Abtei, als auch mit den zwei in der Stadt gelegenen Nonnenklöstern und hauptsächlich das rastlose Bestreben der Franzißkaner, den immer mehr und mehr verweichlichten Benediktinern in den geistlichen Wissenschaften den Rang abzulaufen, und die Uibermacht zu erhalten, . . . alles dieses hatte in genanntem Frauenberge eine Haltung, eine Tendenz hervorgebracht, welche von jenen in den Klöstern von Bischofsheim und Mosbach merklich abstach. — — Der Pater Quardian — zugleich Beichtvater in einem der Nonnenklöster, stand bei mehreren angesehenen Familien und bei der höheren Geistlichkeit seines — klugen — liberalen — Benehmens — seiner Aufklärung wegen in Achtung, und sein ganzes Streben ging dahin, unserem Kloster überall diese Achtung zu verschaffen, — zu erhalten, — zu vermehren . . . Sobald daher, was sehr oft geschah, jemand auf Besuch in unser Kloster kam; so wurde jedeßmal von den gewöhnlichen Observanzen dispensirtt, und alles mögliche angewendet, um dem Anwesenden angenehme Unterhaltung zu verschaffen.

Uns, den Studierenden, wurde Fleiß — stets mit dem Zusatze empfohlen, um dadurch die Ehre des heiligen Ordens zu befördern. —

Die Lectoren waren von dem nämlichen Geiste beseelt. — Ottmar, ein belesener Geistlicher, aber strenger Orthodoxe, hatte die Gabe einer hinreißenden Beredsamkeit, — aber auch von sich die hohe Uiberzeugung, alles am besten zu wissen . . . Er laß uns das Kirchen-Recht, — und überredete uns von der Unfehlbarkeit des Papstes usw., und ließ uns nur zu sehr fühlen, daß er, und durch ihn auch unsere Gelehrsamkeit, weit über die der Pfaffen in der Abtei, welche gemächlich — vollgemästete Faullenzer wären, hervorrage. —

Euchar, der zweite Lector laß Dogmatik und Exegitik, — ein Schwätzer, der mit viel geistlichem Stolze sich in den Kopf gesetzt hatte, durch seine Gelehrsamkeit bis zu den höchsten Aemtern in dem Orden emporzusteigen. Von diesem Gesichts-

punkte aus überschwemmte er uns mit Beweisen für die göttlichen Dogmate. — Von diesem Gesichtspunkte aus plagte er sich und uns mit den Anfängen der orientalischen Sprachen, und zog dadurch mit verächtlichem Hinblick auf andere, einen wahrhaft gelehrten Nimbus um sich und uns, die Studierenden. — Adolph der dritte, ein Mann, der im Ruf gründlicher Gelehrsamkeit, — aber auch in einigem Verdacht der heterodoxia stand, — laß uns — eine leidliche Kirchengeschichte. — Er fühlte sich wohl über die anderen erhaben, — ließ uns — freilich mit Aengstlichkeit und sehr behutsam — manche Fehler, Verbrechen — Schandthaten — an den Nachfolgern des heiligen Petrus — ahnden, — schien sich in Augenblicken, wo er sich bald scherzend, bald in finsterem Ernste, mit philosophischem Blicke über die Graeuel- und Schandthaten der Kirche ausließ, vergeßen zu haben, indem er gewöhnlich wie aus einem Traume erwachte, und wieder auf die geebnete Bahn der Orthodoxie einlenkte. Wir alle liebten ihn ganz vorzüglich wegen seiner gründlichen Denkungsart ohne alle Praetention.

Diese unsere Lehrer brachten es gar bald dahin, daß wir junge Geistlichen, wirklich etwas zu wissen glaubten. Besonders rivalisirten ich und ein gewisser Frater Ildephonsus miteinander, und suchten durch fleißiges Studieren dem heiligen Orden Ehre zu machen. — Zur Freude des Pater Quardians, und zum Stolze dieser unserer Lehrer hatten wir es gar bald dahin gebracht, daß wir in den monatlichen öfentlichen Disputationen, als wahre Seraphische Klopffechter gegen einander auftratten und Proben ablegten, daß der heilige Orden an uns zwei Stützen tiefer Gelehrsamkeit erhalten werde. — Der Pater Quardian ermangelte nicht, in der Abtei — den dortigen Gelehrten, — den Pröpsten und anderen Höflingen unseren Eifer — Fleiß — und Geschicklichkeit auf das beste anzurühmen. Seine Eitelkeit ging so weit, daß er mehrere derselben öfters zu unseren monatlichen Disputir-Uibungen einlud, — wodurch es dann freilich dahin kam, daß Frater Ildephons und ich unter den Gebildeten des geistlichen und weltlichen Standes in einen schmeichelhaften Ruf des Fleises und der Gelehrsamkeit kamen. Und es ging keine öfentliche Disputation mehr vorbei, daß nicht Gelehrte aus der Residenz uns mit ihrer Gegenwart beehrten. Selbst aus der höheren Geistlichkeit wollten verschiedene unsere wissenschaftlichen Kenntnisse prüfen und liesen sich bei solchen Gelegenheiten mit uns in

gelehrte Zänkereien ein. — Herr von Guttenberg, Capitular der Abtei und geistlicher Rath des Fürst-Bischofs, — ein sehr belesener, aber auch streng orthodoxer, — und doch ganz besonderer Gönner und Wohlthäter unseres Ordens, hatte ganz vorzüglich sein Augenmerk auf mich geworfen, und sich mehrmals mit mir in solche öfentliche Disputir-Uibungen eingelassen und mir jedesmal bei Beendigung derselben die schmeichelhaftesten Lobsprüche ertheilt; zugleich den Pater Quardian und meinen Lehrern mit dem Bemerken gratulirt, daß der heilige Orden sich hierdurch um Kirche und Staat wahrhaft verdient mache; und daß, wenn es von ihm abhinge, alle höheren Lehranstalten im Lande unserem Orden ausschließlich anvertrauet werden müßten, und, daß er gar nicht ermangeln werde, zu gelegener Zeit Seiner Hochfürstlichen Gnaden davon geeignete Anzeige zu machen, was er auch würklich mit so viel Eifer gethan hat, daß der Fürst erklärte, er wolle selbst einmal so einer Disputation auf dem Frauenberge beiwohnen und sehen, was das für geschickte junge Leute wären, die die Franzißkaner allda gegenwärtig bildeten. Nach solchen Disputir-Uebungen blieben die Fremden gewöhnlich bei uns am Tische, — wo es denn immer eine bessere Mahlzeit gab, und — wo der freiere — gesellschaftliche Ton und — Wein die Unterhaltungen öfters bis zur muthwilligen Freude stimmte. Nach aufgehobener Tafel war jedeßmal die Einrichtung getroffen, daß den versammelten Vätern noch eine Portion Wein gereicht, und ihnen erlaubt wurde, ein Conversations-Spielgen auf dem Dam- oder Schachbrette pp. zu machen. Der Pater Quardian aber und seine Vertrauten zogen sich mit den Fremden in einen etwas entfernten Saal, das Fürstenzimmer genannt, zurück, unter dem Vorwand, hier der schönen Aussicht wegen den Kafee zu nehmen, nach welchem aber der übrige Theil des Tages und die halbe Nacht hier mit — Trinken und Spielen getötet wurde, und wobei Frater Ildephons und ich meistentheils — und einzig und allein die Bedienung zu besorgen hatten. — Frei von allem Zwang waren hier die Unterhaltungen, — und die Fremden, der Pater Quardian und seine Vertrauten — nicht selten über das Natürliche voll des süßen Weines; und da geschah es nur gar zu oft, — daß diese Bachus-Pfaffen durch zweideutige — schmutzige Reden, — schlüpfrige Geschichtgen und unflätige Anekdoten meine und Ildephonsens unschuldige Ohren beleidigten. — Spät in der Nacht taumelten gewöhnlich die

Trunkenbolde auseinander — die Fremden nach Haußе, — und der Pater Quardian mit seinen Vertrauten nach ihren Zellen. — Am folgenden Morgen wurden solche Saufereien anfänglich mit der Freude entschuldigt, die man wegen unserer Disputiruibungen gehabt habe . . . Von dem unanständigen, — Bachanalischen, — Conversations-Tone wußte man entweder nichts mehr oder wollte man absichtlich nichts mehr davon wissen.

Gar oft geschah es, daß zu solchen Saufgelagen auch Frauenzimmer von gebildetem Stande entweder auf Veranlassung lüsterner Fremden oder rücksichtlich freundschaftlicher Verhältnisse des Pater Quardians und seiner Gesellen zugezogen wurden, wo dann der Ton anfangs etwas steifer war. Hatten aber die geistlichen Herrn einmal den Wein — ihren Göttertrank — in den Köpfen. da wurden die Unterhaltungen freier, — muthwillig und nach und nach anzüglich — unverschämt geil und unkeusch. — Gewöhnlich blieben solche Gesellschaften auch bei dem Abendessen, und — bis zur Mitternacht . . . und arteten dann in wahre Bachus-Feste und Saturnalien aus, — wo sich nach und nach jedermann vergaß — Paarweiß verlohr und — den zügellosesten Frechheiten überließ.

Wenn solche Zusammenkünfte von der ausgelassensten Schwelgerei und widernatürlichen Geilheit solcher Pfaffen zeugen, — die vormittags und im Kreiße ihrer Mitbrüder mit heuchlerischer Miene abgestorbener Weltfreuden sich den Schein der Eingezogenheit zu geben wissen. Wenn man sah, daß heilige Wüstlinge am Tage nach solchen, dem Bachus und der Venus gebrachten Opfern sich vor eines anderen — oft ebenso geilen Priesters Füße warfen, und ihre mehr als Viehnatur für menschliche Schwachheiten beichteten, — und sich dann durch diese Förmlichkeit sogleich wieder in den Stand engelreiner Unschuld versetzt glauben, — — und sich bei ergebender Gelegenheit — noch den nämlichen Abend wieder in dem nämlichen Unflatt herumwälzen, um am folgenden Morgen die gesagte mechanische Beicht zu wiederholen, — und so Jahre lang bis in das graue Alter abwechselnd schwelgen und beichten, beichten und schwelgen.

Wenn aber auch Frauenzimmer von Stande, — Mädgen und Frauen von zarterem Körperbau, — von sonst öfentlich unbescholtenem Rufe sich ein Vergnügen daraus machen, in dem Kreiße solcher geistlicher Trunkenbolde zu seyn, — ihre stieren Blicke mit unverschämter — schmachtender Gefälligkeit aufzu-

fangen, — sich an ihrem abgefeimten, groben Witze zu belustigen, so muß der unbefangene Nachdenkende mit demütigendem Gefühle beweinen, daß der Mensch, das herrliche Ebenbild der Gottheit, — nicht der rohe, ungebildete, sondern der Städter, der Höfling, — so leicht — so geschwind unter das Thier versinket. — Er muß auch ferner mit Schauder und Erstaunen bemerken, wie weit Selbsttäuschung es bei einem bigotten, sinnlichen P. . . bringen kann. — Doch weg von diesem Bilde . . . es ist scheußlich.

Mit wahrer Herzens-beklemmung dachte ich mir oft solche Geschichtger. — Ich war früh belehrt worden, und daher gewohnt, alle Handlungen anderer Leute gut auszulegen, — oder wenigstens, so viel möglich zu entschuldigen. Deßwegen schrieb ich alles auf Rechnung des Weines, dessen sich die Herren gewöhnlich zu gerne bedienten. Und da im Allgemeinen, — beinahe alle Väter des Ordens den Wein gar sehr liebten, und den übermäßigen Genuß desselben so gerne, — so gefällig — als nicht sündhaft entschuldigten, so habe auch ich mehrere solcher Auftritte, von denen ich Augenzeuge war, mit dem brüderlichen Mantel der Liebe zugedeckt . . . . Aber auch eben deßwegen stand auch bei mir der unverbrüchliche Vorsatz fest, mich nie des Weines oder sonstiger geistiger Getränke zu bedienen, um mir die Gelegenheit zu benehmen, etwa in ähnliche Schwachheiten zu verfallen. — Diesen Vorsatz habe ich bis in das vierzigste Jahr unverbrüchlich gehalten und blicke itzt noch mit froher Seelenruhe auf jene Periode meines Lebens zurück, — und fühle itzt noch, daß die strenge Beobachtung dieses Entschlusses mich vor vieler Schmach bewahret hat.

Während meines Aufenthaltes in dem Kloster Frauenberg, starb in Fuld der Abt und Fürstbischof Henrich, und sein Cadaver wurde mehrere Tage in dem Schlosse der Residenz feierlich zur Schau ausgestellt, und vier und zwanzig Geistliche, — acht Benediktiner, acht Kapuziner, und acht Franziskaner, worunter auch Frater Ildephons und ich waren, mußten stundenweiß abwechselnd, je zwei und zwei Tag und Nacht bei der Hohen Leiche wachen und — bethen. — Während dieser Wache-zeit speißten wir an der sogenannten Marschall-Tafel im Schlosse, — und wurden aus der hochfürstlichen Küche und Keller wirklich fürstlich tractirt. — Und vom Mittage an, — auch die Nacht hindurch standen die Tische voll Johannesberger, damit wir

zur Verhütung des Schlafes — uns an demselben, nach Belieben — aufmuntern konnten. — — Da haben nun freilich die meisten dieser geistlichen Wächter sich schändlich in den Schlaf, und — wieder aus demselben getrunken. — — Henrich war ein guter Fürst, und von seinem Volke aufrichtig geehrt und geliebt. — Daher war die fürstliche Kapelle, wo seine ehrwürdige Hülle lag, den ganzen Tag von Menschen angefüllt, die ihm ihre letzte Ehrfurcht bringen mogten, und es hat wohl nicht erbaulich ausgesehen, daß die rothnasigten, geistlichen Weinschläuche so vor dem Hohen Verblichenen lagen, und Gebethe — lallten.

Am vierten Tage schon fing die Hohe Leiche seiner Hochfürstlichen Gnaden an, einen üblen Geruch von sich zu geben, und man mußte eilen, sie — im Hohen Dohm, — in der Fürsten Kruft beizusetzen, — freilich zum stillen Verdruß der geistlichen Mitbrüder, die dadurch auch den lieben, guten Johannesberger verlassen mußten.

Die Zeit rückte nun heran, daß ich (die) geistlichen Weihen erhielt. . . . Ich kniete vor dem Bischofe, — mein Geist flog über Welten dahin und war in Anbethung versunken, als er mir die Hände mit dem heiligen Oel salbte, auf welchen ich von itzt an Gott selbst tragen sollte. — Der Zeitpunkt war gekommen, an dem der sehnlichste Wunsch meiner Mutter erfüllt werden sollte, mich als Priester an dem Altare zu sehen. — Auf ihr Verlangen erhielt ich die Erlaubniß, meine erste heilige Meße in Klingenberg zu lesen. — In Gesellschaft des Pater Isaias, welcher zu gleicher Zeit als Quardian für das Kloster Miltenberg ernannt worden war, sollte ich dahin abreißen. — —

Dieser Pater Isaias hatte früher als Dohm-Prediger von Fuld Im Rufe eines ausgezeichneten Redners gestanden — und es war auffallend, daß seine Zelle, gegen die klösterliche Gewohnheit und gegen den Geist der heiligen Ordens-Statuten, nach welchen wir arm und demüthig seyn sollten, viel zu prächtig ausmöblirt war, welches die anderen Patres mit neidigen Augen ansahen, und sich einander in die Ohren flüßterten, daß er dieses alles auf eine Art erhalten habe, die ihm gar nicht zur Ehre gereiche, in dem er mit einer Frau aus Fuld in Verhältnissen stünde, woran die ganze Stadt groses Aergerniß nähme. -- Davon wußte ich aber damals noch nichts.

Der Tag der Abreiße erschien. — Pater Isaias rief mich schon frühe und eilig ab, und wir gingen — etwa noch eine

Stunde vor Tag aus dem Kloster durch die Stadt. — Endlich ließ er mich mit in ein offenes Haus kommen, indem er sagte. wir müßten hier bei einer seiner guten Freundinnen zum Abschied frühstücken. — Wir traten ein, das Zimmer ist erleuchtet, — der Tisch zubereitet, und das Frühstück scheint schon, und nur auf uns zu warten, aber niemand war gegenwärtig, nur in einer Wiege schlief ein schöner Knabe. P. Isaias geht zu dem schlafenden Kinde, küsset es, und entfernt sich schnell aus dem Zimmer mit den Worten: „Ich muß doch sehen, ob hier niemand zu Hause ist, und bleibt etwa eine Viertelstunde weg . . . . Ich war allein, — in einem fremden Haußе, — der Kafee auf dem Tische . . . . Niemand im Zimmer — und in dem ganzen Haußе regt sich keine menschliche Seele . . . . Selbst Pater Isaias scheint fortgeschlichen zu seyn . . . . Ich war zu dumm oder unschuldig, um etwas Arges zu vermuthen. — Ich besah das schlafende Kind in der Wiege. — — Es war ganz das Ebenbild dieses Pater Isaias, und da ich es für sündlich hielt, auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß dieser der Vater des schönen Schläfers seyn möge, so überredete ich mich, daß vielleicht die Mutter dieses Kindes, während ihrer Schwangerschaft meinen Pater Isaias. etwa bei einer kräftigen Kanzelrede, — im Feuer seiner geistigen Beredsamkeit — zu scharf mögte angesehen, — sich vergeßen, — und das Ebenbild desselben für ihre Leibesfrucht abgesehen, und eingedrückt haben.

Endlich erschien mein Reißegefährte wieder, und mit ihm eine schöne, junge Frau in niedlicher Haußkleidung mit verweinten Augen, — ganz betrübt und niedergeschlagen. — Sanft entschuldigte sie sich, daß der Kafee mögte kalt geworden seyn. — und schenkte ein. — — Ohne Unterhaltung, — unter einzelnen kurz-abgebrochenen Worten — und indem der schönen Frau immer Thränen über die Wangen träufelten, ward das Frühstück genommen, — und itzt sollte aufgebrochen werden. — Pater Isaias — finster und verlegen, — ging an die Wiege, küßte den Knaben, — und wand sich schnell um, — ging hastig auf die schöne Traurende zu, und sprach: „Nun! seie herzhaft und stark!“ — Aber in dem nämlichen Augenblicke sank dieselbe in — Ohnmacht . . . . . Er fing sie in seinen kräftigen Armen auf — drückte einen langen — feurigen Kuß auf ihre blassen Lippen. — legte sie sanft auf das Bett — stürzte zur Thüre hinaus, und hieß mich ihm folgen. Eilig stiegen wir in den hier bereitstehen-

den Wagen, — und rollten über das Pflaster zum Thore hinaus — Sprachloß mogten wir etwa eine Stunde gefahren seyn, als sich mein Reisegefährte hastig zu mir wendete, und etwa folgendes sagte: „Hören sie, Frater Gabriel, sie sind noch jung, aber von Talent und schöner Figur, — der heilige Orden hat sein besonderes Augenmerk auf sie gerichtet; — — sie müssen demselben Ehre machen. — — Sie studieren fleißig, das ist recht. — Sie sind nun Priester und werden itzt nicht mehr ganz einsam in dem Kloster bleiben können. Sie werden von itzt an wieder oft mit der Welt Umgang haben müssen. — Suchen sie sich bei jedermann beliebt zu machen. — Man muß Augen haben, — und doch nicht sehen, — Ohren, und doch nicht hören. — Glauben sie mir, ich meine es gut mit ihnen, — wenn sie diesen meinen Rath befolgen, so werden sie gewiß von jedermann geliebt und geehrt werden und sich beständiger Wohlthaten von Seite geistlicher Freunde und Freundinnen zu erfreuen haben. Vor allen Dingen aber lernen sie verschwiegen seyn, damit ihnen jedermann seine Geheimnisse unbesorgt anvertrauen kann. — So werden sie von allem, was sie diesen Morgen bei dem Frühstücke gesehen haben, nicht allein keinem Menschen, wer es auch seye, etwas sagen, sondern sie werden ja wohl auch wissen, daß die Ordens-Satzungen ihnen verbieten, auch nur darüber nachzudenken.“ — — Ich versprach es ihm . . . ., habe auch niemanden davon gesprochen, — — konnte mich aber lange Zeit der Versuchung nicht entschlagen, zu meinen, es möge doch mit diesem Frühstücke, mit der sanften Frau — und dem schönen Knaben pp. nicht so ganz richtig gewesen seyn.

So fuhren wir über Salmünster nach Klingenberg. — Meine gute Mutter weinte für Freuden ihren geistlichen Herrn Sohn wieder zu sehen, und dankte Gott für die Gnade, der er sie gewürdigt habe, ihr Kind nun endlich als seinen Priester am Altar zu sehen. — — Auch meine Geschwister und Bekannten und ganz besonders der Herr Pfarrer freuten sich; und dieser erklärte, daß er schon alle Vorbereitungen getroffen habe, daß meine erste heilige Messe mit aller möglichen Feierlichkeit gehalten werden sollte, wozu er bereits noch einige Patres aus dem Franziskaner-Kloster von Miltenberg eingeladen habe. An dem Tage dieser Feierlichkeit wurde ich unter allgemeinem Glockengeläute — mit Kreuz und Fahne in einer Prozession abgeholt, und in die Kirche geleitet, — wo ich zuerst — unter Begleitung und Assi-

stenz der übrigen Geistlichen — den Hymnus „Veni Creator Spiritus" anstimmte, welcher von dem einfallenden Orchester ausgeführt wurde; — während welchem ich zur heiligen Messe angekleidet wurde. — Das Hohe Amt ward von einer ausgesuchten Musik bekleidet, und hierauf eine auf den Gegenstand passende Rede gesprochen. —

Die Mittags-Mahlzeit nahm samtliche Geistlichkeit bei meiner Mutter ein, wo der Klingenberger Rothe gar nicht geschont wurde . . . . Die geistlichen Herrn und selbst der Herr Pfarrer wurden munter und — prophezeiten meiner überglücklichen Mutter noch viele — viele Freuden, die sie an mir erleben würde — Der Herr Pfarrer vergaß nicht, oft zu bemerken, daß meine Mutter, die damals sechzig Jahre alt sein mogte, ein gar schönes Mädgen gewesen sey.

Am folgenden Tage nach dieser Feierlichkeit reißten der Pater Isaias und die uibrigen Patres nach Miltenberg ab, ich aber blieb noch einige Tage bei meiner Mutter und Geschwistern, — und ging dann auch wieder zurück nach Fuld, um meine Studien fortzusetzen. — Frater Ildephonsus war zugleich mit mir zum Priester geweiht worden. —

Wir beide wurden itzt angewiesen, bei Fortsetzung unserer Studien, in kleinen Landgemeinden, wo keine Pfarrer wohnten, in sogenannten Filial-Kirchen, den sonntäglichen Gottesdienst — ex currende — zu versehen. Die mir angewiesene Station war Langenschwarz, drei Stunden von dem Kloster entfernt. Gewöhnlich Samstag-Nachmittags ging ich dahin ab, und kam Montags gegen Mittag wieder in das Kloster zurück. — Langenschwarz war ein kleines Dörfchen von gemischter Religion. — Die allda befindliche Kirche besasen die Protestanten. — Die Katholiken gingen in die Schloßkapelle einer alten baufälligen Burg, in welcher alles von vormaligem, itzt aber zerütteten Wohlstande zeugte. — Die Bewohner dieses alten Rittersitzes waren auf dem einen Flügel eine fünfzigjährige gnädige Fräulein, mit einem eben so alten Haußknechte, der zugleich ihr Förster, Verwalter, — Haußhofmeister pp. war, einigen Hunden, und herumlaufenden Vögeln, — alles in einem Zimmer . . . Valentin, der Haußknecht soll der Gnädigen stets mehr — als Haußknecht gewesen seyn, — und auch deßwegen stets bei ihr im nämlichen Zimmer gewohnt haben. — Das Zimmer sah vollkommen einer gewöhnlichen Bauernstube ähnlich, in welcher die Knechte und

Stall Mägde aus und eingehen. — Auf dem andern, etwas weniges reinlicherem Flügel wohnte der Amtmann, ein noch lediger Herr von etwa sechs und dreißig Jahren mit einer alten Mutter und noch ledigen Schwester, an denen Spuren ehemals drückenden Mangels ersichtlich waren, die aber itzt durch die Stelle des Herrn Sohns und respektive Herrn Bruders zugedeckt zu seyn schienen.

Abwechselnd war ich während meines dasigen Aufenthaltes einen Sonntag bei dem gnädigen Fräulein, — und den folgenden. bei dem Herrn Amtmann zu Gast. — Erstere war eine Närrin. — lebte unter Administration von spärlichem Einkommen, welches ihr Knecht Valentin durchputzte, von dem sie sich in keinem Falle trennen wollte, obwohlen sie mit ihm in täglichem Hader lebte . . Sie hatte für sich oft das liebe Brot nicht. Hatte übrigens aber den lächerlichsten Ahnenstolz, und war eitel — zum Lachen. Ging daher in einem rauschenden Taffenden Schleppkleide, frisirt und gepudert, und — unausstehlich geschminkt — Sprach mit gnädiger Herablassung und Anstand, — während sie sich mit ihrem schmutzigen Valentin, oder mit der Magd, — in dem allerrohesten Baurenton herumzankte, fluchte und schimpfte. — Obwohlen sie in drückender Armuth lebte, so mußten doch sechs Schüßelen wenigstens auf das wackeligte alte Tischgen aufgetragen werden, an welchem wir in spaßigem tete à tete, und vis à vis zusammen speißten, — und auf welchem jedeßmal das nämliche Tischzeug erschien, weil sie keines mehr zur Abwechslung hatte. — — Auch vernachlässigte sie keineswegs über Tisch ihre gekünstelten Reitze in Thätigkeit zu setzen, — und, wann der steifen Gewohnheit nach, bei aufgehobener Tafel man sich mit ihr auf dem zerrißenen Urgroßväterlichen Kanapee neben Hund und Vögeln niederlassen mußte, um so an dem herausgezogenen Tischgen den Cafee zu schlürfen, und sie dann näher und immer näher rückte, und endlich einem die Hände ergriff — drückte, — und — wenn das alles nichts helfen wollte, — ihre früheren adeligen Liebes-geschichtgen erzählte . . . . O, da gehörte himmlische Geduld dazu, da man nicht davon laufen konnte.

In der Schloßkapelle hatte sie ihren eigenen Stuhl, von welchem sie alle edlen Zweige des Stammes bis auf den Ur- Ur-Urgroßvater zu erzählen wußte, die darinn gestanden hatten. — Auch da war man vor ihren thörigten Liebesblicken nicht sicher.

Ganz anderst war es mit den Bewohnern des andern Schloß-Flügels. — Der Herr Amtmann in dem stolzen Bewußtseyn der Ehre seines Amtes suchte sich auch besonders dadurch ein Ansehen zu geben, daß er den Freigeist spielte, und — mit den jungen Geistlichen, welche dahin kamen, gelehrte Religionsstreitigkeiten anknüpfte. — Er war dabei großer Jagdliebhaber und öfters abwesend. — Seine Mutter, eine dumme Katholikin, die ganz und gar an dem Wort der Pfaffen, — so mit an religiösem Unsinn und Aberglauben hing. — Sie beweinte im Stillen die Verirrungen ihres Sohnes, der auch sogar mit dem proteßtantischen Pfarrer Gesellschaft machte, und oft auf die Jagd lief, wenn es Zeit war, die heilige Messe zu hören. Sagen durfte sie ihm freilich nichts, denn sie war arm, und ihr Herr Sohn gegen sie nicht — höflich. Da war es dann gewöhnlich der Geistliche, dem sie halbe Tage lang ihre Noth klagte. Ihre Tochter, Jettchen genannt, war ein gutes Ding, ohne viel Verstand, abhängig von ihrer Mutter, und als Magd behandelt von ihrem Bruder.

Von den Verhältnissen der Schloßbewohner war ich durch meine Herrn Confratres vorläufig unterrichtet, und wußte mich so ziemlich darnach zu benehmen. — Die Albernheiten der /: ich nannte sie gnädige Frau :/ schien ich nicht zu bemerken, so wenig als ihre Verlegenheiten, wenn etwas mangelte, und sie es nicht gleich herbeischaffen konnte. — Ich war genüglich und mit allem zufrieden und bedauerte die Arme als ein Opfer der Vorurtheile.

Dem Herrn Amtmann setzte ich mich mit meiner Dogmatik so fest entgegen, daß er gleich das erstemal merken mogte, er habe eben keinen dummen Pfaffen vor sich, denn es war ihm eigentlich mehr darum zu thuen, junge Geistliche durch seine Religionszweifel in Verlegenheit zu bringen und dann über Unwissenheit der Pfaffen — oft ohne alle Schonung herzufallen, als daß er, der Ungläubige, — der Zweifler pp. aus inniger Uiberzeugung gewesen wäre. — Höchstens war es Weltton, was ihn hie und da zum Religionsspötter machte, indem er freilich Aberglauben und positive Religion gar oft nicht zu unterscheiden wußte.

Mir war meine ganze Theologie in frischem Gedächtnisse, — auch wollte ich mich mit dem Manne unnöthiger Weiße nicht gerne überwerfen, — über den schon mehrere meiner Vorgänger

Klage geführt hatten, daß sie mit ihm nicht leben könnten . . . Ich suchte daher bei jedem Religions-Gespräche, welches er anfing, immer zuerst die Frage, worüber wir sprechen wollten, scharf und auf das genaueste zu bestimmen, — gab ihm dann zu, was zuzugeben war, daß Vorurtheile, — Aberglauben, Mißbräuche wirklich nichts anderst als Vorurtheile, Aberglaube und Mißbräuche seyen, — suchte ihm begreiflich zu machen, daß über positive Religions-Geheimnisse zu disputiren, ein — wenigstens ganz unnützes Geschäft, — daß aber in jedem Falle die moralischen Vorschriften unserer Religion durchgehend vernünftig und erhaben seyen, — daß es höchste Unvernunft und Verdorbenheit des Herzens verrathe, gegen diesen Theil unserer Religions Lehren auch nur das Geringste einwenden zu wollen. Und brachte es dadurch gar bald dahin, daß er nicht allein von solchen grübelnden Streitigkeiten abstand, sondern mich auch ausgezeichnet achtete, seinen angenommenen hohen Ton, nach und nach völlig herunterstimmte, meine Predigten fleißig besuchte, — und nie mehr auf die Jagd ging, — so lange ich gegenwärtig war, und den Gottesdienst besorgte. —

Er ließ mich endlich ganz deutlich merken, daß er bloß deßwegen sich öfters mit katholischen Geistlichen in Religions-Gespräche einlasse, um dadurch Gründe zu hören, mit denen er sich gegen den protestantischen Pfarrer in der Gemeinde vertheidigen könne. — Daß dieser ein gelehrter Mann, und ihm in solchen Disputationen weit überlegen seye . . ., daß derselbe unsere Religions-Gebräuche oft lächerlich mache, worüber er sich dann heimlich sehr ärgere, wenn er ihn nicht wiederlegen könne.

Was ich Anstandes halber nicht ablehnen konnte, er brachte mich in Gesellschaft dieses evangelischen Pfarrers, welcher ein Mann von drei und dreißig Jahren seyn mogte, — verheurathet war, und ein Kind hatte. — Absichtlich und leicht brachte es der Herr Amtmann dahin, daß wir unsere Religions-Ansichten gegen einander austauschen sollten, wozu sich dann der genannte Herr Pfarrer sehr geneigt zeigte, und über Aberglauben, Mißbräuche und lächerliche Ceremonien in der katholischen Kirche weitläufig ausließ und lustig machte. — Ich ließ ihn — ganz ruhig und geduldig zu Ende kommen, und setzte dann meine Ansichten, welche nichts weniger als polemisch waren, dahin auseinander, daß ich gar nicht läugnete, daß häufige Mißbräuche und Aberglauben unter dem katholischen Pöbel herrschten, —

aber auch zugleich anschaulich machte, wie unter dem gemeinen Volke protestantischer Seite noch viel groberer Irrwahn, Unsinn und Mißbräuche einheimisch seien, und, da ich darüber unleugbare Thatsachen vorlegte, so war er so billig, diese mit der Bemerkung einzugestehen, daß er stets bemüht seie, seine Religionsmitglieder darüber aufzuklären.

Uiber die kirchlichen Ceremonien konnte er nicht in Abrede stellen, daß wir den Ursprung derselben in früheren Jahrhunderten, wo die Kristliche Kirche noch nahe an das Judenthum gränzte, und dabei in dem damals herrschenden Geiste suchen müßten . . . daß, wenn wir uns in jene Zeiten zurück denken wollten, wir ganz leicht begreifen würden, — wie solche sinnliche Cerimonien für den rohen sinnlichen Menschen nothwendig waren, und von wahrer Klugheit der Religionslehrer zeugten, . . . daß selbst heut noch solche Ceremonien, ja nicht die Wesenheit der Religion ausmachten, sondern als solche bloß dazu dienten, den Menschen für das Religiöse empfänglicher zu machen, . . . daß auf jeden Fall, wenn dem Vernünftigeren eine Ceremonie als überflüssig-lächerlich, oder gar als albern auffalle, er sie — in Rücksicht der Kleinen — der Ungebildeten wenigstens billig und mit Schonung behandeln müsse.

So ging ich zur Hauptsache über, daß nämlich die Kristliche Moral in allen Kirchen seit achtzehenhundert Jahren ein- und die nämliche seie, — gleich erhaben, — gleich beseeligend, — aus Liebe entsprungen, — auf Liebe begründet, und nur zur Liebe führend; — daß der Geist, — der ächte, — nicht der von uns hinein polemisirte — Geist alle Kristlichen Religionen nicht anderst bezwecke als ächte Liebe; — und daß, wenn wir uns bestreben, diesen Geist der Liebe, — der Duldung in uns und in anderen zu befördern, — zu beleben, wir das ganze Gesetz erfüllet haben; — — daß wir es dann billig und schonend ertragen werden, wenn andere diese grosen Gebothe der Liebe in ein Kleid einhüllen, welches an Farb und Schnitt von dem unserigen unterschieden ist usw.

Ich hatte mich eifrig, — besonders über diesen letzten Gegenstand ausgelassen; — ich mogte mit Enthusiasmus und länger gesprochen haben; — man unterbrach mich nicht. — — Und da ich nun endete, und mir der Pfarrer Lobsprüche über meine aufgeklärte Religions-ansichten mit dem Zusatze machte, daß er solche Begriffe unter einer Klosterkutte nicht gesucht

hätte, — und da ich dieselben bescheiden ablehnte; so hatte diese Unterhaltung zur Folge, daß sich daran ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Pfarrer und mir und dem Amtmann anknüpfte, welches mir während meinem Aufenthalte allda viel Vergnügen machte. — Alle Samstage kamen mir genannter Pfarrer und Amtmann auf eine halbe Stunde und weiter entgegen, — und begleiteten mich Montags eben so weit wieder zurück. — An die Stelle von polemischem Gezänke, waren Gespräche über Sittlichkeit, — über Natur, — über das immer voranschreitende Besserwerden pp. getretten, welches wirklich wohlthätigen Einfluß auf Mitglieder beider Confessionen hatte. —

Die Mutter des Amtmanns konnte mir nicht genug danken, und Jettchen kam meinen leisesten Wünschen zuvor, denn der Herr Sohn und Bruder war gegen beide viel milder und besser geworden. — Erstere, da sie bemerkte, daß ihr Sohn nicht mehr — wie sonst — über ihren Rosen Kranz und Weihwasser schimpfte, keine zänkischen Religions-streitigkeiten mehr hatte, — itzt fleisiger zur heiligen Messe ging, — und ganz besonders keine Predigt mehr versäumte, — wurde nach und nach auch duldsamer gegen den protestantischen Pfarrer, — von welchem sie bis daher geglaubt hatte, daß er es seie, der ihren Sohn verführt habe, — und so fing auch sie an, in ihrem Alter erträglichfrohe Tage zu geniesen. —

Jettchen fühlte sich wohlbehaglich, — munter und fröhlich, daß ein sanfterer Geist als bißher, in die stürmische Haußhaltung ihres Bruders eingezogen war. — — Und ich wurde allgemein als der Wohlthäter dieses kleinen Kreises betrachtet.

Dem Frater Ildephonsus waren in einer anderen Gemeinde die nämlichen geistlichen Verrichtungen übertragen. — Und wir unterhielten uns oft mit Vergnügen darüber, daß und wie wir durch unsere Kanzel- und Katechetischen Vorträge Mißbräuchen und Vorurtheilen mit schönem Erfolg entgegen arbeiteten. — Dem Pater Quardian machte es Freude, von mir keine Klage über die Burgbewohner von Langenschwarz zu hören, worüber meine Vorgänger sich sonst gewöhnlich viel beschwert hatten. — Und so rückte der Zeitpunkt heran, wo wir unsere Studien beendigen, und ganz in das thätige Leben eintretten sollten.

Nach den Statuten des Ordens war alle drei Jahre groses Capitel, auf welchem sich dreisig bis vierzig Wahlmänner aus allen Klöstern der Provinz /: vorzugsweiße die Väter der Provinz

genannt :/ versammelten, um einen neuen Provinzial /: oberster Vorsteher von etwa zwanzig Klöstern, die zusammen eine Provinz hießen :/ zu wählen, — und alle Local Obrigkeiten zu ernennen, — wie auch alle übrigen Aemter und Stellen neu zu besetzen; und die bedeuttenderen des Ordens Angelegenheiten zu besprechen und zu ordnen.

Mit dem Zeitpunkt so eines grosen Capitels traf zugleich das Absolviren der theologischen Studien zusammen, und es war herkömmlich, daß der von dem Pater Provinzial dazu — ernannte — fleisigste — talentvollste — eben absolvirende Theolog auf demselben vor den versammelten Vätern der Provinz und zuströmenden vielen Fremden eine öfentliche — ehrenvolle Disputation vornahm.

Unterrichtet von den Fortschritten und den rühmlichen Zeugnissen, wodurch Frater Ildephons und ich während unseres dreijährigen Aufenthaltes in dem Kloster Frauenberg uns so vortheilhaft ausgezeichnet hatten, gestand der Pater Provinzial uns Beiden die Ehre dieser öfentlichen Disputation zu. — — Und die Lectoren, welche uns dahin begleiten und uns dort praesidiren sollten, waren die Patres Ottmar und Eucharius.

Der obenbezeichnete geistliche Rath, Herr von Guttenberg, erfuhr das kaum, als er es sich auch sogleich zur Ehre ausbath, uns dahin zu begleiten, und dort zum letztenmale mit uns den ehrenvollen Kampf in geistlichen Wissenschaften zu bestehen, was dann natürlicher Weiße von Seite des heiligen Ordens als Beweiß gnädigen Wohlwollens mit aller Devotion und Vergnügen angenommen wurde.

Wir, Frater Ildephons und ich, reißten, über den sogenannten Volkarßberg bei Brückenau nach Hammelburg ab, wo das bezeichnete Capitel gehalten werden sollte, und fanden da schon so viele Väter der Provinz versammelt, daß für uns in dem geräumigen Kloster kein Platz mehr war, — daß uns daher ein kleines Gartenhäußgen zur Wohnung angewiesen wurde.

Die Disputation ging in der grosen Kloster-kirche — genannt zu den heiligen vierzehen Nothelfer — vor den versammelten Vätern und einer grosen Menge Zuhörer so feierlich und mit Pomb vor sich, daß es schien, als sollte hier die Kirche Gottes entweder von ihrem erhabenen Felsen in den Abgrund gestürtzt, — oder durch uns tapfere junge Kämpfer, — gegen ihre vielen hartnäckigen Feinde muthvoll vertheidiget und in frischem Glanze

bevestiget werden. — Nichts weniger schien man hier zu erwarten. — —

Der gelehrte Kampf währte mehrere Tage und erstreckte sich über alle Theile der dogmatischen Theologie und der Canonischen Rechte. — —Herr von Guttenberg vorzüglich und mehrere andere Gelehrte aus der Umgegend von nahe und fern — waren mit allem Feuer Scholastischen Eifers mit uns wiederholt in die Schranke getretten; — aber wir blieben — natürlich — immer die Sieger. — — Das Ganze Disputations-Geschäft endigte damit, daß der mehrmals bezeichnete geistliche Rath, Herr von Guttenberg sich erhob, erstens an uns Beide Disputanten schmeichlerische Lobsprüche verschwendete, und bedauerte, unsere werthe Bekanntschaft und gelehrte Unterhaltungen, itzt wahrscheinlich unterbrechen und entbehren zu müssen; indem, wie er meine, der heilige Orden uns nun wohl zu anderen Geschäften verwenden würde, — dann den praesidirenden Lectoren deßwegen viele schmeichelhafte Complimente machte, und — sich endlich an den Pater Provinzial und die übrigen Väter des Capitels wendend, dem heiligen Orden viel Glück wünschte, solche Nachkömmlinge zu ziehen, die als wahre Stützen derselben, wahre Lichter der heiligen Kirche wären, welche er, — dem Wunsche seiner Hochfürstlichen Gnaden entsprechend, — jedoch ohne sich im Geringsten in die inneren Angelegenheiten der klösterlichen Verfassung zu mischen, ihnen auf das Beste glaubte, empfehlen zu müssen, was dann von diesen — wie natürlich — mit ehrerbietiger Dankbarkeit pp. erwiedert wurde.

Unter der Hand nahmen die Angelegenheiten des Capitels ihren Fortgang. Bißher hatte ich dieselben gar nicht beachtet, indem ich nur in und für meine Disputation lebte. — Allein itzt beobachtete ich, wie die Väter der Provinz alle Kunstgriffe, — Uiberredungen, Schmeicheleien unter sich verschwendeten . . . . Dieser wünschte Quardian, jener in dieses oder jenes Kloster versetzt zu werden. — Mehrere Candidaten hatte man für die Stelle des Pater Provinzials auf dem Korn, — wo die Unterhändler herumschlichen, und — um Stimmen warben . . . Der Tag der Wahl erschien. Nach abgesungener Messe und des gewöhnlichen „Veni Creator Spiritus" werden die ehrwürdigen Väter mit Kreuz und Fahne aus der Kirche in den Capitelsaal geführt, — und nach verschlossenen Thüren erwarten die Nicht-Capitularen und übrige Klosterbewohner vor dieser, bis der heilige

Geist durch Mehrheit der Stimmen den Würdigsten zum Provinzial erkohren hat, — wo sich dann plötzlich die Saal-thüre eröfnet, — und der Zug, unter Anstimmung und Absingung des „Te Deum laudamus" in die Kirche zurückgeht, — allda das grose Ereigniß der unter Beistand des heiligen Geistes glücklich beendigten Wahl feierlich bekannt gemacht, und dem Neuerwählten auf erhabenem Sitze von allen Anwesenden mit gebogenen Knieen und Handkuß demüthig gehuldiget wird. — Darauf wurden die neuen Ernennungen zu allen uibrigen Stellen und Aemtern in den verschiedenen Klöstern verkündiget, — und zugleich von dem neuen Pater Provinzial in Kraft des Gelübdes des heiligen Gehorsams befohlen, daß alle Neu-ernannten unmittelbar nach dem Mittag-eßen sich auf ihren angewiesenen Posten zu begeben hätten. — — Und so ward das ganze Capitel mit einem vollständigen Klosterschmauß beendiget, nach welchem die verschiedenen Rückreißen nach Osten oder Westen, — nach Nord oder Süden, — froh oder mißmuthig angetretten wurden. — Ildephons und ich hatten volle Ursache, uns diese letzte Capitel-Mahlzeit recht gut schmecken zu lassen. Wir waren beide als Lectores der Philosophie mit Befreyung von dem täg- und nächtlichen Chorbesuche in dem Kloster zu Miltenberg ernannt worden. — Eine Stelle, die wir uns freilich nicht gedacht hatten, zu erhalten. — Sie war im Klosterleben das, was der Fahnenjunker in dem Soldatenstande ist, — und noch mehr; denn nach den Observanzen des Ordens, wer drei Jahre Philosophie gelehrt hatte, wurde als Lector theologiae ernannt, womit Vorsitz am Tische und Zuziehung bei Berathung klösterlicher Angelegenheiten verknüpft war, — und wer sechs Jahre Theologia gelesen hatte, der war befugt, ein Quardianat pp. zu erwarten.

So hatten wir also den Lauf zu den Ehrenämtern angetretten, — und waren dem gemeinen Haufen der Bettelmönche entrücket. — Von allen Seiten empfingen wir deßwegen Glückwünsche über Glückwünsche. Die uns bei der Disputation praesidirenden — — und zwar Pater Ottmar ist als Quardian im Eichßfelde ernannt worden. — Wir trennten uns freundschaftlich von einander. Pater Eucharius aber, der sich ebenfalls schon als Quardian glücklich träumte, ist durchgefallen und mußte seine alte Stelle, das Lehramt, noch fortversehen, indem er glückwünschend von mir Abschied nahm, weinte der eitle Mann, und glaubte, ihm

sei das größte Unrecht widerfahren . . . Ich kann nicht läugnen, daß ich mich deßwegen mit Ildephonsen heimlich freuete Dieser hatte Special-Erlaubniß sich noch einige Tage bei seinen Eltern und Anverwandten in Hammelburg zu verweilen . . . Wir nahmen Absprache zusamen, daß er mir bald nachfolgen wolle, und ich ging mit dem neuernannten Pater Quardian von Miltenberg zu meiner neuen Bestimmung ab.

KAPITEL V.

ICH — ALS LECTOR DER PHILOSOPHIE IN MILTENBERG

Es war der Plan meines Oheims, welcher bis itzt Provinzial gewesen war, mich so geschwind als möglich, auf die Ehrenbahn der Beförderung zu bringen. — Er hatte mich ausersehen, so geschwind als möglich von Stufe zu Stufe zu ihm hinaufzusteigen.

Es war etwas im Orden seit undenklichen Zeiten ganz Ungewöhnliches, einen jungen, Geistlichen unmittelbar nach beendigten Studien als Lehrer der Philosophie aufzustellen. Gewöhnlich wurde man vorher einige Jahre als Lehrer auf einem Gymnasium verwendet. — Auch durfte es den Schein nicht haben, als wenn hier der gehäßige Nepotismus im Spiel wäre, deßwegen sollte ich nicht allein, sondern in Gesellschaft mit Frater Ildephons zu der ehrenvollen Disputation zugelaßen werden, — deßwegen waren dem Herrn Oheim die Schmeicheleien, die Auszeichnungen willkommen, die mir von dem geistlichen Rathe, Herrn von Guttenberg gemacht wurden; — und deßwegen sollte ich nicht allein, sondern Frater Ildephons mit mir, so geschwind als Lector Philosophiae angestellt werden, damit ja, wenn dieses etwa Aufsehen erregen sollte, man nicht auf den Gedanken verfallen sollte, als wäre Vorliebe für den Neffen der Beweggrund der Beförderung gewesen. Ich ging von Miltenberg, da der Lehrkurs noch nicht eröfnet werden konnte auf Besuch zu meiner guten Mutter und Geschwister nach Klingenberg, wo dann die Freude über diese meine Anstellung groß und allgemein war. — Ich genoß die Liebe meiner Anverwandten und, da indeßen mein Kollege Ildephons auch in Miltenberg angekommen war, so eilte ich dahin zurück, um unsern Studienplan mit demselben zu verabreden. Geschwind waren wir mit einander über-

eins gekommen, daß wir nicht den alten, in den Klöstern gewohnlichen Schlendrian von scholastischer Philosophie lesen wollten, daß wir vielmehr gemeinschaftlich alles anwenden, keine Mühe und Arbeit, aber auch kein Naserümpfen oder Murren der älteren Mönche scheuen wollten, um eine gesunde Philosophie in allen ihren Theilen vorzutragen.

Kants Kritik der reinen Vernunft fing eben damals an, auf Universitäten allgemein zu werden. — — Die Streitigkeiten für und wieder die Ansichten des Königsberger Philosophen waren an der Tages Ordnung. — In die stillen Mauren unserer Klöster waren freilich seine Werke noch nicht eingedrungen, obwohlen alte orthodoxe Eiferer sich bereits ein Verdienst daraus machten, auf ihn weidlich zu schimpfen. — Zwei junge, wißbegierige Pfäffger, mit vielem Eifer, denen man über ihre vermeintliche Kenntnisse viel zu viel Complimente gemacht hatte, waren wir eitel, aber auch muthig genug, in dem Felde der Philosophie gegen klösterliche Gewohnheit, uns auch in etwas Neuem zu versuchen. Fest stand unser Vorsatz, selbst zu prüfen, und das Beßere zu wählen.

Allein unsere Klosterbibliothek enthielt nichts, als mehrere Wägen voll alter Polemiker, Aßzeten, Legende der Heiligen, und etwa einen ditto verlegener Scholastiker von Scotisten und Thomisten etc., etc., gegen welche wir freilich schon ziemlich eingenommen waren, — und, um uns selbst Bücher zu kaufen, hatten wir kein Geld, — auch würde uns dies schwärlich erlaubt worden seyn, weil man überhaupt in unseren Klostern gegen alles Neue sehr mißtrauisch war. — Unsere erste Sorge war es also außerhalb dem Kloster wissenschaftliche Bekanntschaften zu suchen, und so hie und da lehnßweiße ein neues Werck in die Hände zu bekommen.

Die zwei Stunde von Miltenberg gelegene reiche Benedictiner Abtei Amorbach stand damals im Rufe, daß sie mehrere gelehrte Männer besitze. — Der Abt hatte sich von einem armen Knaben auf diese erhabene Stelle geschwungen, und suchte nun, unter anderen sich auch dadurch berühmt zu machen, daß er Künsten und Wissenschaften schätzte, und beförderte . . . Er verwendete bedeutende Summen auf die Bibliothek, und munterte seine Klosterbrüder auf, sich in Wißenschaften hervorzuthuen. In dieser Abtei lebte ein Geistlicher, Nahmens Pater Ildephons; — er war Bibliothekar, Kanzlei Director und gleichfalls Lector für die

jungen Benediktiner, und war uns als ein fleisiger und geschickter Kantianer bezeichnet. — — Auf diesen richteten wir unsere wißenschaftlichen Speculationen. — Kamen nach Amorbach, um Seiner Hochwürden Gnaden, dem Herrn Abt oder Praelaten, der auch noch besonderer Wohlthäter unseres Klosters war, als neu angekommene Nachbarn unser Compliment zu machen, und uns zu Gnaden zu empfehlen. — Er hatte schon von uns gehört und war sehr herablaßend, und wir benutzten seine gute Stimmung, und wagten es, ihm unseren Wunsch, eine gesundere Philosophie als bißher zu lehren, — unsere Verlegenheit wegen Mangel an geeigneten Büchern, und unser zutrauen vorzutragen, wodurch wir um die Gnade bitten wollten, uns aus der Bibliothek der Abtei Kant's Kritik der reinen Vernunft zu leihen. Das hatte dem gnädigen Maecenaten geschmeichelt, — er versprach uns nicht allein dieses, sondern wieß uns auch zugleich an den genannten Herrn Kanzlei Director, mit der gefälligen Weisung, uns alle mögliche Unterstützung zukommen zu lassen, und lud uns ein, alle vierzehen Tage nach Amorbach zu kommen, um, wie er sich ausdrückte, mit den Herrn der Abtei zu conferiren. — Das war es, was wir wünschten, — das war mehr, als wir hofften. — — Der Herr Canzlei-Director, ein gar lieber, gefälliger Mann, und ein wahrer Gelehrter ohne Anmasung freute sich unserer Bekanntschaft und unseres Eifers, gab uns nicht allein das verlangte Werk, sondern auch noch etwas von Reinhold, Tiedemann etc. und munterte uns gar sehr zum fleisigen Studieren auf, und wir mußten ihm versprechen, von der Gnade des Herrn Praelaten zu profitiren, und recht oft nach Amorbach zu gelehrten Conferenzen zu kommen. — — Wer war froher als wir Beide? Itzt konnte es uns ja nicht fehlen! Wir hatten gute Bücher, eine schöne Bibliothek war uns geöffnet, und der Zutritt zur wissenschaftlichen Unterhaltung besonders mit einem sehr gefälligen Manne von unserem Fache, ohne alle Anmasung, schmeichelte uns sehr.

Itzt ward aber auch fleißig studiert, — und was wir am Tage durch Forschen und Nachdenken glaubten gefunden zu haben, das wurde am Abend gegen einander ausgetauscht, geprüft, und geläutert, und dann unsern Lehrlingen mit vieler Behutsamkeit vorgetragen.

Wir hatten uns wohl die Sache nicht leicht vorgestellt, doch alles auf unseren Eifer und Fleiß berechnet. — Halbe Nächte wur-

den durchwacht; allein die Schwierigkeiten waren doch häufiger und bedeutender, als wir sie uns anfangs dachten. . . . . Wir sahen uns oft in die Nothwendigkeit versetzt, nach Amorbach zu unserm Herrn Kanzlei Director zu eilen, und um freundliche Aufschlüsse unserer Zweifel zu bitten; die uns aber auch immer auf das liebreichste mitgetheilt, und wir zugleich immer aufgemuntert wurden, über der Arbeit nur nicht zu verzagen. Der liebe Mann wieß uns stets auf die schönen Uiberzeugungen hin, die wir am Ende bei dem Uiberblick auf das Ganze haben würden, welche er uns als den köstlichsten Ersatz für alle Mühe und Arbeit auf das lebhafteste schilderte. Beruhigt, gestärkt, und mit neuem Eifer gingen wir dann jedeßmal wieder an die Arbeit, bis wieder kommende Schwierigkeiten, — neue Zweifel — uns mahnten, wieder an unsere Quelle zu eilen, um Belehrung, Trost und neuen Muth zu schöpfen. — So trieben wir in dem ersten Lehrkurse unser Weesen, freilich sehr beschwerlich und mühsam, und freilich hätte es mehr sein sollen, was wir unseren Schülern beibrachten, aber es war doch warlich mehr, — viel mehr, als ihnen so eine gewöhnliche, scholastische Klosterphilosophie würde geliefert haben.

Außerhalb des Klosters waren die ehemaligen Bekannten recht froh, mich itzt wieder in Miltenberg wohnhaft zu wissen, — recht froh, zu bemerken, daß ich mich so geschwind zum Pater Lector hinauf geschwungen hatte. — Eine Zahl frommer Beichtkinder drängte sich an mich, um bei ihren Verirrungen und Schwachheiten, sanfte Zurechtweisung und milde Belehrung zu erhalten.

Auch meine Art mit den Sündern im Beichtstuhle zu verfahren, war von der gewöhnlichen verschieden. Statt mit des erzürnten Gottes furchtbaren Gerichten zu trohen, — statt die schröcklichsten Höllenstrafen zu schildern, hatte ich immer den Grundsatz, als Leitfaden meiner Ermahnungen, daß der Mensch ein schwaches Geschöpf, — von sinnlichen Instinkten und Neigungen bestürmt, gar oft das thut, was er schon im folgenden Moment wünscht nicht gethan zu haben; . . . . und suchte daher durch sanfte Belehrungen, — durch lebhafte Schilderung der natürlichen Folgen jedes einzelnen Vergehens, — durch stete Hinweisung auf die himmlische Ruhe eines guten, redlichen Bewußtseyns, — auf die natürliche Herzens-Güte der Büsenden einzuwirken, — mehr die Handlungsweise, als die Hand-

lungen selbst zu bestimmen. — Und es ist nicht Eitelkeit, wenn ich es mir selbst gestehe, auch hier in einzelnen Fällen Gutes gestiftet zu haben; denn im Allgemeinen fand ich auch hier die traurige Bemerkung bestätigt, daß die Menschen noch zu sehr an dem Ceremonien-Wesen der Religion hingen, und darüber ihre wesentlichen Gebothe vergaßen oder nicht beachteten.

Marianne war eine von den Ersteren. Gleich bei meiner Ankunft in Miltenberg war ihre Freude des Wiedersehens sehr groß; — und die Errinerung unserer vorigen Freundschaft, — und der früheren unschuldigen Auftritte stand noch frisch in unserm Gedächtnisse. — Und so hatten wir die alte treue Bekanntschaft geschwind erneuert, und manche frohe Stunde wurde derselben gewidmet. — Sie war eine von meinen Beichtkindern. — Sie lag alle vierzehn Tage vor meinen Füßen und schüttete ihre kleinen Fehler, ihre menschlichen Schwachheiten mit sanfter Reue in meinen Busen und flehte um Verzeihung und Belehrung. — Und mit ganzer Seele hing sie dann an meinem Blicke, wenn ich ihr meine Ansichten über das Wesentliche und Zufällige der Religion, — über Ceremonien und Mißbräuche in derselben mitteilte. Sie gab sich ganz meiner Leitung hin, und ich finde itzt noch Vergnügen in der Uiberzeugung zu ihrer moralischen Bildung etwas beigetragen zu haben.

Wenn du noch lebst, liebe Seele, — und wenn dir dieses vielleicht zu Gesicht kömt, so möge es die seeligen Empfindungen in dir zurückrufen, mit welchen wir damals so unschuldig fromm in zärtlichster Liebe und Freundschaft für einander lebten, und beide so seelig waren, und — so gerne miteinander gestorben wären, um jenseits — unsere treue Liebe, unsere herzlichste Freundschaft in Ewigkeit und ungestört fortgeniesen zu können!

Unser erster Lehrkurs war beendigt; mit behaglichem Vergnügen und Selbstzufriedenheit sahen wir auf das Geleistete, und betrachteten es als unsere Schöpfung. Die gelehrte Welt lärmte viel über Unverständlichkeit der kritischen Philosophie. — Wir hatten es dahin gebracht, daß wir in- und außerhalb dem Kloster — in mancher gebildeten Gesellschaft gegen dergleichen Ausfälle — für dieselbe ein Wort mit Sachkenntniß sprechen konnten, wo man oft gewöhnlich unseren Gründen, unseren Einsichten, wenn auch oft ungern Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, weil man sie nicht widerlegen konnte.

So erwarben wir uns Achtung, und besonders unter den Landgeistlichen und dem gebildeten Stande manche schöne Bekanntschaft, die uns in literarischer Hinsicht schätzbar war. — Und es konnte gar nicht fehlen, daß wir nicht nach und nach mit Stolz auf unsere unwissenden Klosterbrüder herabgesehen und uns selbst ihrer Gesellschaft, so weit es die Klugheit erlaubte, entzogen hätten. — Wir tranken beide keinen Wein; — und so suchten auch diese unsere Gesellschaft eben nicht sonderlich. —

Um diese Zeit war die Festung Mainz von den Franzosen besetzt und wieder verlassen worden. Dadurch war die dortige Universität in einem gestörten Zustande. Mehrere junge Leute suchten daher um die Vergünstigung nach, unsere Collegien besuchen zu dürfen, was gerne zugestanden wurde. — Wenn man sonst von den Studien der Mönche nicht zum vortheilhaftesten dachte, — ihr Wissen als scholastische Zänkereien um nichts und wieder nichts zu verlachen pflegte, so mußten wir uns itzt durch solche Gesuche geschmeichelt finden, — und sie haben unsern Eifer nur noch erhöhet.

Der zweite Lehrkurß war für uns lange nicht mehr so beschwerlich. — Das im Ersten mühsam Erworbene wurde itzt, — freilich unter fortgesetztem Forschen, — mit einer Selbstgefälligkeit ohne Gleichen, mit dem stolzen Bewußtseyn von Gelehrtheit vorgetragen. . . . Es wurde alles darauf verwendet, daß unsere Schüler von den Vorträgen den möglichsten Vortheil ziehen mögten, und wir genossen die schöne Freude, in ihnen Liebe und streben nach Wahrheit wachsen zu sehen. — — Wohl schüttelten die älteren Mönche oft bedenklich ihre kahlen Köpfe und meinten wir wären Neuerer, die gegen hundertjährige Ordnung eine Philosophie lehrten, die zur Aufklärung und Umsturz der Religion führe, und die klösterlichen Observanzen über einen Haufen stürzen müßte.

Wir wußten durch Erfahrung gar wohl, daß ältere Klostergeistliche, wenn sie einmal aus mißverstandenem Religions-Eifer feindseelige Gesinnungen gegen einen Mitbruder gefaßt haben, kein Maaß noch Ziel kennen. . . . Ihr Haß ist gewöhnlich der heftigste, — er geht in Verfolgung über und endiget nur mit dem völligen Untergange der Verfolgten. . . . Wir schmiegten uns daher so viel möglich, — suchten unsere Vorträge, besonders bei den monatlichen Disputationen so klar, so verständlich, ja so

populär zu beleuchten, als wir nur konnten, und waren nie ermüdet, auch die albernsten Einwürfe der Gegner auf das geduldigste, und mit liebevoller Verträglich- und Nachgiebigkeit aufzulösen, und immer und auf das deutlichste zu zeigen, daß unsere Lehre nichts Religionswidriges, — nichts gegen gute Sitten oder klösterliche Zucht und Ordnung Anstösiges enthielte. — So machte unsere Geduld unsere Verträglichkeit, unsere Klugheit, daß wir noch von dieser Seite so ziemlich sicher waren. — Freilich, wenn wir allein waren, liesen wir oft unseren Unmuth darüber aus, daß diese unsere älteren Mitbrüder so liebloß in fanatischem Eifer, die anderst denkenden so gerne verketzern. — Es waren für uns bittere Erfahrungen zu bemerken, daß eben gerade jene es waren, die ohne alle Schonung von ihren Brüdern Verleumdungen ausschwätzten, die alle Stadtneuigkeiten mit lieblosen Anmerkungen umhertrugen, — die sich oft und so gerne bis zur Bewußtlosigkeit berauschten, — die jeden andern um die unbedeutendsten Kleinigkeiten beneideten. Daß aber auch eben diese es waren, die mit der grösten Aengstlichkeit ihren Rosenkranz abbetheten und mit der strengsten Genauigkeit an unbedeutenden klösterlichen Observanzen hingen. . . . Und wir beschlossen immer um so mehr, zwar jedem mit brüderlicher Nachsicht und Verträglichkeit zuvor zu kommen, dabei aber auch allen engeren oder vertraulichen Verkehr mit denselben zu vermeiden. — — . Wir konnten das um so leichter, da uns eines theils unsere Vorlesungen von dem öftern Umgange mit ihnen entfernten, und wir anderen theils auch außerhalb dem Kloster uns hinlänglich zu entschädigen wußten.

So mußte ich alle Sonn- und Feiertage in der Schlosskapelle zu Klingenberg die heilige Messe lesen.

In Klingenberg wohnte nämlich eine adeliche Familie von Majerhofen. . . . Seit undenklichen Zeiten wollte dieselbe, ob aus Gemächlichkeit, oder aus Adelsstolz, mit den übrigen Bewohnern des Städtgens nicht in eine Kirche gehen, sondern hatten in ihrer Burg eine eigene Haußkapelle, worinn ihnen ein Geistlicher aus unserem Kloster die gewöhnliche Messe laß. —

Die Familie bestand aus einem achtzigjährigen Greiße, — einer gnädigen Gattin von etwa zwei und dreisig Jahren und drei Kindern, Baron Fritz, Fräuleins Gustel und Nette. — Der alte Herr litt am Podagra und Husten mit ungeheuer starkem Auswurf und konnte für sich allein nicht gehen, deßwegen war

immer ein Bedienter um ihn, der ihn aus dem Bette auf das Canapee, von da an den Tisch und so wieder zurück auf das Canapee, und in das Bett bringen mußte. — Die gnädige Frau und Kinder sahen ihn nur bei Tisch und bewohnten eigene Zimmer. — Sie war seine vierte Frau und eine bürgerliche aus Klingenberg, — und schön; — und er, — der alte Herr sehr eifersüchtig auf sie.

Die Burg war den ganzen Tag geschlossen, und die Schlüssel lagen vor dem alten Herrn auf dem Tisch. — — Alle Ein- und Ausgehenden mußten ihm angemeldet werden. — Auf dem Zimmer der gnädigen Frau wohnte nebst den zwei Fräuleins, angeblich zu ihrer Bedienung, eine alte dem gnädigen Herrn sehr ergebene Kammerjungfer. — Herr Baron Fritz bewohnte besondere Zimmer.

Die Familie war wohlhabend und hatte schöne Einkünfte, welche von einem artigen jungen Beamten verwaltet wurden, der ebenfalls in der Burg — ein Seitengebäude bewohnte. — Nichts desto weniger lebte sie sehr eingezogen und wahrhaft klösterlich, indem der Geitz und die Eifersucht des alten Herrn sie immer eingesperrt hielt, welches aber auch zugleich die Ursache war, daß Frau und Kinder, Verwalter und Gesinde sich schienen verschworen zu haben, den alten Herrn zu betrügen.

Hier hatte ich nun auf Sonn- und Feiertage die heilige Messe zu lesen. Der alte Herr gewann mich geschwind lieb, denn ich schenkte ihm jedeßmal gegen die Gewohnheit meiner Vorgänger ein halbes Stündgen, — setzte mich nach Tische zu ihm auf das Kanapee, — ließ mich nach Neuigkeit fragen, — hörte seine Klagen über die bösen Zeiten an, und unterhielt mich mit ihm über Haußhaltungsgeschäfte, — Erziehung pp., mehr um ihn zu zerstreuen, als um diese Gegenstände wissenschaftlich zu behandeln. — Und hatte es bald so weit gebracht, daß ich bedeutenden Einfluß auf denselben hatte, so daß er mir und meinen Vorstellungen oft gern zugestand, was er seiner Familie eigensinnig verweigerte.

Die gnädige Frau achtete mich nicht weniger, da sie bemerkte, daß ich den Schwachheiten des alten Herrn so schonend begegnete, und seinem oft störrigen Eigensinne mit Sanftmut begegnete, wodurch manche Verdrusse verhütet wurden.

In dem Kreise dieser Familie habe ich viel Spaß und vergnügte Stunden verlebt. Der alte Herr, ein schlimmer Ritter in seinen

jüngeren Jahren, suchte itzt mit dem Rosenkranze in der Hand die Sünden seiner Jugend zu verbethen, für die seine Kräfte verschwunden waren, ... besprengte sich itzt fleisig mit Weihwasser, — bekreuzte sich, — trug Amulette von Lukas-Zetteln und Hexenpulvern auf der Brust, als Talißmane gegen alle Versuchungen des Satans, — während dem seine Kinder hinter ihm über diese Thorheiten lachten, in seinem Angesicht aber, und gezwungener Weise solche Förmlichkeiten sklavisch mitmachten. — — Die gnädige Frau, von seinen Launen, — von seiner närrischen Eifersucht geplagt, war seiner überdrüssig und — ekelte vor ihm. — — Noch dauert mich die Arme, daß sie mit diesem Unholde ihr junges Leben vertrauern mußte. — Ohne alle Lebens-Erfahrung war sie von ihrem fünfzehnten Jahre an in der Burg, wie in einem Kerker an diesen geilen Despoten geschmiedet. Die Kinder suchten sich für den erlittenen Zwang durch allerhand Ausschweifungen hinter dem Vater zu entschädigen, wozu das verdorbene Gesinde die Hände both, und, — was die schwache Mutter gewöhnlich verheimlichen half.

Durch meine Vermittlung hatte der alte Herr gewöhnlich erlaubt, daß Mutter und Kinder, Sonntag nachmittags mit mir /: denn nicht einen Augenblick sollten sie ohne Aufsicht seyn :/ aus der Burg in den sogenannten Brücken Garten auf ein oder zwei Stunde spazieren gehen konnten. . . . Aber kaum waren wir aus dem Schlosse, — nur aus den Augen des Alten, — so waren diese armen Kinder, — wie loßgebundenes Vieh, — — und die Mutter — weinte und klagte während des ganzen Spaziergangs über ihre unglückliche Lage. — — Gewiß sehr hart mag das Schicksal dieser Frau gewesen seyn, die unter vielem Gesinde — von hundert Augen bewacht, Niemanden hatte, wie sie mir oft klagte, vor dem sie auch nur hätte weinen können, — die es sich für ein Glück schätzte, etwa alle acht oder vierzehn Tage einmal — o h n e l ä s t i g e A u f s i c h t — einige Stunden spazieren gehen zu dürfen.

In diese Zeit fiel es, daß die von Custine eroberte Stadt und Festung Mainz wieder an die Deutschen überging, wo dann die als sogenannte Clubbisten verdächtigen Einwohner — in Gefängnisse geworfen — auf Festungen geschleppt, — oder wenigstens aus der Stadt auf das Land verwiesen und unter besondere polizeiliche Aufsicht gesetzt wurden. — Mehrere dieser Letzteren wurde Klingenberg zum Aufenthalt

angewiesen. — — Es waren gebildete, — zum Theile gelehrte Leute, — selbst Professoren, die hier in einer schimpflichen Art von Verbannung — sehr isolirt — lebten. — —

Ihr Unglück — ihr Muth, dasselbe geduldig zu ertragen, — ihr resignirtes Entbehren vieler gewohnten Gemächlichkeiten, — ihre ruhige Aussicht auf die bessere Zukunft machte sie interessant; ich suchte ihre Bekanntschaft; und mit vielem Vergnügen fand ich Männer darunter, die in dem Felde der kritischen Philosophie vollkommen bewandert waren, — und, da sie an mir — einem Franzißkaner Mönche — gegen Erwarten gleiche Kenntnisse fanden, so waren unter uns gar bald freundschaftliche Verhältnisse angeknüpft, welche in literarischer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen waren.

Während unsern öftern Unterhaltungen konnte es nun auch gar nicht fehlen, daß nicht auch die Tages-Neuigkeiten besprochen worden wären. — Die Grundsätze der französischen Revolution, — die Decrete des National Konventes. — Die allgemeinen Menschen-Rechte, — die erste Constitution waren oft der Gegenstand unserer Unterhaltung. — — Ich kann nicht läugnen, daß ich dieselben vernünftig fand, — daß ich wünschte, sie mögten überall geltend seyn. — — Um so mehr bedauerte ich daher diese Leute, die wegen Anhänglichkeit an solche Grundsätze, von ihrem Wohnsitze verjagt, in einem peinigenden Zustande der ungewißen Zukunft entgegen sahen, und so ein bedauerns-würdiges Leben führten. Ich sah aber auch zugleich gar wohl ein, wie gefährlich es war, von solchen Uiberzeugungen auch nur das Geringste laut werden zu lassen, und zog mich deßwegen in meinem Kloster von der engeren Conversation mit meinen Mitbrüdern immer noch mehr zurück. Aber eben dadurch wurde auch das Bedürfniß auswärtiger Bekanntschaften und gelehrter Berührungen für mich um so größer. — — Eine derselben war die mit dem protestantischen Pfarrer Nausester in Eschau, zwei Stunden von Klingenberg . . . Nausester war ein gebildeter junger Mann von meinem Alter und seit einem halben Jahre als Pfarrer von Erbach nach Eschau versetzt worden, hatte eine recht artige junge Frau und ein Kind. — Seine schöne Figur, sein gesellschaftliches Betragen gegen jedermann empfahlen ihn, — und es war ein schöner, ein lieber Karakterzug von ihm, daß er — gegen die Gewohnheit seiner Amtsbrüder — in Gesellschaft nie von Verschiedenheit der Religionen sprach. — Er war noch nicht lange von der Universität gekommen und hatte recht schöne Kenntnisse.

Wir lernten uns zufällig, in einer Gesellschaft zu Sommerau bei den Herrn von Fechenbach kennen. Er war mir vom ersten Augenblicke an interessant, und ich mogte es ihm nicht weniger gewesen seyn, denn wir suchten, — und fanden uns gar bald, — wechselten einige Kenntnisse gegen einander aus, und fühlten uns gar bald und freundschaftlich gegen einander angezogen. Auch Nausester war Kantianer — und Tage lang und halbe Nächte währten nun oft unsere gelehrten Unterhaltungen. — — Wenn es auf der einen Seite paradox schien, daß ein protestantischer Pfarrer mit einem Franzißkaner-Mönche /: von einer Gattung Menschen, die in dem schändlichen Rufe des dummen Aberglaubens und der Bigotterie standen :/ Umgang pflegte, so war es andererseits verwegen, daß ich, ein katholischer Priester oft in Gesellschaft eines anerkannten Ketzers war. Aber wir hatten diese Abstände unter uns geschwind vergessen, — und achteten nur den Mann, nicht sein Kleid. — Und wenn uns auch die artige Frau Pfarrerin bißweilen damit neckte, daß Nausester noch katholisch, — oder ich auch ein Ketzer werden mögte, so meinten wir gewöhnlich, wir wollten gute Freunde bleiben, und das seye mehr als Protestant oder Katholik seyn. —

So, in öfterer Gesellschaft mit Freund Nausester hatte ich wirklich vieles profitirt. Wir hatten Kant's Lehre beinahe sistematisch miteinander durchgemacht und verweilten ganz besonders an der Kritik der praktischen Vernunft, der Religion und Tugendlehre, und freuten uns der Resultate und hofften ihre allgemeine Verbreitung. — Wir waren überhaupt so zimlich miteinander einverstanden, daß man sich an das Wesentliche der Religion, an die Sittenlehre halten, — daß man die Dogmen und Cerimonien zwar sehr leiße, — aber auch sehr schonend berühren müsse, wenn man mit Erfolg auf die Verbesserung des gemeinen Mannes einwirken wolle. — — Einverstanden und vollkommen überzeugt waren wir, daß Vieles von dem Cerimonien-Cultus, was in früheren Zeiten vielleicht ganz geeignet seyn mogte, itzt etwas wenigstens ganz überflüssiges seye. — Aber auch — einverstanden über unendliche Mißbräuche, — waren wir doch fest überzeugt, daß man bei ihrer Hinwegräumung, wenn anderst sie nicht unsittlich sind, mit aller Behutsamkeit und Schonung verfahren müsse.

So in unseren Gesinnungen, in unseren Grundsätzen harmonirend, hatten wir die innigste Freundschaft geschlossen. — Wohl wurde von Zeit zu Zeit auch der Coelibat, aber jedeßmal

mit vieler Schonung gegen mich berührt . . . und Nausester meinte gewöhnlich, daß der Zeitpunkt nicht ferne seie, wo derselbe mögte aufgehoben werden . . . und die Frau Pfarrerin wünschte dann wohl, daß doch dieses recht bald geschehen mögte. — Und ich — hielt Freund Nausester und seine Frau für ein recht glückliches Paar!!

Von Zeit zu Zeit kam ich auch noch nach Amorbach, was dem Herrn Kanzlei Director, dem meine Fortschritte nicht entgingen, viele Freude machte. — Auch bei dem Herrn Abte stand ich in Gnaden. — Auf sankt Benediktus Tag, der mit grosem Ablaß und Feierlichkeit den Reichthum der Abtei und des Praelaten zur Schau ausstellte, war mir die Ehren Predigt übertragen worden. — Herkömmlich sollte eine solche Predigt eine schwülstig übertriebene Lobrede auf den Heiligen des Festes seyn. Ich war von dieser Gewohnheit abgewichen, und deducirte statt dessen aus der blosen Vernunft das Gesetz der Sittlichkeit in seinen verschiedenen Verzweigungen, und stellte es mit der positiven Moral des Kristenthumes in Parallele, was allgemein approbirt wurde.

Der Verschwendung in einer üppigen Mahlzeit, die ich bei dieser Gelegenheit hier verzehren half, kömmt nichts bei, was ich je gesehen hatte. — Zwei stolze Äbte mit ihren prächtigen, reich in Edelsteine gefaßten, goldenen Kreuzen auf der Brust, dreißig bis vierzig geladene Gäste, und eben so viele geistliche Herrn von der Abtei . . . Eine Menge der niedlichsten Speißen, und die kostbaren Rhein- und ausländischen Weine im Uiberfluß und eine herrliche Tafel Musik!! Eine Schwelgerei ohne Gleichen!! Mehrere der geistlichen Herren haben sich so steif gegeßen und getrunken, daß sie aus dem Speißesaal geführt werden mußten. — Dieser war recht schön in Stuckatur ausgearbeitet, und prangte ganz in den gallo-republikanischen national-farben: roth, blau und weiß, welche damals von den Franzosen schwärmerisch geehrt — — aber auch in Deutschland aus dem nämlichen Grunde fast allgemein gehaßt wurden. — Und es war daher um so auffallender, dieselben hier in einer geistlichen Wohnung so prachtvoll zur Schau ausgestellt zu sehen. — — Als dem Herrn Abte darüber Verwunderung und Staunen bezeigt wurde, erklärte derselbe mit spöttischem Lächeln, dieses seie geschehen, um den Franzosen, wenn sie etwa auch hier bei Ihm einen Besuch machen wollten, anschaulich zu zeigen, daß die Abtei Amorbach Hoch-

achtung und Ergebenheit für den fränkischen Republikanißmus habe, wodurch er auf so einen Fall von Jenen eine ganz artige Behandlung erwarten zu können glaube.

Der Reichthum dieser Abtei war groß, — ihre Besitzungen sehr ergiebig. — Und, wie der Herr Abt um den Namen, Beförderer der Wissenschaften zu haben, die Bibliothek reichlich vermehrte, — ja die ganze Abtei von Grund aus neu erbauet hatte, so herrschte auch im Innern wahre Verschwendung. — Er, der Herr Abt, wollte es in der Pracht einem Fürsten gleich thuen, — und die Geistlichen Herrn in der Abtei lebten wirklich kostbar und verschwenderisch. — — Dafür war aber auch trotz der anscheinenden Strenge des gnädigen Herrn, hier eine Sittenverderbniß eingerißen, daß sich bis auf die Einwohner Amorbachs selbsten, — und bis zur Schamlosigkeit fortgepflanzt hatte. — Mädchen und Weiber haben sich in der Kirche versteckt, und mit den Pfaffen verabredete rendez vous dort gehalten. — Geistliche Herrn sind nachts mit Lebensgefahr über zweistöckige Klostermauern — den abwesenden Kloster-officianten in das Ehebett und vor Anbruch des Tags wieder über die nämliche Mauer zurück gestiegen, um zu rechter Stund mit den übrigen Mönchen zur Absingung der Horen im Chor zu erscheinen. — Unter allerhand Verkleidungen sind feile Dirnen in die Abtei geschlichen. — Mädgen und Weiber sind diesen schönen Herrn mehrere Stunden Weegs entgegen gelaufen, und haben sich mit ihnen mehrere Tage lang in dichten, unzugänglichen Wildungen verborgen.

Doch! Diese Abtei ist nicht mehr . . . Die Mönche wurden pensionirt, und sie selbst mit ihren Einkünften dem Fürsten von Leiningen als Entschädigung gegeben.

So hatten Ildephons und ich unsere Vernunft nach und nach vollkommen ausgebildet, — und die Welt kennen gelernt, — und fingen nun auch an über Dinge miteinander zu conferiren, die eigentlich nicht so offen in unserer Kantschen Kritik pp. lagen, aber sich doch so zimlich daran prüfen liesen.

Es war schon mehrmals geschehen, daß uns in Gesellschaften von weltlichen Gelehrten, — mir besonders von Freund Nausester — die Vorstellung gemacht wurde: „Wie mögen sie aber, oder wie können sie, bei ihrer hellen Vernunft, — bei ihren soliden Kenntnissen, noch der Widerspruch selbst von dem seyn, was sie sprechen, was sie lehren"? „Warum werfen sie eine Kutte nicht von sich, die ihre Vernunft schändet"? Wohl hatten wir

bis daher solchen anzüglichen Sticheleien immer stolz widersetzt, indem wir behaupteten und foderten, daß man ein für allemal den Mann nicht nach seinem Kleide beurtheilen könne, — oder dürfe — und die Freunde oder Gegner mußten, — wenn auch mit Achselzucken — schweigen.

Zwar hatten wir der Reinlichkeit wegen, — und — um mit einigem Anstand in Gesellschaften erscheinen zu können, außerhalb des Klosters Schuhe, — Strümpfe, — Hemden getragen . . . Zwar hatten die Ordens-Satzungen dieses verbothen, allein wir beruhigten uns vollkommen damit, daß solche Observanzen, — die etwa für das dreizehnte Jahrhundert mogten gepaßt haben — itzt nicht mehr — besonders auserhalb des Klosters nicht mehr anwendbar wären! Aber wichtigere Fragen hatten wir uns selbsten aufgeworfen. Von dem mechanischen Absingen der horen im gemeinschaftlichen Chore waren wir zwar vermöge unseres Amtes dispensirt, allein wir hatten, wie alle Geistlichen von Rom aus, die Verpflichtung unter schwerer Sünde, dieselben /: das sogenannte Brevier :/ täglich privatim abzubethen . . . Das war uns lästig . . . Es enthielt so viel Zweckloses, — Fades, — ja unsinniges Zeug, — tolle Legenden von Heiligen, abgerissene Stellen aus der Bibel, aus den Kirchenvätern ohne allen Zusammenhang. — Selbst die Psalmen waren gar oft das unpaßendste Allerlei und so durcheinander geworfen, daß kein vernünftiger Mensch einen Sinn hinein bringen konnte . . . Und wir überzeugten uns nur gar zu bald, und gar zu bündig, daß Rom solchen Unsinn unter so schwerer Verpflichtung entweder nicht könne verbothen haben, sondern, daß es etwa nur ein dummes Mönchsgeboth seie, — oder, daß es seine angebliche Macht und Gewalt überschritten habe, wenn es aus kirchlicher Politik und ernstlich solche Dinge unter Bedrohung ewiger Strafen befohlen hätte. — Und fest war unser Entschluß, kein Brevier mehr zu bethen. Aber das durften in keinem Falle unsere Kloster-Mitbrüder erfahren, sonst waren wir verlohren . . . Hier war also Klugheit und besonnene Vorsicht nothwendig . . . Und hier war es, wo ich — gegen meine Natur — oft heuchlerisch das scheinen mußte, was ich nicht war . . . Ja, meine Ruhe war dahin!! — Ueber die schwärmerische Einbildungskraft hatte kalte Vernunft die Oberhand erhalten . . . Vieles, — gar vieles sah ich itzt in einem andern Lichte, als ich es vor Jahren gesehen hatte. — Neid, — Mißgunst, — Haß, — die schändlichste Heuchelei herrschte in

Klöstern, die ich mir früher als Paradiese brüderlicher Liebe und Eintracht geträumt hatte . . . Man hing an den unbedeutendsten Förmlichkeiten /: ein Kreuz über das Angesicht pp. zu schlagen, ein Vater unser und Ave Maria zu bethen, — sich mit geweihtem Wasser zu spritzen :/ mit einer wahrhaft sklavischen Pünktlichkeit und mit einer despotischen Strenge — — und schwelgte in Fressen und Saufen — — schlich sich in Familien ein, um sie unter Verheißungen des Himmels für reiche Spenden gegen das Kloster zu verschwätzen, — wenn auch dadurch verarmte Kinder oder Enkel uns deßwegen fluchten.

Alle hatten wir das Gelübde freiwilliger Armuth geschworen und sollten deßwegen kein Eigenthum haben, sondern bloß von Almosen leben. Deßwegen trugen wir schlechte Kleidung, — blos mit einem Stricke umgürtet, . . . deßwegen bettelten wir alle Nahrungs-Mittel, — Brod, — Fleisch, — Wein pp. Allein unser Tisch war täglich mit fünf Speißen besetzt . . . Seltene und die besten Fische fehlten nicht. — Wer einen g u t e n Stockfisch essen wollte, der suchte ihn in unseren Klöstern. — Wir tranken täglich bei und ausser der Mahlzeit das beste Bier im Uiberflusse und der Wein fehlte in unsern Kellern nicht. — Geld sollten wir nach vorgenanntem Gelübde gar nicht haben . . . gar nicht berühren!! Aber diesen Inconvenienzen wußte die schlaue Klosterpolitik zu begegnen, und doch d e n S c h e i n der Armuth beizubehalten. — — Am Eingange des Klosters, — noch außerhalb der strengen Klausur, war eine verschlossene Kasse . . . Hier opferten die frommen Gläubigen, in der guthmüthig geglaubten Unterstellung, daß wir so gar das Geld nicht einmal berührten, ihre gröseren und kleineren Gaben, und empfahlen sich dafür unserm heiligen Gebethe. — —

Die Pfaffen unserer Klöster wußten gar wohl den Wahn zu unterhalten, daß durch eine heilige Messe, von Gott, — von Maria, von den Heiligen alles — alles für die Lebenden, — auch sogar die Erlösung der Verstorbenen aus den Peinen des Fegfeuers zu erhalten seye. — Es existirte sogar in der ganzen katholischen Kristenheit eine Taxe à zwanzig — vierundzwanzig — dreisig pp. Kreuzer per Messe . . . Und hier an dieser Casse war es, wo der gläubige — gemeine und vornehme Pöbel — zu unserem Vortheile — mit Gott und den Heiligen schändlichen Wucher trieb, indem er pro zwanzig oder vierundzwanzig Kreuzer Einlage eine Messe bestellte, um — eine glückliche Reiße zu be-

ginnen — um — eine glückliche Heurath zu treffen, um eine reiche Erbschaft, — um das grose Looß in der Loterie zu gewinnen, um — die verlohrene Gesundheit für sich, — für die seinigen, — ja für sein Vieh wieder zu erlangen, oder für den oder den verstorbenen Freund, — Vater oder Bruder aus dem Fegfeuer zu erlösen. — Warlich, das war eine reiche Quelle für uns arme Pfaffen! . . . Da wir aber das Geld nicht selbst berühren, noch weniger damit schalten oder walten durften, so hatten wir für Besorgung unserer Bedürfnisse einen sogenannten geistlichen Vater, welcher sich für das Versprechen, daß wir ihn und die Seinigen, ohne Fegfeuer in den Himmel bethen wollten, der kleinen Mühe unterzog, aus der genannten Kasse periodisch die Gelder herauszunehmen, und uns dafür alles zu kaufen, was wir brauchten oder verlangten, — kurz, wir hatten an ihm einen gehorsamsten Verwalter oder Haußhofmeister. — So waren wir zwar dem Scheine nach arm, — — aber wir lebten in Fülle und Uiberfluß. — Tausende haben ihre Opfer, — ihre zwanzig Kreuzer mit frommer Zuversicht, dadurch unserer Armuth zu Hilfe zu eilen, in unsere Casse gelegt, — welche wir an vollen Tafeln verschwelgten, während jene armen Opferer sich und ihre armen Familien mit Kartoffel und hartem Brode durchzubringen suchten.

Alle hatten wir das Gelübde ewiger Keuschheit geschworen. — Und ich war bißher in Unschuld oft Zeuge gewesen, wie man heute den schändlichsten, widernatürlichsten Lüsten fröhnte, sie dann morgen beichtete, um sie an dem nämlichen Tage zu wiederholen. Wie der Grundsatz: „Si non caste, saltem cante" aufgestellet, — vertheidiget, — befolgt wurde. — Ich hatte geglaubt, in den Klöstern Engel in menschlicher Hülle anzutreffen, — — und ich fand sie oft tief unter dem Vieh. — Schröklich war das Erwachen aus dem dumpfen Zustand der Betäubung, in welchem ich — aus Furcht liebloser Beurtheilung, diese Schändlichkeiten mit dem Mantel brüderlicher Liebe lange bedeckt und entschuldiget, — itzt länger nicht mehr bedecken und entschuldigen konnte.

Ildephons war mit dem nämlichen Enthusiasmus in den Orden getretten . . . Er war, wie ich, schwärmerisch für die Idee brüderlicher Eintracht, und höheres geseilschaftliches Streben nach himmlischer Seeligkeit in klösterlicher Abgeschiedenheit beseelt gewesen. — — Allein er hatte auch lange mit mir die nämlichen

Beobachtungen gemacht, — mit offenen Augen nicht gesehen, — und mit brüderlicher Liebe entschuldiget. — — Und — er konnte wie ich — nicht länger. — — Traurig, niedergeschlagen, waren unsere gemeinsamen Betrachtungen. — Verachtung — und — Mitleiden tratt an die Stelle der brüderlichen Entschuldigungen. — Und unsere Gemüthsbeschaffenheit, unser Seelenzustand war verzweifelt!!! und für uns kein Ausweg !!

Wir kamen endlich dahin überein, und überlegten nochmals kalt und unbefangen, was von den Ordenssatzungen vor dem strengen Urtheil der Vernunft denn eigentlich haltbar bestehen könne — und fanden, trotz allem Widerstreben unserer Gefühle und der Phantasie gar bald, daß das ganze Mönchthum ein schwärmerisches Gebäude von abenteuerlichen, widernatürlichen, unsinnigen Paradoxen seien, das tolle Fanatiker erdacht, die Päpste damals aus kirchlich politischen Zwecken mögen unterstützt haben, welches, wenn es auch früher unläugbar manch Gutes hervorbrachte, doch die Achtung keineswegs verdient, die ihm auch itzt noch von Unwissenden dargebracht wird. — — Und so stand denn auch bald unsere Uiberzeugung fest, daß wir in Bezug auf Ordensgesetze, selbst rücksichtlich der Gelübde als widernatürliche Forderungen, als widernatürliche Versprechungen gar keine Verbindlichkeit hätten.

Und wenn wir dann viele unserer unglücklichen Mitbrüder, die sich aus Vorurtheilen — aus Vernunftschwäche eine solche Uiberzeugung wie die unserige, nicht verschaffen konnten, herzlich bedauerten, so war uns aber auch klar und deutlich, daß wir diese unsere bessere Einsicht in keinem Falle konnten bekannt werden lassen, ohne uns der gewissen Gefahr auszusetzen, auf das grausamste verfolgt zu werden . . . Wir zogen uns daher immer noch mehr zurück, und unsere Philosophie war es ausschliesend, welcher wir lebten. — Und nur außerhalb dem Kloster konnten wir bißweilen einiges Vergnügen und Erholung geniesen. Allein bei aller unserer Klugheit und Vorsicht wurden wir dennoch unseren Mitbrüdern verdächtig . . . In unsere Philosophie verliebt, hatten wir freilich bei jeder Gelegenheit warm, zuversichtlich und mit Vorliebe von ihr gesprochen, — die älteren Sisteme scholastischer Gelehrsamkeit hie und da auch etwas lächerlich behandelt, — — und hatten uns ein Ansehen, eine Achtung erworben, die unseren älteren Herrn Mitbrüdern gefährlich schien. — Auch war es ihnen ganz unerträglich zu sehen, daß wir beide

so gar zu sehr aneinander hingen, — beide gar keinen Wein tranken und dadurch faktisch ihre Schwelgereien tadelten. Ganz richtig schlossen sie, — wer sich nicht berausche, der verrathe auch seine innere Gemüthssstimmungen nicht . . . Und es konnte nicht ausbleiben, daß wir nicht als gefährliche Neuerer, — uns freilich unbewußt, geschildert und beurtheilt, — und bei Höheren Ordens-Obern angeklagt wurden.

Der bißher bestandenen Observanz nach, wurde ein Lector Philosophiae nach dem zweiten Kurse /: jeder Kurs währte anderthalb Jahre :/ gewöhnlich zum Lector Theologiae promovirt. — Zwei Kurse waren verflossen, und wir blieben, nach unserm Bedünken, weil wir Beide noch jung waren, und zu unserer Zufriedenheit noch in der nämlichen Eigenschaft — als Lehrer der Philosophie — nach klösterlichem Ausdruck — sitzen, erwarteten daher mit zimlicher Ruhe, daß wir itzt bei beendigtem dritten Kurse unfehlbar zur Theologie aufsteigen würden. Allein, mit Hindeutung auf unsere Neuerungen wurden wir plötzlich getrennt — Ildephonsus nach Dernbach, und ich — als Prediger — nach Mosbach versetzt.

KAPITEL VI.

ICH — ALS PREDIGER IN MOSBACH.

Diese Trennung war für mich ein harter Schlag. — Das heuchlerische Mönchswesen war mir zum Ekel. — Das philosophische Studium dagegen meine einzige, vergnügte Beschäftigung, und der Umgang mit Ildephonsus zu einem Bedürfnisse geworden. — Von vielen mönchischen Albernheiten entwöhnt, — verachtete ich im Herzen alle ihre Satzungen; — und — sollte itzt wieder ganz in ihr sklavisches Joch eingezwängt werden. — In dem Kloster Mosbach war niemand, mit dem ich auch nur ein vernünftiges Wort hätte sprechen können, — Und selbst meine Betrübniß darüber durfte ich nicht merken lassen. — — Ildephonsens Lage war die nämliche. Traurig nahmen wir voneinander Abschied — für immer; — und ich reißte mit Kummer belastet, — schwermüthig und mit schauderndem Blick in die Zukunft meiner neuen Bestimmung — planloß — entgegen. O, wie ganz anderst, als vor eilf Jahren, wo ich begeistert hier her in das Novitiat eilte. —

Ich beschloß unterwegs so viel als es nur immer möglich seye, mich von aller Gesellschaft der Mönche entfernt zu halten . . . mich, in keinem Falle zu ihrer schwelgerischen Lebensart hinreißen zu lassen, — meine Zeit auf gute Predigten zu verwenden, — und im Stillen, vieleicht hie und da, — ohne alles Geräusch, — etwas Gutes zu stiften.

So gelangte ich in dem Kloster an, wo ich vor eilf Jahren meine geistliche Laufbahn mit so grosem Eifer, — mit einem Enthusiasmus ohne Gleichen angetretten hatte. — Wie hatte sich alles verändert! Das Kloster, welches mir damals ein himmlisches Paradieß, schien itzt ein trauriger, — gehäßiger Kerker! Die ehemals seraphischen Mitbrüder erschienen mir itzt als heuchlerische Banditen! Mein ehemaliger Lector Eucharius, der eitle, war hier itzt Quardian, — und, da ich ihm dort, als einem eitlen Gecken nicht gut war, so konnte ich ihm hier nicht anderst als mit Vorurtheil gegen ihn, unter die Augen tretten. —

Er war noch, wie damals der aufgeblasene Mönch, der nach der höchsten Ehrenstufe geizte, und gar bald merkte ich, daß er durch seine hier angebrachte Oekonomie den Weeg zu jenem Ziele, seinem höchsten Wunsche, sich zu ebenen bestrebe; denn er strebte mit unruhiger Thätigkeit, alle Mittel zu erhaschen, um die Opfer und Taxen der Messen zu häufen.

Er kam mir sehr freundlich entgegen, und proponirte mir gar bald: „Da meine Stelle nicht mehr als monatlich e i n e Predigt fodere, und da auf dem Lande — in Neudenau, Stein, — Oedheim bis in die Gegend von Heilbronn, von einigen Pfarrers beständige Aushilfe gefordert werde, ob ich mich nicht dazu verstehen wolle, diese Geschäfte mit zu übernehmen, — und dabei für das Beste des Klosters zu sorgen. — — Er hätte mir diese Arbeiten geradehin befehlen können, und — ich hätte nicht widersprechen dürfen. . . . Mir fuhr indessen wie der Blitz durch die Seele; — so könnte ich dem h a r t e n Klosterzwang entgehen, — und — etwas freier leben. Ohne das aber nur im Geringsten merken zu lassen, antwortete ich, daß, da es ja meine Pflicht seye, ihm unbedingt zu gehorsamen, so wolle er nur nach Gutbefinden über mich disponiren.

Und so durchstreifte ich dann, nachdem ich einige Tage in dem Kloster ausgeruhet hatte, die mir angewiesene Gegend, — besuchte die Pfarrers, und praesentirte und empfahl mich als den ihnen bestimmten Aushelfer in geistlichen Verrichtungen. — —

Gar bald fand ich nun, daß ich wenig in mein Kloster würde zurückgehen können, denn samtliche Pfarrers bezeugten ihre Freude, — an mir einen jungen resoluten Mann zu bekommen, der etwas leisten könne, da mein Vorfahre, ein alter Mönch, der dabei noch etwas serupulös war, nie habe fertig werden wollen. — Und gar bald waren die Pfarrer von Neudenau, — Kocherthürn — Stein, und Oedheim unter sich und mit mir — vermittelst einer meinem Kloster gegebenen Spende übereins gekommen, mich für beständig zu ihrer Disposition zu haben.

Der von Neudenau war ein alter Exjesuit — stolz aber schwach, so daß er seinem Dienst nur mit groser Anstrengung nachkommen konnte, für ihn war ich daher ein wahres Bedürfniß. . . . allein er war geitzig, grämlich und — ganz in sich zurückgeschlossen . . .

Ich versah den größten Theil seiner Arbeiten, — suchte aber so geschwind als möglich wieder von ihm wegzukommen, was ihm lieb war, denn da sparte er an mir etwas an Eßen und Trinken.

Der zu Kocherthüren, ein Priester des teutschen Ordens that vornehm, — und brauchte mich ebenfalls wenig.

Dagegen der zu Stein, ebenfalls ein Exjesuit, — in seiner Einbildung ein Gelehrter, — denn er schrieb — anonime — polemische Hefte über die Dogmen der Katholischen Kirche, — und hatte immer gelehrten Federkrieg mit den sogenannten Neuerern. — Für lauter Schreiblust war ihm sein Pfarrdienst beschwerlich — und ich von ihm gebethen, — so oft — und viel — und lang, als ich nur könnte, — bei ihm zu seyn, und seine Pfarr-Geschäfte zu versehen. Er war sehr von sich, — von seinen Verdiensten eingenommen, — sprach viel — gelehrten Unsinn über Religion und war gar froh, an mir einen Gesellschafter zu bekommen, dem er seine Hefte vorlesen konnte . . . Er hörte sich selbst gar gerne sprechen . . . stand aber dabei auch ganz und gar unter dem Pantoffel einer vierzigjährigen Jungfer Margreth. Bei diesem Manne war ich viel . . . Er liebte Intriguen, war ein schlauer Jesuit und, wie gesagt, ein stolzer eingebildeter Kopffechter Er war Seelenvergnügt, daß ich Kant'sche Philosophie studiert hatte, wovon er zwar gar nichts verstand, aber doch so eitel war, manches von mir in dem Gespräche vorgebrachte — abgerissen zu erschnappen und flugs in seine gelehrten Hefte, — freilich ohne Zusammenhang und oft höchst bizar einzutragen. — Er

hatte dabei das Unglück, die Freuden der Tafel zu stark zu lieben, und wenn sich dann der Wein seines geheiligten Hauptes bemächtigt hatte, da wollte er gewöhnlich seine Haußrechte /: ego Dominus :/ gegen seine Jungfer Margreth etwas zu stark behaupten, — woraus geistliche und — ungeistliche Zänkereien entstanden, welche die zärtlichen Verhältnisse Beider oft nur zu sehr enthüllten, so daß ich mir entweder die Ohren zuhielt, oder davonlief, . . . auch bißweilen wieder Frieden stiftete. Ein leichtes würde es mir gewesen seyn, dem Herrn Pfarrer Aktaeons Kopfzierde auf seinen kahlen Schädel zu praktiziren, — allein die Jungfer Margreth war — zu garstig und — ganz verknatschelt.

Dafür genoß ich bei dem dahier wohnenden biederen Beamten und seiner guten Gemahlin manche heitere Stunde und Nachmittag. —

So erschien eines Morgens der Förster mit der Anzeige, daß in des Herrn Amtmanns Jagdrevier — in einem ganz kleinen Schlag-Wäldgen ein schöner Hirsch stehe, welcher, wenn dasselbe von mehreren Schützen umstellt würde, gar nicht entgehen könnte. — Der Herr Beamte, ein großer Jagdliebhaber, traf geschwind Anstalt, — und überredete auch mich, auf des armen Thieres geschworenen Tot. — Ich war nie Jagdfreund, . . . hatte noch nie ein Gewehr losgeschossen. . . . Das half aber alles nichts. . . . Als Weidmann gehörig bewafnet, — in der Franziß-kaner-Kutt, es mag spassig ausgesehen haben, ging ich mit der mordbegierigen Gesellschaft auf das Wäldgen zu, worinn das arme Thier stehen sollte. . . . Unterwegs nehme ich den Förster auf die Seite, und sage ihm: „Daß ich noch nie einen lebendigen Hirsch gesehen, — — aber auch — in meinem Leben — noch kein Gewehr losgeschossen hätte, . . . daß ich aber so einem geschwindfüßigen Thiere gar gerne nachschauen mögte, ich bäthe ihn daher mich so anzustellen, daß ich zwar nicht zu schiesen bräuchte, — aber doch sehen könnte, wie etwa das erlegte Thier zusammenstürzen und — verenden würde. . . .

Der gefällige Forstmann versprach dies um so lieber, als er die Ehre dieses Mordes eigentlich dem Herrn Amtmann zugedacht hatte. — — Wir wurden angestellt, und wirklich so, — daß das arme Thier nicht entkommen konnte. — Die loßgelaßenen Hunde, kaum eine Minute auf der Spur — gaben Laut, — mir schlug geschwinder das Herz, und — als wenn eine ganze — gehetzte Räuberbande aus dem Walde stürzen wollte, — brach der ge-

ängstigte Hirsch — sein Geweih voll grüner Reißer — aus dem Dickicht gerade — auf mich zu. . . . Betäubt und überrascht von dem schönen Anblick Pauf! Knallte ich mein Gewehr auf ihn ab, und Pauf! — Pauf! — fielen noch einige Schüsse meiner Neben-Männer nach, und — dort lief der schöne Hirsch — zu meiner Freude in gestrecktem Galopp, über ein angenehmes Thälgen, einen Hügel hinauf, und — weg war alles!! Der Förster fluchte mehrere Donnerwetter. — Der Herr Amtmann ärgerte sich über den Schaden, — und ich war vergnügt, denn ich hatte ja das schöne Thier laufen sehen.

Der Herr Pfarrer zu Oedheim war der beste Mensch auf der Welt, — aber auch der gröste Bigott, den ich je gesehen hatte. — Er bethete — wahrhaftig — den ganzen Tag, — war ein heftiger Teufels-beschwörer, — und hatte viele gottesdienstlichen Andachtsübungen eingeführet; die Beweiße seiner ungeheuren Schwärmerei waren sein Gesinde, — Magd — Köchin und eine fünfzigjährige Jungfer, die bei ihm in Pension lebte, waren alle, — wie er — schwärmerische Frömmlerinnen, die zugleich, wie er, steif und fest glaubten, daß der Teufel leibhaftig in vielen Menschen stecke, — und nur durch ihn, den Herrn Pfarrer ausgetrieben werden könnte, — in welchem grosen Geschäfte sie ihn dann durch ihre frommen Gebethe unterstüzzen mußten. — Noch wohnte in dieser Pfarrwohnung ein emigrirter französischer Pfaffe, deren sich drei im Dorfe aufhielten, welcher mit diesen die genannten Andächteleien mitmachte — viel von Satans-List und Trug mitsprachen, und dafür des guten — schwachen Pfarrers Küche und Keller fleißig brandschatzten. —

Dieser Pfarrer wollte mich eigentlich — immer haben, weil er gern täglich beichten wollte, was mit unter seine Schwärmereien gehörte, — und weil er das öftere Beichten auch unter seinen Pfarrkindern, als höchst verdienstlich eingeführt hatte, und es ihm unmöglich war, diese Verrichtung allein zu besorgen.

Er hatte die Veranstaltung getroffen, daß ich zwar immer bei ihm speißte, — aber, weil ich wegen Mangel an Raum in dem Pfarrhauße nicht wohnen konnte, daß bei dem geistlichen Vater in dem Dorfe ein ganz niedliches Zimmer für mich bereit stand, wo ich zugleich alle nöthige Bedienung hatte.

Zwar war das Leben, — das Reiben und Treiben in diesem Pfarrhause mir ganz und gar zu wieder, denn hier war alles, — alles, — und noch weit mehr als in den strengsten Klöstern an

Förmlichkeiten von sinnlosen Gebethen und Cerimonien geknüpft, und sah einem wahrhaft heidnischen Götzendienste ähnlich. —

Alles sang, — und alles bethete in diesem Hauße — und den ganzen lieben langen Tag, — der Pfarrer auf seinem Wohnzimmer, — die Köchin in der Küche, die Magd im Stall — und der Franzoß, der nur wenig Deutsch konnte, dudelte sein verhunztes Deutsch im Garten. — Wer im Dorfe oder in der Umgegend einen sündhaften Gedanken hatte, worunter gewöhnlich die sinnlichen — fleischlichen Gelüste verstanden wurden, glaubte nach der Lehre des Herrn Pfarrers sich vom Teufel besessen, und kam hierher, um sich exorcihren zu lassen, wo dann die Pfarrhaußbewohner zusammen berufen wurden, um Psalmen und Litaneyen abzusingen, während der Herr Pfarrer solche Arme vor ihm Liegenden mit den schröcklichsten Verfluchungen des Satans ängstigte. —

Wenn nun seinem Wahne nach der Teufel so eine Kreatur Gottes nicht gleich verließ, so wurden solche Unglücklichen durch Fasten, Kasteien und Geißlen, durch Tage und Nacht fortgesetztes Singen und Bethen, zu Widerholung solcher Teufeleien vorbereitet, ja, wenn dieses nicht helfen wollte, oft das ganze Dorf versammelt, und diese Farçen so lange fortgesetzt, bis so ein Geängstigter oder Geängstigte endlich selbst wähnte, vom leibhaftigen Teufel befreit worden zu seyn.

Sogar war das Beicht-hören hier eine besonders beschwerliche Arbeit für mich. — — Das ganze Dorf war von den Schwärmereien des Pfarrers mehr oder weniger angesteckt. — Man hatte hier allgemein den verderbten Sinn angenommen, daß vieles Bethen, — tägliches Kirchengehen eine wesentliche Sache der Religion, — ein Gott gefälliges Werk seie, — und lebte und schwebte in beständigem Bethen und Kirchenlaufen, und — vergaß darüber ziemlich allgemein die häußlichen pp. Pflichten, . . . frönte auch deßwegen seinen sinnlichen Trieben um so leichter, weil man in dem schändlichen Wahn stand, alle leidenschaftlichen Verirrungen als von dem Teufel selbst verursachte Uibel gar leicht verbethen zu können.

Indessen machte ich auch in diesem Pfarrhauße Erfahrungen und lernte Menschen kennen. Der Pfarrer und seine Haußgenossen waren, — die unbegränzte Schwärmerei abgerechnet, gar gute Menschen. — Liebevoll gegen Jedermann, — verträglich, — theilnehmend an fremden Leiden, und wohlthätig bis zur Ver-

schwendung und — bis zum eigenen, oft drückenden Mangel, hatten sie alle nach des Meisters Beispiel, nur das Bethen und Kirchengehen zum obersten Zweck, — — und so wie sie mit Nichtbeachtung aller zeitlichen Geschäfte, nur jenen oblagen, so ging auch ihr eifrigstes. — ihr einziges Bestreben dahin, alle Menschen zu bewegen, sich diesem erhabenen Zwecke mit Verachtung alles Zeitlichen ganz zu ergeben. — Nur der französische Emigrant war ein Heuchler. Er machte zum Scheine alle äuseren Cerimonien mit, — aß des Pfarrers Brod und trank seinen Wein; — und spottete mit seinen hier wohnenden — gleich-unglücklichen — Amtsbrüdern hinterwerts — in der Vermuthung, daß niemand ihre Sprache verstände, über des Pfarrers und der uibrigen Dorfbewohner einfältige, ihnen bewiesene Verschwendung, klagten über gottlose Unthätigkeit der Deutschen, sie und die Religion in Frankreich wieder herzustellen — und waren — wirkliche Spionen.

Die Dorfbewohner, ganz dem eingeführten Geiste eines phantastischen Bigottißmus ergeben, waren ein leichtsinniges, wohllüstiges Völkgen ohne Gleichen. — — Das entehrte Mädgen fand im Pfarrhause eine Freistätte, und auf ein Paar geweinte Thränen konnte sie sicher seyn, hier für eine büsende Magdalene anerkannt, und der Gemeinde empfohlen zu werden. — Das vom eifersüchtigen Gatten mißhandelte — lüsterne Weib fand im Pfarrhauße ihre Zuflucht. Und der schwer beleidigte Gatte konnte darauf rechnen, daß er am Ende die ausschweifende Gattinn noch um Verzeihung bitten mußte. — Alle Vergehungen wurden dem Teufel auf Rechnung geschrieben, und die Irrenden — auf alle mögliche Art entschuldigt. — Was Wunder also, daß dieses Völkgen sich um so leichter allen Lüsten hingab, da seine Vergehungen nicht ihm, sondern einem andern — bösen — feindseeligen Weesen immer in die Schuhe geschoben wurden.

Der geistliche Vater in Oedheim, wo ich meine Wohnung hatte, war ein alter kränklicher — aber wohlhabender Mann. — Die geistliche Mutter eine junge Frau von schlankem Wuchß mit feurigen schwarz-braunen Augen. — Ihr unsteter — geiler Blick war durchdringend. — Sie war der Herr in dem Haußе, und — der alte Mann wagte es nicht, auch nur das Geringste in der Haußhaltung — gegen ihren Willen zu verordnen. — Er war dabei ein heimlicher Feind des Pfarrers, weil er ihm durch seine närrische Andächteleien, diese seine Frau, welche ein armes —

wohllüstiges Mädgen war, aufgeplaudert hatte, und bei all dem Kummer und Verdrüßlichkeiten, womit sie ihn tief niederbeugte, immer in Schutz nahm. Bei dem ersten Eintritt in dieses Hauß kam mir dieses Weib mit einem stieren Blick, als wenn sie mich durchschauen wollte, mit einer Freundlichkeit entgegen, als wenn sie mich schon mehrere Jahre genau gekannt hätte; — freute sich meiner Bekanntschaft mit der artigsten Gefälligkeit — führte mich in das für mich zubereitete Wohnzimmer, — und erzählte mir da sehr umständlich, wie sie sehr froh seie, daß mein Vorgänger, ein alter grämlicher Mann /: lächelnd wie ihr Alter :/ endlich in das Kloster abgerufen worden seie. . . . Er wäre ein eigensinniger, — mürrischer Geistlicher gewesen, dem man nichts habe recht machen können, — sie freue sich recht sehr. daß ich ein junger, schöner Mann — für den alten Grißgram, wie sie ohne das noch einen habe, hierhergekommen wäre. — Sie habe deßwegen das Zimmer so und so — neu einrichten, den Tisch so — die Stühle so — und das Bett so und so stellen lassen; und es solle sie freuen, wenn mir Alles so gefalle. — Sie wäre auch bereit, auf der Stelle ändern zu lassen, was mir vieleicht nicht recht seyn mögte. . . . . Kurz! sie konnte oder — wollte nicht fertig werden. . . . Auf meine Versicherung, daß mir alles so recht seie, schien sie sehr zufrieden . . . . versicherte mich, daß alles, was das Hauß vermöge, stets zu meinen Diensten seie, — daß ich mich deßwegen jedesmal, ohne Scheue — nur an sie wenden mögte. Verließ das Zimmer, — kam aber — alle Augenblicke, — unter allerhand Vorwänden von Beschäftigungen wieder zurück, — und zeigte mir nun gar zu deutlich — durch ihren stieren Blick, — durch ihr verstörtes Betragen, daß sie mehr an mir finden wollte, als einer geistlichen Mutter eigentlich zukam .—, daß sie auch von einem Teufel besessen war.

Daß ich hier mich vorsichtig und behutsam betragen mußte, sah ich wohl gleich ein. — Daß ich in dem Pfarrhauße selbst von dieser meiner Wohnung, und den Bewohnern dieses Haußes nicht die leiseste Ahnung konnte laut werden lassen, — da mein Vorgänger sie so lange inne hatte, — da man mir so viel Rühmliches von der Wohlthätigkeit der geistlichen Mutter erzählet, — da man sie mir als eine gar andächtige Frau geschildert hatte, war wohl natürlich, und um so notwendiger, da sie alle die geistlichen Opfer und Spenden, welche meinem Kloster aus der hiesigen Umgegend gebracht wurden, — sammelte, — von Zeit zu Zeit

kostenfrei durch ihre eigenen Wägen dahin bringen ließ, und deßwegen auch dort als vorzügliche unsere Wohlthäterinn in ganz besonderer Achtung stand.

Sie hatte mich nach und nach mit ihren häußlichen Verhältnissen selbst bekannt gemacht, und dabei eine Vertraulichkeit geäusert, als wenn sie schon Jahre lang mit mir in freundschaftlichem Verkehr stände. — — Mit allem Feuer weiblicher Beredsamkeit, mitunter auch mit Thränen schilderte sie mir eines Tages ihre betrübte Lage mit ihrem alten Ehe Herrn, dem geistlichen Vater: „sie seie als ein unerfahrenes — junges Mädgen von ihren Eltern und — ganz besonders von dem Herrn Pfarrer überredet worden, diesen alten Mann zu heurathen, der ihr itzt ihre jungen Tage so sehr verbittere . . . indem er mürrisch und zänkisch, — sie mit der unausstehlichsten Eifersucht plage, und — ihr nicht die mindeste Freude oder Vergnügen gönne, weil er selbst zu elend und kraftloß — selbst keine Freude — kein Vergnügen mehr geniesen könne. — — Dafür könne sie ihn aber auch mit keinem guten Auge ansehen, und — schlafe schon lange Zeit nicht mehr bei ihm. — — Mit einem schalkhaft durchdringenden Blick auf mich — oefnete sie hier eine Thüre, die aus meinem Wohnzimmer in ein ganz niedliches Nebenkabinetgen führte: „Sehen sie — sprach sie — hier schlafe ich schon länger als zwei Jahre — ganz allein, — itzt neben Ihnen! — Mein Alter darf diese Schwelle nicht betretten, — ich wollte es ihm nicht rathen. — Kommen sie, und sehen doch auch meine Einrichtung." Und — so zog sie mich mit in das Zimmergen, — und allda zu sich — auf das Kanapee, vor welchem schon etliche Erfrischungen bereit standen, — und von welchen sie mich zu geniesen nöthigte. — Sie zeigte auf das in einem niedlichen Alkofen stehende reinliche Bett, — und schluchzte: „O sehen sie hier, — hier muß ich meine jungen Tage einsam vertrauern, und Thränen rollten auf das Busentuch. — Sie war sehr unzufrieden, daß ich keinen Wein trank, wozu sie mich auf alle mögliche Weiße zu bereden suchte.

Ein andereß mal wußte sie mich wieder, unter irgend einem Vorwande auf ihr Zimmergen und Kanapee zu bringen, und hatte es darauf angelegt, meiner Schüchternheit auf alle Weege entgegen zu kommen. — Ob dann, meinte sie, es wirklich so eine grose Sünde wäre, wenn sie, da ihr Alter ihr ganz und gar mißfalle, — da sie mit ihm nicht leben könne, indem er ein kränk-

licher — unvermöglicher Kerl seye, wenn sie unter diesen Umständen jemand anderem ihre Liebe und Gunst bezeuge!! Da ja doch in jedem Falle der Mensch zur Liebe geschaffen sei. . . . Sie erzählte mir dann, wie andere geistliche Herrn hie und da bei Frauenzimmern viel freier gewesen wären, als ich. . . . ob mir hier denn gar kein Mädgen oder Frau gefiele.? — Daß ich gar zu blöde seye, und so mein Glück eben nicht machen würde. . . . . Daß mein Vorgänger, ob wohlen ein alter Mann, sich bei Mädgen und Weibern besser befunden habe, als ich pp. Und rückte näher — ganz nahe an mich, — ergriff meine Hand — — sprach viel von Liebe und Freundschaft, und — das Ende war, — daß sie wieder weinte.

Eines Tages kömmt sie, — wirft sich mir zu Füßen, und erklärt, sie wolle beichten. — Ich durfte das nicht verweigern — setze mich zurecht und sie bekennt — vor mir auf den Knieen liegend, in geiler Wohllust — frei und offen, daß sie unerlaubten Umgang gepflogen, und — ihr Ehebett geschändet habe, . . . daß der Untreue sie itzt schändlich verlassen habe, — und schien dabei, wie halbrasend; erklärte aber, daß sie ein für allemal das Erstere eben nicht für eine grose Sünde, — das Letztere aber für ein um so gröseres Unglück halte, als sie wisse, daß der Treulose nicht mehr zurückkehren werde, weil sie förmlich mit ihm abgebrochen habe. . . . Auf meine kräftigen, — ernstlichen lichen Ermahnungen zerfließt sie in Thränen, — bezeigt große Reue, und verspricht völlige Besserung. . . . Aber am Abend klopft sie an meine Wand und fragt schalkhaft, ob ich schon schlafe, sie könne gar nicht einschlafen . . ., ich mögte doch kommen und sie in den Schlaf predigen.

Wenn hier die Reitzungen des Lasters stark waren, so war doch die Verführerinn zu gemein, zu schändlich, — ihre Lockungen zu niederträchtig, — sie selbst ein zu sehr verworfenes Geschöpf, als daß mich nicht die natürliche Verachtung, die sie sich durch ihr geiles Betragen zuzog, vor der Gefahr schützte, in der ich sichtbar schwebte.

Monatlich einmal mußte ich in meinem Kloster predigen. — Ich hatte mir zu dem Thema dieser Predigten den großen Satz gewählt: „Was du nicht wilst, das dir geschehe, das thue auch anderen nicht.“ Meine Herren Klosterbrüder, denen ich mit diesem grosen Gebothe des Meisters nicht schmeichelte, — viele derbe Wahrheiten sagte, — und ihr liebloses — unbrüderliches

Betragen in seiner Blöse darstellte und wie Jesus, sie als Schriftgelehrte und Pharisaeer geißelte, — fanden kein Behagen an meinen Reden, und waren froh, mich jedeßmal so geschwind als möglich wieder aus dem Kloster wandern zu sehen. — Und ich, — der ich den heiligen Mauren nun einmal abhold war, — eilte gerne wieder auf meine Stationen, denn ich fand doch nach und nach, daß ich durch meine stillen Bemühungen im Beichtstuhle, Gutes stiftete. Ich arbeitete nämlich durch kluges Benehmen dem herrschenden Aberglauben entgegen, und suchte der wahren, vernünftigen Sittlichkeit ihre Rechte wieder zu verschaffen. — Ohne gegen das viele Bethen, — tägliche Messe hören pp. auch nur ein Wort zu sprechen, zeigte ich den Beichtenden den schönen Karakter des Rechtschaffenen, — setzte lebhaft unsere gegenseitigen Pflichten auseinander — mahlte die schönen Bilder des frommen gehorsamen Kindes — der guten — klugen Eltern, — des biederen Gatten und der sanften Gattin mit lebendigen Farben, und hatte bald die schöne Freude, daß meine stille Lehre unter dem Volke hie und da Wurzel faßte. Wahrhaftigkeit wurde geachtet, — der häußlichen Zwiste wurden weniger. . . . Haß und nachbarliche Feindschaften söhnten sich aus, und das Streben nach Redlichkeit im Handel und Wandel wurde bemerkbar. — — Und, wenn es mir auch nicht gelang, das eingerissene Laster der unordentlichen Befriedigung der sinnlichen Lüste ganz auszurotten, so hatte ich doch gar bald das Vergnügen, demselben in einzelnen Fällen eine geordnetere Richtung zu geben, und die, welche auf dem Wege waren, in Wüstlinge auszuarten, hie und da zur Besonnenheit zu bringen.

So unermüdet, — und so schonend ich aber auch hierinn zu Werke ging, um so mehr häuften sich aber auch meine Arbeiten.

Eines Tages bemerkte ich unter den sich zur Beichte vorbereitenden eine schöne Büsende, welche das Eintretten in den Beichtstuhl — bis an den Abend verschob. . . . Sie schien absichtlich die Letzte der Beichtenden seyn zu wollen. — Das schöne Mädgen knieete so fromm, — so in sich gekehrt, und in tiefer Selbstbetrachtung, — sichtbare Beklemmung verrieth ihr wallender Busen, . . . und bißweilen nur — war ihr scheuer Blick — verstohlen auf mich geheftet! —

Itzt hatten alle gebeichtet, und sie — tritt langsam und zaudernd in den Beichtstuhl . . . Ihr Mund liegt an meinem Ohr.

. . . . Seufzend macht sie folgendes Bekenntniß: „Absichtlich wollte ich die Letzte seyn, die sich ihnen zu Füßen wirft. — Meine Beichte scheut das Licht, denn mein Erröthen würde zu sichtbar seyn, — und ich vor Scham versinken. — Man rühmt sie als einen edlen Mann, als einen kräftigen Tröster, der Vergehungen verzeiht, — den Schwachen sein Mitleiden nicht versagt, und den Leidenden ein wohlthätiger Freund wird, und ihn — vernünftig — auf — bessere Wege leitet und begleitet. — Ich bin indessen unedel — thörigt — und trostloß. — Und ob es noch Trost — Hofnung für mich gibt, wage ich — zwar unter tiefester Beschämung — von ihnen zu erfahren. — Ich bin jung und reizend! — Ich war feurig und unbewacht! — Die Flamme der Liebe, — die Gluth der Sehnsucht entbrannte in meiner Brust! — Ich begegnete verlangenden Blicken! Ein Jüngling warf sich zu meinen Füßen! — Ich vergaß mich und — gab ihm — Alles hin! — Zwar mein äuserer Ruf ist durch Zufall unbefleckt, mein Fehltritt ohne Folge — aber der Friede meiner Seele ist dahin! — Und nur von ihnen erwarte ich Trost und Hilfe, oder — ich müßte verzweifelen".

Diese Beicht hatte grosen Eindruck auf mich gemacht! — Sie war von den gewöhnlichen Beichten so ganz verschieden, — kam aus wahrhaft reuigem Herzen!! — — Sie war aus Naturschwäche gefallen, — aber ihre Rettung schien nicht unmöglich . . . Doch die Gefahr für mich nicht klein, — denn das Mädchen war schön! — Oft kniete sie vorher während dem Gottesdienste — mir gegenüber, — und mit Wohlgefallen ruheten dann meine Blicke auf ihren schönen Formen, die durch ihre Andacht noch erhöhet wurden. — Ich hatte ihre Stimme noch nicht gehört, — itzt war sie mir so nahe, sprach so sanft, — so traurig! — Ihr warmer Odem berührte meine Wange! — Mein Inneres kam in Unruhe! — Mein Blut lief geschwinder! Das Beginnen ihres Bekenntnisses schmeichelte meiner Eitelkeit, — — und sie hatte schluchzend kaum die Worte „Tröster und Freund" gesprochen, als ich auch schon beschloß, es ihr ganz zu werden, — und die Ausdrücke „jung — reizend, — feurig, — unbewacht brachten meinen Entschluß zum Enthusiasmus; — und in denselben das seelige Vorgefühl der innigsten Freundschaft! —

Aber, wie sehr erschröckte mich der Nachsatz: „Ich gab ihm Alles hin"! — Also eine Gefallene! — Eine junge, — eine reizende, — eine feurige Gefallene, in deren Brust die Flamme —

die Gluth der Sehnsucht entbrannte!! — Wie ! werde ich sie vor dem nahen Abgrunde retten können? — Wird sie mich nicht mit sich in denselben hinunter reisen? — Werde ich ihr den verlohrenen Seelen Frieden wieder verschaffen können; — oder den meinigen mit verlieren? — —

Sie hatte geendet!! Und noch einige Augenblicke war ich in banger Unruhe! — Alein geschwind war mein Entschluß gefaßt, — sie zu retten, — ihr Tröster und Freund zu seyn. —

Ich schilderte ihr die Größe der Gefahr, — dem Laster in die Arme zu sinken, — und drang vor allem auf gänzliche Entfernung von dem Mitschuldigen. . . . Sie bemerkte aber, daß er — ein gemeiner Wüstling — sie bereits verlaßen, — und sich aus ihrer Gegend entfernt habe, daß es sogar scheine, daß er nicht zurückkehren werde, — — daß sie ihn wirklich verabscheue, indem sie itzt gar wohl einsehe, daß er ihre Schwachheit bemerkt, — sie bestürmt, — sie ausser Bewußtseyn, und so — zu Fall gebracht, — und itzt — gegen seine heiligsten Schwüre — plötzlich verlassen habe.

Ich nahm weitere Veranlassung aus ihrem Bekenntnisse selbst, den natürlichen Neigungen eine edlere Richtung zu geben.

Mit allem Nachdruck suchte ich sie zu überzeugen, daß Jugend, Reitze, und Feuer nicht gerade hin auf Ausbrüche roher Sinnlichkeit verfallen, wenn nur die Vernunft dieselben zu leiten weiß; — daß sogar die edleren Gefühle von Liebe und Freundschaft ersterben, sobald man den Zweck seines Daseyns — in Befriedigung sinnlicher Triebe setzt. — Daß es indessen eine heldenmüthige Tugend seye, sich von einer Verirrung zu erheben, — und, daß sie deßwegen als Gefallene nicht verzagen dürfe, — daß sie aber auch eben deßwegen um so behutsamer seyn müsse, weil nach dem ersten Fehltritt die folgenden um so leichter und geschwinder zu geschehen pflegen.

Ich schrieb ihr Regeln ihres Betragens vor, und forderte besonders öftere Beicht und strenge Rechenschaft über die genaue Befolgung der gegebenen Vorschriften, und entließ sie mit dem Versprechen, daß, wenn sie sich befleisse, die vorgezeichneten Lebens Regeln zu beobachten, sie sich völlig darauf verlassen könne, daß ich stets bereit seyn wolle, ihr ein geistlicher Freund und Rathgeber zu seyn, und entließ sie mit den Worten: „Gehe in Frieden und sündige nicht wieder"! — Sie tratt aus dem Beichtstuhle, — ergriff und küßte meine Hand, und — ließ

eine Thräne darauf fallen, die mir schmeichelte, und -- im Herzen wohl that.

Das Mädgen hatte ich beruhiget und getröstet, — ihm war ein schwerer Stein vom Herzen, — aber mir — war unbehaglich. — Ich war innerlich dem Buben feind, der die Unschuld dieses herrlichen Mädgens mordete! — — Ich fühlte mich gegen sie hingezogen, — mit einer Heftigkeit, die ich nicht begreifen konnte! — Ich fühlte zugleich etwas in mir, das sie von mir wegstieß und entfernte . . . Ich hatte Mitleiden mit ihr, . . . aber die innerliche Achtung konnte ich ihr nicht zugestehen, die ich dem reinen Mädgen so gerne zollte! —

Mit so widersprechenden Gefühlen und mit Aussöhnung derselben war ich mehrere Tage beschäftiget, — zum Theile unwillkührlich geplagt. — Ich wünschte sie wieder zu sehen . . ., war begierig, zu beobachten, wie sie mir nach solchem Geständnisse unter die Augen tretten würde, — sie, die dieselben nur unter dem Deckmantel der Nacht abzulegen wagte. -- Ich vermuthete, daß sie meine Gegenwart aus dem natürlichen Gefühle weiblicher Schamhaftigkeit fliehen und vermeiden werde, — und glaubte mich verpflichtet, eine Gelegenheit zu suchen, sie zu sehen, — zu sprechen, — zu beobachten.

Die Gelegenheit gab sich bald. — Auf einem Spaziergange fand ich sie in einem Garten beschäftiget . . . Sie erröthete zwar bei meinem Erscheinen, — fand sich aber bald wieder, — und bezeigte mir ganz offenherzig, den allerverbindlichsten Dank, daß ich sie in ihrer Seelen-Angelegenheit nicht verstosen habe. — — Und, da ich diese Dankbarkeit abzulehnen suchte, so erwiederte sie mir schmachtend — unter nochmaligem Erröthen, und — mit ausserordentlicher Zärtlichkeit. — — „Ja, sie haben mir eine Last von meiner Seele genommen, die mich schimpflich dar nieder drückte! — Und sie haben mir — zu meiner größten Beruhigung versprochen, mein Tröster und — mein Freund zu seyn, der Erstere waren sie wirklich! Ich bitte aber auch nochmals: Bleiben sie mir auch der zweite; denn ich fühle es, ohne ihre Freundschaft mögte ich nicht leben! Glauben sie mir, — ich kann und darf es nicht verhehlen, — ihre Freundschaft ist mir theuer! Sie geben mich mir selbst wieder! Ich verehre in ihnen meinen größten Wohltäter, — und werde diesen in ihnen mein ganzes Leben verehren! Und glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich mich ihrer fortgesetzten Freundschaft erfreuen dürfte.“ —

Diese Weichheit, das sanfte Hingeben des Mädgens wirkte auf mich! Ich entschuldigte ihre Verirrung, — schrieb ihren Fehler dem Verführer ganz auf Rechnung — — und war fest überzeugt, daß ihre sanfteren Gefühle wohlgeleitet, und auf edle Gegenstände gerichtet, — sie zu einem edlen schätzbaren Frauenzimmer machen würden. Und nahm daher keinen Anstand mit ihr in ein Freundschaftsbündniß zu tretten, welches auf mein ganzes Leben den größten Einfluß gehabt haben würde, — wenn Rosalie, dieß war ihr Name, mir jenen ihren Fall — ihren Fehltritt nicht selbst bekannt hätte. Denn von dieser Zeit an war sie mir mit so viel Liebe, — mit einer so sanften und gänzlichen Ergebenheit zugethan, daß ich es wohl fühlte, ihre Seele war Feuer — Liebe — Sehnsucht! — Mehr als einmal warf sie sich — weinend und mit Heftigkeit mir um den Halß und erstickte mich fast mit Küssen! — Ihr hoher Busen schlug fühlbar an meine rauhe Kutt, und — ich kann es nicht läugnen, ich war nicht kalt, nicht müssig dabei, — und ich würde mich, — meiner nicht mehr mächtig, — mehrmals vergessen haben, wenn nicht immer — das verhaßte Bild des Wüstlings, der ihre Rose zerknikte, mir vorgeschwebt, — mich aufgeschrökt, — und ihre stürmende Sinnlichkeit entschuldiget hätte. — — Sie versäumte von itzt an, keine meiner Predigten, und hing mit innigster Rührung an meinen Worten. — Sie verschlang meine Messen und bethete, — ich glaube, — nicht Gott, — sondern mich an. Alle vierzehn Tage kam sie zur Beicht. — Das waren aber keine empörenden Bekenntnisse roher sinnlicher Lüste, — keine verzweifelten Ausbrüche tobender — wilder Leidenschaften mehr. — Es waren die sanftesten Ergiesungen des freundschaftlichen, des liebevollen Dahingebens für die gegebenen Vorschriften. — Es war das schmachtende Sehnen nach innigster Freundschaft und Liebe. — „Ja, — brach sie oft in die liebevollen Worte aus, — ich will, — ich kann — ohne Sie, — nicht leben!! Sie haben mich von dem Verderben gerettet, — und so schonend gerettet! — Ich fühle es nun gar zu wohl, ohne sie, — ohne ihre sanften, liebevollen Belehrungen hätte mich meine feurige Natur, — das stürmende Lodern meiner Brust dahingerissen — in einen Untergang, — aus dem ich mich nie wieder hätte erheben können. — — Alle unreinen Neigungen sind aus meinem Herzen verschwunden!! Aber ich kann ihnen auch nicht verbergen, — sie besitzen es ganz!! Ja, ich liebe sie mehr, als ich ihnen sagen kann, ich kann nur in ihnen leben, und — ich

bin ruhig — zufrieden — glücklich in dieser meiner Liebe. Denn, seitdem sie mich gerettet haben, macht sonst kein Gegenstand mehr Eindruck auf mich, nichts reitzet meine Sinne mehr! Sie nur füllen mein Herz aus! . . . Nichts — gar nichts anderes hat mehr Platz darinnen!!

Das waren nun freilich sonderbare Beichten . . . Indessen das Mädgen war auch mir nichts weniger als gleichgültig . . . Ihre Liebesgeständnisse schmeichelten meiner Eitelkeit . . . Auch ich hatte ihr mehrmals das Geständniß innigster Freundschaft wiederholt!! Das Wort Liebe konnte ich indessen gegen sie nicht aussprechen. Das gehässige Bild des Mädchenschänders mit der entehrenden Folge stand mir immer grinsend vor den Augen.

Wenn ich daher die oft zu zärtlichen Freundschafts-bezeugungen, ihre schwärmerischen Herzens-Ergiesungen dadurch zu mäsigen — zu dämpfen suchte, — daß ich sie — schonend — aufmerksam machte, — daß doch ja nicht vieleicht — unter dem Scheine inniger Freundschaft unerlaubte Neigung, sträfliches Sehnen nach sinnlicher Befriedigung sich mit einschleiche, — und Gefahren herbeiführe, denen man vielmehr entgegen arbeiten solle, . . . so erhielt ich gewöhnlich zur Antwort: „Nein, das fürchte ich nicht, meine Liebe gegen sie ist die höchste, — aber sie ist rein . . . Ich wünschte wohl keinen Augenblick ohne sie zu leben . . . und ich lebe wirklich ganz in ihnen . . .sie sind bei Tage meiner Seele gegenwärtig! Sie sind der Gegenstand meiner Träume . . . und ich weiß mir keine größere Seligkeit, — als wenn ich ihnen um den Halß fallen und sie an mein pochendes Herz drücken kann . . . Aber ich bekenne ihnen auch ganz offen und aufrichtig, daß ich noch nie etwas unsittliches gewünscht habe. — Da sie mich ganz kennen und kennen müssen, so ist auch dieses ungeheuchelte Bekenntniß nothwendig . . . Ja, ich glaube sogar und fürchte, daß, wenn sie mir diese meine Liebe versagen, — wenn sie mich verstossen würden, ich wohl schwach genug wäre, in der Verzweiflung wohl auf den Weeg des Lasters zurück zu taumeln.

Und, wenn ich ihr dann nicht verhehlte, daß — ich doch auch Mensch seie, — daß sie mich oft in Gefahr setze, — mich zu vergessen, wodurch wir Beide ja unendlich unglücklich werden könnten; . . . so erhielt ich weinend die Antwort: „Das glaube sie gar nicht, . . . sie wünsche zwar sehnlichst, mit mir in zärtlichster Freundschaft fort zu leben, sie könne sich aber die Mög-

lichkeit nicht denken, daß ich, der ich sie ganz kenne, — der ich ihre freundschaftliche Anhänglichkeit an mich aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen wisse, — daß ich je vergessen könne, daß sie eine Gefallene, — eine — vor mir Entehrte seie. — So lebten wir ein ganzes Jahr; — und ich erinnere mich itzt noch mit vielem Vergnügen der frohen — seeligen Stunden, die mir im Umgange dieses guten Mädgens, — in seeligen Träumen dahinfloßen . . . Ich schaudere aber auch itzt noch vor dem Leichtsinne, mit welchem ich — zu stolz auf mich selbst — auf meine Vernunft und Geistes-Stärke — nur viel zu oft — der Gefahr hingab, die mich in meinem süßen Taumel hätte verderben können.

Und warlich, es sind Zufälle, — es sind die kleinsten Umstände, von welchen oft die Schicksaale des Menschen abhängen. — In einer frohen, liebevollen Unterhaltung, saß ich einst mit Rosalie in der einsamen Gartenlaube, — — wir erneueren die wechselseitigen Versicherungen aufrichtigster Freundschaft, . . . Küße, immer feuerige Küsse versieglen die schon lange bewußten — und unbezweifelten Geständnisse . . . Ich vergeße mich! . . . Sie liegt in meinen Armen! . . . Meine Sinne stürmen! . . . Ich erlaube mir Freiheiten! — Schwelge an ihrem unruhigen Busen, . . werde dreister und — sie erhebt sich weinend, — und fragt mit sanfter Schamröthe: „Ach Gott! Könnten Sie wohl vergessen, daß ich — ein entehrtes Mädgen bin, das sie zwar durch Freundschaft wieder aufgerichtet haben — das aber auch unwiederbringlich, — für immer verlohren seyn würde, wenn sie — ach nur noch einen Schritt weiter gehen?" — Und weg war der Sinnenrausch! Beschämt stand ich vor ihr und — mir.

In Heilbronn /: zwei Stunde von Oedheim entfernt :/ war ein Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen es streng verbothen, ja unmöglich gemacht war, eine Mannßperson zu schauen. — Nur bei zwei oder drei jährlichen Kloster-Feierlichkeiten wurde ihnen. — aus besonderer Vergünstigung erlaubt, — etwa eine Virtel Stunde lang — jedoch hinter einem Gitter die Priester zu sehen, die ihnen den Gottesdienst versahen.

Ich hatte noch nie eine Nonne gesehen und kam deßwegen einigemal dahin, konnte aber meinen Zweck nicht erreichen. —

Durch eine vollständige Scheidewand von den Nonnen getrennt, bewohnten zwei Priester den vorderen Theil dieses weiblichen Gefängnisses, vermittelst welcher jene mit der übrigen Welt in einigem Verkehr standen.

Zwei Ansprach-Zimmer waren durch diese Scheidewand von einander getrennt. In derselben befand sich eine etwa zwölf Schuhe breite und sechs oder sieben Schuhe hohe Oefnung, welche jedoch vergittert, und von in- und ausen durch Thüren verschlossen war. —

Neben derselben war ein Triller auf, welchem man Dinge von einem dieser Zimmer in das andere bringen konnte. — Und nur vor diesem Triller konnten die Bewohnerinnen des Klosters gesprochen werden.

Hier hatte ich einigemal Unterredung mit einzelnen Nonnen, — und mich jedeßmal geärgert, daß ich mit jemand sprach, ohne ihm in das Auge sehen zu können. — Die Nönngen schienen den sanften Tönen ihrer Sprache nach ganz artige Geschöpfger zu seyn, . . . sie machten mir jedeßmal zum Andenken, wie sie bemerkten, kleine Geschenke, die von ihnen durch den Triller zu mir herüber getreht wurden . . . Ich hätte den Triller einbrechen mögen, um die schönen, — verschämten, — blöden Gesichter dieser Gefangenen schauen zu können. —

Einßmals erspähte ich doch die Gelegenheit, — fand mich bei einem ihrer Klosterfeste ein, — hörte mit lauschendem Ohre, wie sie die gottesdienstlichen Verrichtungen mit einer harmonischen Musik begleiteten. Ihr Gesang war wohl lateinisch, wechselte, aber mit den Baßstimmen der Priester ganz entzückend ab . . . Und ich vergaß es gern, daß sie sangen, was sie nicht verstanden; bedauerte zugleich, und ganz allein, daß die holden Sängerinnen meinem spähenden Auge entzogen waren, denn ihr Chor und die Tribüne, worauf sie sich befanden, waren so eingerichtet, daß sie niemand sehen, und von niemand gesehen werden konnten. — Ich speißte mit den benannten Geistlichen in dem Ansprach-Zimmer, in welchem der obenerwähnte Triller und das dort bezeichnete Gitter uns von den Nonnen schied, von welchen wir durch jenen die Speißen erhielten. Gegen das Ende der Mahlzeit bathen die Nonnen, daß es ihnen erlaubt werden möge, vor den Priestern erscheinen zu dürfen, und auf gegebene diese Erlaubniß flogen von dem gemeldeten Gitter die inn- und äusere Thüre weg, — und da standen wohl innerhalb des Gegitters samtliche Nonnen des Klosters vor uns — in der nämlichen rauhen Kutte, wie ich selbst; — in blosen Füßen mit Sandaillen, und in einem schwarzen Schleier mit vorstehender weiser Unterlage, die nur ganz spärlich die Gesichter und Gesichtger schauen liesen — und überraschten

mich mit einer entzückenden Musik, bei welcher die Frau Abtissinn, eine alte Frau voll Runzeln, — ohne Zähne, — mit einer grosen Ohrenbrille den grosen Baß strich. — Nach beendigter Musik näherten wir uns von beiden Seiten dem Gegitter, und — die Unterredung wurde allgemein, und nach und nach auch lebhaft. — Die Nönngen servirten Extra-Wein, und — stiesen durch das Gitter mit uns an, und ich ersah mir die Gelegenheit, einem jungen Nönngen mit dem Finger die Hand zu trücken, und sie ward roth bis unter den Schleier. — Der Wein machte sie alle munter und fröhlich; aber auch unter Seufzern — wurden die Thüren wieder geschlossen. — Itzt hatte ich Nonnen gesehen, und — fluchte innerlich dem Unsinne, der solche Geschöpfe widernatürlich ihrer natürlichen Bestimmung entreißt, und — sie politisch davon entfernt hält; denn ich sah es nur zu deutlich, von den fünf und zwanzig, so widernatürlich Unglücklichen war nicht eine von gesunder Farbe, alle waren sie blaß und mager, — der Gram hatte tiefe Furchen auf sie gezogen, und ihr durch Wein erkünstelter Scherz und Frohsinn ging nicht von Herzen.

Nach und nach ward mir das Klosterleben überhaupt gänzlich verleidet. — Durch Nachdenken über die Entstehungs-Geschichte der Klöster, — über ihre schnelle Verbreitung, — über ihre Verschiedenheit, — war ich zur festesten Uiberzeugung gekommen, daß unter der allerbilligsten Ansicht es gegen die unveränderlichen Gesetze der Natur streitet, sich durch Eide zu verbinden, einem Stande auf Lebenslang zu huldigen, der mit genannten Gesetzen im Widerspruche steht. —

Daß es auf jeden Fall unmenschlich und grausam seie, diese eidlichen Verpflichtungen — durch Künste — in einer Zeit — für das ganze Leben zu erschleichen, wo jene Gesetze der Natur sich noch nicht laut und deutlich aussprechen, — wo sie noch in dem Menschen schlummern. Meine sowohl in als ausser dem Beichtstuhle — an mir selbsten und an anderen gemachten häufigen Erfahrungen, . . . meine freundschaftlichen Bekanntschaften mit Marianen und Rosalie, selbst das mich empörende Betragen der Frau geistlichen Mutter, hatten Gefühle in mir gewecket, die mich anfangs vergeisterten, — die mich itzt phantastisch der Erde entrückten, — aber auch nach und nach in schröklichem Erwachen wieder zur Sinnlichkeit herunterzogen. — — Wenn besonders mein Umgang mit Rosalie mir von der Art zu seyn schiene, als wandelte ich mit ihr entkörpert — Geist mit Geist — unter

lauter Engeln — über alles Sinnliche erhaben, so zeigte mir doch gar oft, — besonders nach dem letzten Auftritt in der einsamen Gartenlaube, — die kalte Vernunft und ruhige Uiberlegung, daß dieser Umgang — bei aller Schwärmerei — rein menschlich, — und das Bestreben, denselben in das leere Gebiet seeliger Geister hinüber zu spielen, nur Selbsttäuschung seie, was mich nun freilich sehr niederschlug und mißmuthig machte. — Ich fühlte in mir den Widerspruch zwischen Menschen-Satzungen, — und — allgemein nothwendigen Natur-Gesetzen; — und konnte ihn nicht auflösen. — Mein Inneres verwarf die widernatürlichen Menschen-Satzungen! . . Aber! — die Klugheit erlaubte nicht, solche Uiberzeugungen laut werden zu lassen. Ich erschien mir selbst als ein Geschöpf, das zweckloß, — dem deutlichen und lauten Ruf der Natur entgegen lebte, — das auf einem schwärmerischen Lebensplan einer widernatürlichen Zerstörung der höchsten Zwecke entgegen schwankte, — und fand mich unglücklich, und um so unglücklicher, als ich itzt plötzlich von meinen Oberen hier ab- und als Lector der Theologie in das Kloster von Hammelburg berufen wurde. Der Abschied von dieser meiner gegenwärtigen Lage, — von dieser Gegend war schweer. Ich war von klösterlichem Zwang entwöhnt, und lebte: gewissermasen zweckloß — aber doch in einem angenehmen Taummel. — Die Trennung von Rosalie war mir schmerzhaft. Das Mädgen lag mir verzweifelt in meinen Armen, — sein Betragen gränzte an Wahnsinn, und es währte lange, bis ich sie wieder zur Besinnung brachte. — Wiederholte Versicherung meiner fortwährenden Freundschaft, — und meine ernsthafte Bitte, fromm, — rein, — und der Tugend treu zu bleiben, machten sie wieder aufmerksam. Da wiederholte ich ihr dann nochmals in gedrängter Kürze die Lehren, die sie bis itzt so schön befolgt hatte, — berief mich auf ihre Seelen Ruhe, — und beschwur sie, sobald als möglich, die Gattin eines braven Mannes zu werden; drückte sie zum herzlichsten Lebewohl noch einmal an meine Brust, und — einen langen Kuß auf ihren Mund, — riß mich loß, — und wir waren geschieden — ach! für immer! Denn sie ist später der Wohllust in die Arme und in ihr Verderben gesunken. —

KAPITEL VII.

ICH — ALS LECTOR S. S. THEOLOGIAE IN HAMMELBURG.

Mein bißheriger Aufenthalt in Mosbach sollte eigentlich Strafe für meine unklösterliche Lebensart, und zugleich ein Fingerzeig seyn, mich im Lehramte forthin kluger zu benehmen. Mein Herr Onkel hatte den Gedanken noch nicht aufgegeben, mich in dem heiligen Orden zu einem bedeutenden Manne zu machen. Durch seine Vermittlung war es geschehen, daß ich itzt als Lector der Theologie ernannt wurde. — Diese Stelle war eine bedeutende Promotion, und hatte in klösterlichem Sinne bedeutende Vortheile. So ward mir itzt das Praedikat admodum venerandus beigelegt, welches zur Folge hatte, daß ich überall und besonders am Tische vor allen, die diesen Ehren Titel nicht besaßen, den Vorsitz hatte, und mir daher von den herumgehenden Speißen vor vielen anderen das Beßere heraussuchen konnte. — Dann war ich kraft dieser Stelle, Mitglied des Directoriums oder des dem Pater Quardian beigeordneten Rathes in wichtigeren Angelegenheiten des Klosters, und stand mir itzt auch die genauere Einsicht in die Geheimnisse des Klosters offen. — Endlich hatte ich dadurch auch die facultas absolvendi a casibus reservatis. Es waren nämlich nach den Statuten des Klosters gewisse Sünden, von welchen man nur durch solche Special-Bevollmächtigte freigesprochen werden konnte. Und auch dieses ließ mich tiefer in das Treiben des Mönchthums schauen. Das waren nun in klösterlichem Sinne schon bedeutende Vortheile, und — von der Stelle eines Lectors der Theologie wurde man gewöhnlich unmittelbar zu jener eines Pater Quardians promovirt.

Allein trotz dieser glänzenden Kloster-Aussichten reißte ich doch betrübt — unschlüssig und mit schwerem Herzen meiner neuen Bestimmung entgegen. Meine Uiberzeugung war bereits fest und unerschütterlich, daß das ganze Mönchs-Wesen leerer Unsinn, — die Gelübde etwas widernatürliches und daher nicht verbindendes seien. — Daß die meisten unter Sünde gebothenen kirchlichen Cerimonien, als blose Menschensatzungen, willkührliche, zum Theil abgeschmakte Dinge seien, worüber kein Mensch, wer es auch seie, mich verbinden könne. — Daß es lächerlich, — ja despotisch seye, unter Bedrohung der fürchterlichsten ewigen Höllenstrafen den Menschen zu einem nichtsbedeutenden Cerimonien Dienst anzuhalten. Und dann war ich bereits schon lange

ein abgesagter Feind von allen polemisch-theologischen Streitigkeiten. — Auch hatte ich ja so manchen biederen Proteßtanten kennen gelernt, den ich freundschaftlich liebte, und itzt als Ketzer zum ewigen Feuer verdammen sollte, — und nicht konnte. Meine philosophischen Uiberzeugungen itzt auf die Theologie überzutragen, war höchst gefährlich, — und — heuchlen, — das war mir schröklich!! So kam ich — mit düsterem Sinne und unentschlossen, wie ich es treiben wollte, in Hammelburg an, wurde nach Standes-Gebühr artig und freundlich bewillkommet und ausgezeichnet. Ganz besonders freueten sich die jungen Geistlichen, die früher meine philosophischen Vorlesungen gehört hatten, und itzt von mir auch eine vernünftige Theologie erwarteten. Ich sage, ich wurde nach Standes-Gebühr empfangen, das heißt, ich ward von dem Pater Quardian den übrigen Vätern des Directoriums als ihr Mitglied in Camera charitatis vorgestellt, von diesen mit Glückwunsch empfangen, — dann mit einem schönen Abendessen und ausgesuchtem Trinkgelage bewirthet, wobei ich aber, — als Anfänger, — schlecht, — meine Herrn Mitbrüder aber desto besser bestanden, weil ich nicht, wie sie, — mich berauschen konnte oder mogte, weßwegen ich mir dann, bis spät in die Nacht — manche sinnliche Bemerkung gefallen lassen mußte.

Nur unter der Hofnung, daß ich schon noch besser würde trinken lernen, gab gegen Mitternacht der kaum noch lallende Pater Quardian mir und den taumelnden Collegen den heiligen Seegen; — und ich ging voll des inneren Verdrusses über die rohe Thorheit dieser Kutten-Engel zu Bette und seufzte über den Widerspruch, und die abscheuliche Heuchelei in der Mönchs-Natur. Als Mitglied des Discretoriums hatte ich — gleich in den ersten Tagen Gelegenheit, mich noch näher zu überzeugen, daß selbst die Verfassung des Mönchthums eine heillose Heuchelei und Täuschung des Volkes seie. — Nach den Gesetzen unseres Ordens konnte weder der Einzelne noch die Gesamtheit irgend ein Eigenthum haben, was bei vielen anderen geistlichen Orden nicht statt fand, wo nämlich durch die feinste Jesuitische Distinction zur Erhaltung des geschworenen Gelübdes der Armuth — der Einzelne nichts Eigenes hatte, während die Gesamtheit als Abtei oder Praelatur, fürstliche Reichthümer besaß. — Diesem strengen Gesetze wichen unsere Einzelnen dadurch aus, daß sie die erhaltenen Gelder — des Nießbrauchs wegen — bei dem geistlichen

Vater hinterlegten, der dann auf ihr Verlangen für sie Kafee, Zucker, Wein pp. kaufte, und von den hinterlegten Geldern bezahlte. — Die Gesamt-Verwaltung unsers Klosters hingegen umging jene Verfügung dadurch, daß die für Messen gegebene Gelder nicht unmittelbar in die Hände des Klosters oder seiner Vorgesetzten, sondern obwohlen in Gegenwart dieser, an den geistlichen Vater abgeliefert wurden. — Von diesen und den sonstigen Opfern /: nicht revenuen :/ des Klosters legte der Pater Quardian eines Abends dem versammelten Discretorium Rechnung ab, aus welcher ich ersah, daß unser Kloster von einem andern in Augsburg für mehrere hundert Gulden Messen, das Stück zu zwanzig Kreuzer bezog. Die Mitbrüder in Augsburg konnten nämlich die Messen nicht alle lesen, wofür bei ihnen von den vielen dortigen Gläubigen die Gelder hinterlegt worden waren, und schickten daher aus brüderlicher Liebe an uns den bedeutenden Uiberfluß, — freilich auf eine etwas kaufmännische Weiße, denn sie rechneten uns das Stück für zwanzig Kreuzer an, da ihnen vierundzwanzig dafür bezahlt worden waren. Diese vier Kreuzer waren für jene ein kleiner Handelsprofit. Aber unser Pater Quardian zeigte ferner sich aus, daß er nicht weniger klug seie, als jene, und das Oekonomisiren verstehe, er verrechnete nämlich in einem ferneren Artikel, daß er von diesen Messen mehrere Hundert an einzelne Geistliche von Abteien, die als Privaten dürftig waren, das Stück theils zu fünfzehn, theils zu zwölf und theils zu zehen Kreuzer wieder abgegeben habe, wodurch sich für unser Kloster ein Vortheil a respective ein Vierthel, — zwei fünf theile, oder ein halbes herausstelle. Warlich ein Calcul, eine Speculation im Kleinen, die im Grosen dem ersten Banquier keine Schande machen würde. — Er bemerkte zugleich, daß zwar den Brüdern in Augsburg dieser Messenhandel in so ferne untersagt worden seye, daß sie nämlich kein Geld mehr ausser Land schicken dürften, daß aber zur Umgehung dieses Verbothes angebotten worden seie, an Geldesstatt allerhand Waare aus den dortigen Fabriquen zu speditiren, die hier mit Vortheil an sogenannte des Klosters Wohlthäter abgesetzt werden könnten. . . .

Das Discretorium genehmigte mit geistlichem Wohlgefallen dieses Anerbieten, — lachte über die wohlweiße Landes Regierung von Augsburg, — dankte dem Pater Quardian für seine väterliche Vorsorge für des Conventes-Wohl, — bethete ein „De profundis" für die Wohlthäter des Klosters, und nun ging es

wieder an die Flasche auf das ewige Wohl der zeitlichen Gutthäter bis an die Mitternacht, wo man in aller Stille, um den übrigen Brüdern kein Aergerniß zu geben, seine Schlafstätte suchte. — — Aber weit gefehlt, daß der gemeine Haufe der Kloster-Pfaffen diese geistlichen Schmausereien nicht gemerkt hätte, vielmehr waren der Pater Quardian und die Väter des Discretoriums ein Gegenstand des allgemeinen bittersten Haß und Neides.

Endlich auch von meiner facultas absolvendi a casibus reservatis machte ich Erfahrungen, die keineswegs geeignet waren, meine Abneigung vor dem Klosterleben zu entkräften, die sie vielmehr noch jeden Tag nicht wenig verstärkten.

Da ich kein Weintrinker war, so warfen sich an jedem Morgen die Bachus-Priester mit rothen Nasen und Augen zu meinen Füßen, bekannten vor Gott und mir an Gottesstadt, daß sie sich im Trunk übernommen hätten, daß sie ihr Brevier nicht hätten bethen können, — daß sie durch unkeusche Gedanken zur rohesten Wohllust hingerissen, mit sich selbst die unverschämtesten Handlungen vorgenommen, daß sie Mädgen und Weiber auf die niederträchtigste Weiße verführt, — daß sie mehr als viehisch — in der Trunkenheit — — — die Achtung für die gesittete Menschheit verbietet es, die schamlosen Entehrungen derselben auch nur auszusprechen, die ich erschrocken — staunend — in wahrem Fieberfrost anhören mußte. —

Diese heiligen, in Schamlosigkeit ergrauten Wüstlinge glaubten sich durch so eine mechanische Beicht hinlänglich entsündiget. Ihr liebloses Betragen gegen ihre Mitbrüder, — ihren geistlichen Neid gegen dieselben, — ihre schändlichen Intriguen, sich in die geheimsten Verhältnisse der Familien einzuschmeichelen, — dort Haß und Zwietracht zu erregen, und dabei im Trüben zu fischen, das alles hielten sie nicht für sündhaft, gleichviel daß dadurch die natürlichsten Bande der Ehe — der Eltern — der Kinder, — der Geschwister auf die widernatürlichste Weiße zerrissen wurden, und kamen nach drei oder vier Tagen wieder, um die nämlichen Unverschämtheiten, die sie vieleicht schon mehrere hundertmal gebeichtet hatten, zu wiederholen, ja selbst in dem Moment zu wiederholen, wo ihnen bereits die Aussicht auf einen eben angekündigten Bachus-Schmauß die höchste Wahrscheinlichkeit gibt, daß sie sich diesen Abend wieder eben so grob sinnlich bes . . , wieder eben so schändlich vergehen würden, als sie sich eben von gestern anklagten.

Das Nachdenken, die Betrachtungen, wozu mir die neuen Kloster-Vorzüge Anlaß in Menge gaben, brachten mich fast in Verzweiflung!! Ich ekelte vor einem Stande, der bloß in heuchlerischer Beobachtung gewisser äusserer Formen besteht, — in welchem der Mönch aus physischem Mangel aeuserer Gegenstände sich schamlos gegen die heiligen Gesetze der Natur versündiget, und — weit unter das Thier herabsinket; — in welchem der Haß, der Neid gegen seine Brüder, mit denen er sich zur Liebe vereinigte, in Klöstern zu Haufe ist; — in welchem der Mönch im Namen Gottes, der doch die ewige Liebe ist, diejenigen ohne alle Barmherzigkeit verdammt, welche sich gegen den aeuseren Cerimoniendienst /: wäre es auch nur aus schwacher Vergeßlichkeit :/ verfehlen; — in welchem der Pfaffengeist durch alle Intriguen, unter dem Deckmantel der Religion reiche Spenden — oft sogar von dürftigen Gläubigen zu erschleichen sucht, — und sollte er auch das Herz des Sohnes dem Vater, — den Gatten der treuen Gattinn, — entreißen, — und die Paradiese elterlicher und ehelicher Liebe für immer verwüsten. — Es wurde mir mit jedem Tage unausstehlicher, unter Menschen zu leben, die so ganz entartet — nur der rohesten — unnatürlichen Sinnenschwelgerei auf die schmutzigste Art fröhnten, — die sich Brüder in Kristus nannten, und wegen einer — Flasche Wein einander beneideten — haßten, — verläumdeten, verfolgten, — die sich nicht scheuten, ihres Bauches wegen, der ihr Gott ist, Zwietracht, — Eifersucht, — Unversöhnliche Feindschaften unter Menschen zu stiften, die die Natur mit den zärtesten Banden vereiniget hatte, — die dabei an äuserrlichen — unsinnigen — abgeschmackten Cerimonien und Förmlichkeiten hingen, und sich deßwegen in schändlichster Heuchelei für besser als andere Natur-Menschen hielten, und heilig-stolz foderten, von jedermann als solche angesehen und verehrt zu werden.

Die Jüngeren machten entweder aus Mangel gründlicher Einsicht, aus Gewohnheit und mechanisch, oder — dem Scheine nach — im Kloster die Cerimonien, — die Förmlichkeiten, — das Schlaraffen-leben mit, und — entschädigten sich dafür auf dem Lande, wo sie bald an dem wohlbesetzten Tische eines gemächlichen Landpfarrers, dem sie einen Theil seiner schweren Pfarrpflichten abnahmen, — und mit ihm in der Flasche Wein ihre Seeligkeit fanden, — — oder sich bei einer sogenannten geistlichen Schwester oder Freundin — Mädgen oder Weib ein-

schmeichelten, — und für die deßwegen häufig und heimlich erhaltenen Geschenke den Vater oder den Gatten unglücklich machten. — — Wenn auch eine oder die andere dieser Liebschaften in ihrem Ursprung aufrichtig, — herzlich, — natürlich war, so mußte sie doch gar bald durch den Glauben ihrer Sündlichkeit, — durch die Furcht vor göttlicher Strafe, — den Karakter der Heuchelei, — der Verführung — des Betrugs annehmen, und in Widernatürlichkeiten ausarten, die gewöhnlich um so schlimmer waren, je mehr eine solche Freundinn, durch alle Künste der Uiberredung überlistet, in stetem Wahn der Rechtlichkeit des eingegangenen Verhältnisses mußte erhalten werden.

Alles dieses sah und beobachtete ich, — und dachte reiflich nach, — und das Resultat war immer das nämliche: „Das Klosterleben ist Wider-natur! Unsinn! Verschlechterung des Menschen!!" Ich hatte mich immer mehr und mehr der Gesellschaft meiner Mitbrüder entzogen. Ich war in dem eigentlichen Sinne des Wortes „ein Klaußner"! War endlich fest entschlossen, einen Stand zu verlassen, dem sich sowohl meine Natur widersetzte, als ihn meine Vernunft laut und unwiderlegbar tadelte. — Nur war die Aussicht auf den Unterhalt des Lebens /: die wahre conditio sine qua non :/ noch sehr unbestimmt, und der Austritt aus dem Kloster als Apostasie mit Gefahr verknüpfet.

Die im Kapitel V berührte Bekanntschaft mit den sogenannten Mainzer Clubbisten hatte damals zur Folge, daß einige derselben mich in der Ferne anfangs mit den leisesten Andeutungen ahnden liesen, — endlich aber bestimmt damit herausrückten, die Franzosen würden auf ein oder die andere Weiße Mainz bald wieder einnehmen, und nicht nachlassen, bis ihnen der Rhein zur Gränze abgetretten würde. — Auf welchen Fall sie versprachen, mir eine schöne Versorgung — ein für mich würdigeres Leben versprachen. . . . Anfangs im Scherze, — dann im Ernste — auch mit dem Wunsche, daß es recht bald geschehen mögte, nahm ich meine Freunde bei dem Worte, und erhielt die ernstesten Versicherungen und — habe manchen schönen Abend über dem Thema von dem Besserwerden der Zukunft vertändelt.

Itzt im finsteren Hinbrüten über meine wahrhaft bedenkliche — für mich verzweifelte Lage wünschte ich sehnlichst, daß doch jene so zuversichtliche Vorhersagung, auf der meine einzige Hofnung beruhte, endlich erfüllet werden, meine Freunde

sich meiner erinneren, mich aus meiner länger unerträglichen Sklaverei erlösen, und in das schöne Leben der Freiheit versetzen mögten.

Eines Tages erhielt ich durch die gefällige Tochter des Postmeisters von Hammelburg einen Brief. Er kam von Mainz, — war von einem meiner dortigen Freunde und enthielt bloß die wenigen Worte: „Mainz ist endlich unser! — Kommen sie Lieber, so geschwind als möglich in die offenen Arme ihrer Freunde"! In dem Frieden von Campo Formido war die Stadt und Festung Mainz den Franzosen durch einen geheimen Artikel vorläufig zugesagt und itzt übergeben worden. Und selbst am Tage dieser Uibergabe hatte mein Freund jenes Briefgen geschrieben. — — Und geschwind war itzt mein Entschluß gefaßt. — — itzt das Kloster zu verlassen, und — dort durch Verwendung meiner Freunde die Stelle als Volkslehrer zu suchen. — — Aber, die Ausführung dieses raschen Entschlusses war nicht so leicht. — — Die Oberen meines Klosters würden es in keinem Falle zugegeben haben, daß ich eine, nach damaliger Sitte, so ruchlose Standes Veränderung hätte vornehmen mögen, ja ich mußte fürchten, daß sie mich unter thätigster Beihülfe des brachium saeculare der Landes Regierung als einen der französischen Grundsätze Verdächtigen nicht allein in strengste Aufsicht, sondern sogar in engen Verhaft nehmen würden. Wäre das aber einmal geschehen gewesen, so hätte ich mit Gewißheit darauf rechnen können, daß — für mein ganzes Leben — die menschenfeindlichsten Quälereien kein End nehmen würden.

In Geduld abzuwarten, bis vieleicht die Franzosen ihre siegreichen Waffen auch in diese Gegend tragen, und auch mich, wie tausende in Frankreich, erlösen würden, war mir nun nicht mehr möglich. Es brannte mich unter der Sohle. — Der Contrast meiner Uiberzeugungen mit der Lebens-weiße des Klosters war zu schneidend. — Meine Abneigung gegen dasselbe hatte den höchsten Grad erreichet. — Ich mußte mit jedem Augenblicke fürchten, im Unmuth meine Grundsätze selbst zu verrathen, und mich dadurch in eine schröckliche Inquisition zu stürzen, die mich unausbleiblich würde zu Gründe gerichtet haben. — Ich beschloss daher, meine sauberen Herren Brüder und das Kloster insalutato hospite zu verlassen; das heißt, mich durch die Flucht allem Elend zu entziehen, und in Sicherheit zu bringen. — — Ich sprach mit einem gutmüthigen Ackerß-

mann aus der Nachbarschaft, der mit seinem Wagen öfters allerhand Lebensmittel in unser Kloster brachte, — und dem ich meine Entfernung unter dem Vorwande der erlaubtesten Notwendigkeit schilderte, daß er sich entschloß, meinen Koffer unbemerkt aus dem Kloster zu holen, und mich bis nach Lohr am Main zu fahren. — Unter Furcht und Herzklopfen packte ich meinen kleinen Haußrath zusammen. — Der Bauer kam zur bestimmten Stunde, als nämlich die übrigen Klosterbrüder im Chor waren, und — brachte denselben sicher und unberufen über die Gränze des Klosters. . . . .

Ich hatte für kleine Bedürfnisse noch einige Louis d'or in Gold, welche nach den Statuten des Ordens bei dem geistlichen Vater hinterlegt seyn mußten. Diese wollte ich nicht zurücklassen, bath daher nach Ordensbrauch den Pater Quardian um die Erlaubniß, sie dort zurücknehmen zu dürfen, um sie mit Agio umwechseln zu lassen. Der unkluge Obere zeigte mir auch hier noch einmal, daß die Ordensgesetze von den Oberen ungescheut — umgangen wurden, während sie von den Untergebenen ihre strenge Beobachtung foderten. Er zog nämlich meine Goldstücke, die ich bei dem geistlichen Vater hinterlegt glaubte, aus einem geheimen Schrank, und gab sie mir mit der Bemerkung, das dafür eingewechselte Silbergeld nur ihm wieder zu bringen.

Und so war ich denn mit dem Kloster in Richtigkeit! Noch eine Nacht, — und ich verlasse eine Lebensart, in der ich eilf Jahre gegen die Stimme der Natur und Vernunft — widernatürlich gewandert — aber Erfahrungen gesammelt habe, die mir für mein ganzes Leben Mißtrauen und Verachtung gegen das ganze Menschengeschlecht hätten in die Seele eingraben können. —

Ich schlief diese Nacht nicht, denn Vergangenheit und Gegenwart lagen offen vor mir ausgebreitet, und — in der verhüllten Zukunft schaute meine leichte Phantasie nur Verbesserung meines Zustandes.

Der folgende Tag war ein Sonntag, an welchem ich in einem benachbarten Dorfe den Gottesdienst zu verrichten hatte. . . . Ich gehe aus dem Kloster in der Absicht, nie mehr dahin zurück zu kehren, — benachrichtigte, um Zeit zu gewinnen, nach beendigtem Gottesdienste von jenem Dorfe aus meinen Pater Quardian, daß ein unvermuthetes Geschäft mich verhindere, nach Gewohnheit am Abend dieses Tages in das Kloster zurückzukommen, — eile nun zu meinem gutmüthigen Bauer, — und

war durch seine gefällige Hilfe schon über die Gränze und in Sicherheit, ehe man meine Flucht auch nur ahndete. — In Lohr am Main nämlich übergab ich meinen Koffer einem Schiffmann zur weiteren Besorgung, und — eilte durch den Spessart. zuerst nach Eschau zu meinem Freunde Nausester /: Kapitel V :/, wo ich mit Freuden empfangen wurde.

Die Nachricht meines entscheidenden Schrittes lockte dem lieben Freunde Thränen in die Augen. — Er wünschte mir den besten Erfolg meines Beginnens, — begleitete mich eine Strecke, — und wir schieden als die zärtlichsten Freunde, — als wenn Meere uns von einander trennen sollten!! Und ich habe ihn nicht wieder gesehen, . . . er schlummert lange schon unserer Wiedervereinigung in besserer Welt entgegen.

Von da reißte ich nach Klingenberg, um meine gute Mutter und Geschwißter noch einmal zu sehen, und sie vorzubereiten, daß sie durch das Gerücht meiner Flucht aus dem Kloster, welches natürlich — und bald — erfolgen mußte, nicht zu sehr erschröckt werden mögten. — Meine liebe Mutter vernahm meinen Entschluß mit weinenden Augen, — wollte mir je doch nicht geradezu widersprechen. — Auch meine Geschwister bezeugten ihr Mißfallen mehr oder weniger deutlich, — riethen in allem Ernste von dem gefaßten Entschlusse abzustehen, — versprachen alles mögliche anzuwenden, mich ohne Strafe wieder in das Kloster zurück zu bringen. Eine meiner Schwestern sogar that den grausamen Vorschlag, mich festzuhalten, und mit Gewalt wieder zurückzubringen, was nun freilich die Mutter und die uibrigen Geschwister nicht wollten, sondern endlich weinend dahin überein kamen: „Laßen wir ihn seinem Kopfe folgen, was es mit ihm werde, das muß er sich selbst zuschreiben, uns kann er auf jeden Fall keine Schuld geben." — Diese Conferenz hatte, so wenig ich es auch merken ließ, mich innerlich erschröckt . . . Wie! eine Schwester wäre im Stande, den Bruder mit Gewalt in ein Kloster zurückzubringen, auf welchen, wie sie wohl wußte, in diesem Falle nichts geringeres als öfentliche Geißelung und grausame Einsperrung in einem unmenschlichen Gefängnisse wartete? — Lebhaft schwebten mir von diesem Augenblicke an die fürchterlichsten Bilder von unterirdischem Gefängnisse in Wasser und Brod, — von Beraubung des Tageslicht, — von Fluch und grimmigem Spott der verhaßten Mönche, — von öffentlicher Bestrafung vor ihnen, — von ihrem heuchlerischen Gebethe und Ver-

dammung über mich, — lebhaft sage ich, — und in den grellsten Farben und Karrikaturen schwebten diese scheußlichen Bilder meinem Geiste vor! Meine Unruhe war groß! Und hier war für mich keines Bleibens mehr . . . Der Schritt vorwärts war geschehen, — — und die Rückkehr abgeschnitten! — Ungesäumt reißte ich ab, und kam gegen Abend in Aschaffenburg, und den folgenden Morgen in Frankfurt an, wo ich unmittelbar das Marktschiff bestieg, welches mich vor aller Furcht und Elend befreien und noch vor Nacht in das Land der Freiheit bringen sollte, Auf der ganzen Reiße, sogar in der schlaflosen Nacht, ängstigten mich jene Gedanken, und itzt erst, als nun das Marktschiff in vollem Laufe von Frankfurt absegelte, — fand ich mich im Innern etwas beruhiget, weil meiner Meinung nach itzt keine Gefahr mehr war, eingeholt und zurückgeführt zu werden; was doch immer meiner lebhaften Phantasie vorschwebte.

Ich setzte mich ruhig und stille unter die plaudernden Menschen, träumte, von dem Empfange meiner patriotischen Freunde, und entwarf Pläne für die Zukunft . . . Lauschte mitunter der gesprächigen Menge, die sich über politische Gegenstände und die Tages-Neuigkeiten ausließ, und mußte endlich mit neuem Schröcken vernehmen: „Die Patrioten und Clubbisten in Mainz hätten sich gar sehr geirrt, indem sie geglaubt, sie könnten itzt wieder, wie im Jahre 1792, in der Stadt den Meister spielen . . . Die Franzosen hätten zwar Mainz besetzt, aber die Landes-Verwaltung geschehe nach wie vor durch die alte kurfürstliche Regierung, und im Namen des Kurfürsten, und — bei dem Vizedom dürften sich dieselben gar nicht mucksen. — Das war für mich ein neuer Tonnerschlag, — — der mich im Innern um so heftiger traf, als ich vor der Menge gar nicht konnte merken lassen, wie sehr er mich getroffen. — War es wahr, was diese Gerüchte sagten, so war ich auch in Mainz nicht sicher, und konnte mir leicht die Rechnung machen, — daß ich entdeckt und — schimpflich ausgeliefert werden würde. — Dieses alles wirkte so lebhaft auf meine Phantasie . . . Ich mahlte mir die Möglichkeit einer Auslieferung in so scheußlichen Bildern, daß mich bis itzt — nach zwanzig fünf Jahren, — periodisch noch abscheuliche Träume damit belästigen. — Indessen flüsterte ein gebildeter Mann, der mir zur Seite saß, und, wie ich, an dem allgemeinen Gespräche keinen Antheil genommen hatte, mir in die Ohren: „Sie werden, Herr Pater, in Mainz wohl Anverwandte oder Bekannte besuchen

wollen?" Mechanisch antwortete ich mit ja! „Das ist gut, fuhr er später fort, oder wissen sie es schon, daß seit einigen Tagen alle Klöster in Mainz aufgehoben, und die Mönche, welche die Kutt nicht ausziehen wollten, über den Rhein gejagt worden sind?" Das war Balsam für meine beängstigte Seele! Aber, ohne es merken zu lassen, erwiederte ich, daß ich das zwar noch nicht wüßte, daß es mich aber auch in so ferne nicht bekümmere, da mein Besuch in Mainz nur Verhältnisse mit Anverwandten und guten Freunden beträfe. — „Gut, wiederholte der Mann, aber ich wollte ihnen doch rathen, in ihrer geistlichen Kleidung nicht so gar offen durch die Stadt zu gehen, — wenigstens die nicht so lebhaften Nebengassen zu wählen, denn setzte er hinzu, sie risquiren von den Patrioten, die dermalen trotz den Gerüchten, die sie vorhin werden gehört haben, in Mainz die Herren spielen, und am Ruder sind, insultirt zu werden." — Ich bemerkte dagegen — itzt schon etwas beherzter, daß ich dieses deßwegen nicht befürchtete, weil ja das Marktschiff erst am Abend in Mainz ankomme, und meine Freunde, die mich erwarteten, von meiner Ankunft bereits verständiget, mir wahrscheinlich entgegen kommen würden, und — brach das Gespräch ab; denn nun wußte ich genug, ging auf das Verdeck des Schiffes, und — im festen Vertrauen auf eine heitere Zukunft, die mir itzt bald werden sollte, flohen die beiden Mainufer und ihre schönen Umgebungen vor mir zurück, — und ich war in dem schönen Gemählde versunken, daß mir meine lebendige Seele von dem neuen Leben vorgaukelte, welches ich itzt, — nach so langem, widernatürlichem Streite mit mir selbst — zu geniesen anfangen sollte. — — So kamen wir Hochheim gegenüber, und — vor mir lag das herrliche Mainz, — und auf dem Dhom flatterte hoch in den Lüften die dreifarbige Fahne der Freiheit. —

Meine Klosterbrüder, wenigstens die Vorsteher, als sie die Gewißheit meiner Flucht bemerkten, waren rasend, liefen wüthend umher, und — waren unverschämt genug, mich nicht nur als einen Clubbisten, — Patrioten, was damals verbrecherische Schimpfnahmen waren, — sondern auch als einen verrätherischen Spion der Franzosen auszuschreien. — Bei Versammlung sämtlicher Ordens-Mitglieder wurde das fürchterliche Anathema feierlich über mich ausgesprochen; — ich verflucht und dem Teufel übergeben. Das war nun wohl für mich ohne Bedeutung; ich hatte schon lange vorher gewußt, daß es geschehen würde . . . Aber sehr

empfindlich war es mir, daß der gutmüthige Bauer, der Redliche, der mir so bieder und unschuldig fortgeholfen hatte, deßwegen leiden mußte . . . Der fanatische Grimm meiner Kloster-Vorgesetzten verklagte ihn bei hoher Landes Regierung als einen verdächtigen Spion der Franzosen und diesen guten — redlichen Bauer als Mitwisser und Verhehler meiner Verbrechen, — und als verdächtigen Beförderer meiner Flucht. — Er wurde gerichtlich eingezogen, mehrere Tage gequält und sollte — Dinge bekennen, von denen ich nichts, — wie viel weniger er etwas wissen konnte. — Noch thut es mir wehe, daß ich diesem guten, — unschuldigen Manne, diesem liebevollen, gefälligen Menschenfreunde Verdrüßlichkeit verursacht habe.

Ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen, und ich wünsche mir heut noch Gelegenheit, ihm jene — zwar unsinnige Quälerei vergüten zu können. —

KAPITEL VIII.

ICH — ALS BÜRGER IN DEM LANDE DER FREIHEIT.

Das Marktschiff war gelandet. — Die Menge stieg aus, und niemand bekümmerte sich weiter um mich. — Jeder ging, wie man sagt, seiner Weege. — Mir pochte das Herz . . . Ich hatte aber gar bald den Mann gefunden, der mich in die offenen Arme der Freundschaft zu kommen eingeladen hatte. — — Mein Empfang war wirklich herzlich! — Und nach freundlichem Abendessen meinte der Freund, — er müsse mich noch diesen Abend in die Gesellschaft der Volksfreunde einführen, wo er früher schon meine Ankunft angekündiget habe; nahm mich in den Arm und eilte mit mir über die erleuchteten Strasen . . Hier und da riefen uns die Schildwachen entgegen: „Qui vive!" „Citoyen" war die rasche Antwort des Freundes, und ohne Anstand hieß es allemal „passez". — Merken sie es mein Lieber, machte mich hier der Freund aufmerksam, was hier der Bürger gilt? Der Name schon wird respectirt, und der Titel: „Herr, Monsieur" und aller Standesunterschied sind — auf ewig — abgeschafft!! Ich sah! hörte! und staunte! Und so brachte er mich in die Gesellschaft der Volksfreunde mit etwa folgender Anrede: „Citoyen! ich bringe hier den früher angekündigten Philosophen, Pater Gabriel Schmitt aus Klingenberg, ich bürge dafür, daß er als rechtschaffener,

freier Mann der Republik keine Schande machen wird, und empfehle ihn daher der allgemeinen Bruderliebe." — Noch einige meiner Freunde, die gleichfalls gegenwärtig waren, bestättigten diese Bürgschaft durch ein helles: „Auch ich bürge! — und — ich bürge für ihn!! Und laut und allgemein war meine Aufnahme in diese Bruderschaft. Rauschend war die Freude und der Taumel, womit man mich küßte, — herzte — bewillkommte, — die Hände drückte, — Glück wünschte: Und — ich hatte doch noch kein Wort gesprochen; — konnte auch keines sprechen. Aber plötzlich erschallte eine rauhe Stimme: „Aber sagt Bürger, was soll diese verächtliche Sklaven Kutte unter freien Männern?" Allein mehrere Stimmen entgegneten, daß die Freiheit jedem Bürger erlaube, sich zu kleiden, wie er wolle. Wirklich waren auch die Mitglieder auf allerlei Weiße costumirt. — Aber der Freund, der mich einführte, bath um das Wort und erklärte, daß ich so eben erst angekommen seie, und er geeilt habe, ohne meine Umkleidung abzuwarten, sich, mir, und der ganzen Gesellschaft die Freude wechselseitiger Bekanntschaft zu machen, wodurch es dann wieder ruhiger ward, und andere Gegenstände der allgemeinen Wohlfahrt besprochen wurden, was aber nicht hierher gehört. An dem folgenden Tage war meine erste Sorge, meine Klosterkleidung abzulegen, und in einem anständigen Anzug zu erscheinen. Und, als dieses geschehen war, so ging mein erster Besuch zu Blau, der als ehemaliger Geistlicher und Professor der Theologie in Mainz und überhaupt unter den Patrioten in grosem Rufe stand, — und auf die Religions-Angelegenheiten in der neuen Republik ganz besonderen Einfluß hatte. — — Er war ein schwächlicher Mann, und hatte seit einigen Jahren als verfolgter Clubbist in den Gefängnissen vieles ausgestanden, und schien dermalen mit mehreren Gleichgesinnten und gleichverfolgten die Zügel des neuen Mainzer Staates sichtlich — und unsichtbar zu leiten. — Auch er war von meinem Erscheinen bereits benachrichtiget; — bewillkommte mich mit dem: „Citoyen Schmitt soiez le bien venu" und mit einem herzlichen Händedruck recht freundschaftlich. — Und als ich ihm vorstellte, daß ich gekommen seye, um nach meiner Philosophie in dem Lande der Freiheit an der inneren Vervollkommnung der Menschheit arbeiten zu helfen, und, daß ich ihn bäthe, mir dem zu Folge zu einer solchen Anstellung zu verhelfen, die darauf Bezug hätte, da antwortete er mir: „er seie gesonnen gewesen, mich als Volks-Lehrer

in der Vernunft-Religion vorzuschlagen, er wolle mir aber gar nicht verbergen, daß man in Pariß über das Aeüsere — über das Cerimonien-Wesen dieser Religion noch nicht einig seie, — er glaube so gar, daß die Franzosen zu leichtsinnig — zu flatterhaft seien, um das Heilige dieser Religion einzusehen, und im Ernste uns mit Eifer zu beförderen." — Er rathe mir, statt dessen Civil-Anstellung in der Landes administration anzunehmen. — „Es müsse, meinte er, einem Mann von Kopf und Herz, wie er mich kenne, nicht schwer fallen, auf jedem Posten Gutes zu stiften. Mainz und die Umgegend auf dem linken Rheinufer werde vor der Hand bis zur Ankunft eines General-Commissaires aus Pariß, zwar durch Patrioten, — aber nur provisorisch verwaltet. — Er meinte, ich sollte einstweilen, — bis zur Organisation des Landes nach Bingen zu dem Bürger Caprano, der dort Cantons-Richter und Administrator seie, gehen, um mich mit dem Geschäftsgange bekannt zu machen. Ein Brief, den er mir mitgeben wolle, werde dort alles zu meiner Zufriedenheit einleiten. — Er wolle dann bei erfolgender Organisation weiter für mich sorgen, worauf ich mich sicher verlassen könne.

Ich besann mich nicht lange, versprach mich seiner gütigen Leitung ganz zu überlassen; — reißte am folgenden Morgen nach Bingen ab, — fand gegen Mittag Caprano in dem Gasthauße des Bürger Soler in groser Gesellschaft, — gab mein Recomendations-Schreiben ab, — ward von Caprano auf der Stelle den Anwesenden als entkutteter Franzißkaner — Kantianer und Patriot angekündiget — von ihm und der ganzen Gesellschaft mit rauschendem Beifalle bewillkommet, und zu Tische eingeladen. — Bei der Supp rief mir Caprano zu: „Seien sie froh und aufgeräumt, Citoyen Schmitt, — nach Tische sprechen wir ein Mehreres." — Die Gesellschaft waren lauter lustige, fröhliche Menschen! Glückwünschend ward auf meine Gesundheit getrunken, — und ich hatte bald Kutte — Kloster und Anathema vergessen, — und fing an, frisch auf zu leben.

Der aufmerksam auf mich geheftete Blick Caprano's — während dem Essen — entging mir nicht. O, es war ein lieber Mann, der aber auch — in Folge früherer Quälereien und Kränkungen längst schon in die Gefilde ächter Freiheit hinübergeschlummert ist! — Nach Tische nahm er mich allein und sagte mir: „Blau hat sie mir als einen biederen Mann empfohlen. Ich nehme diese Recomendation an, denn Blau kann nicht alles selbst thun, und werde

für sie sorgen. — Kommen sie morgen frühe um neun Uhr auf das Bureau /: das war das Amts-Zimmer :/ und wir wollen sie in die Geschäfte einweisen, denn sie müssen auf jeden Fall sich auf Kenntniß des Geschäftsganges befleißen. Ubrigens wünschen sie sich selbst Glück, daß sie dem Schand-Kerker des Monachismus entgangen sind, und geniesen sie itzt das Leben; nehmen sie täglich die aufrichtige Versicherung von mir an, daß ich es gut mit ihnen meine, und — daß ich weiter für sie sorgen werde, denn — sie gefallen mir, und ich werde das heute noch Bürgern Blau schreiben, der es wissen will. —

Mit gerührtem Herzen dankte ich, und schloß mich — von diesem Augenblicke vertrauensvoll an den Redlichen an, der auch bis an seinen Tod, wie ein wahrer Freund, Wort gehalten hat.

Am folgenden Tage, zur bestimmten Stunde, erschien ich auf dem Bureau, und —ward dem Gerichtsschreiber Lewer als sein Gehülfe vorgestellt, und dieser angewiesen, mich in der Geschäfts-Praktik anzuführen. — — Ich wohnte von itzt an allen gerichtlichen und Verwaltungs-Verhandlungen bei, — schrieb Protokolle ab, — führte Register, — ging mit den übrigen Cantons-Beamten spazieren, und — abends in die patriotischen Zirkel, und — lebte so in die Welt hinein. Die Bezahlung für meine Arbeit war zwar gering; — diese aber auch nicht viel werth, und Caprano tröstete mich, es werde schon besser werden. — Ich miethete mir ein Zimmergen, frühstückte mit meinem Haus-Eigenthümer, speißte gewöhnlich mit Lewer ganz mäßig zu Mittag. — — Zwar kam es mir anfangs ungewohnt vor, mich mit Supp, Gemüß und e i n e r Portion Fleisch zu begnügen, da mir früher der Kloster-Tisch täglich fünf Speißen lieferte; — aber auch nur anfangs, denn ich war nie Schwelger, — und hatte daher gar bald auch die fette Klostersuppe vergessen.

Die Abendstunden brachte ich meistenteils zu Hauße in Gesellschaft meines Haußeigenthümers, und den allda sich versammelnden Patrioten zu, denn die menschliche Gesellschaft war damals da — wie überall in Patrioten und Aristokraten abgetheilt. . . . Hier sprach sich nun freilich der Geist der Ersteren frei und oft nur zu frech aus . ., und ich hatte wohl Gelegenheit genug zu bemerken, daß viele unter der schönen Maßke von Freiheit und Gleichheit sehr eigennützige Zwecke beabsichtigten, — stürmisch projektirten, — und leidenschaftlich vertheidigten und jeden, der nicht mit einstimmte, sehr barsch als verächtlichen Aristokraten haßten, — verfolgten — verdammten.

Die, welche die öffentliche Volksmeinung leiteten, worunter Caprano hier der Erstere war, empfingen wohl mit jedem Morgen die genaueste Nachricht von allem, was am vorigen Tage in solchen Gesellschaften war verhandelt worden. — —

Mit Freude bezeuge ich heute noch der Asche des Seeligen, daß er mit scharfem Blicke die eigennützigen Zwecke einzelner sogenannter Volksfreunde geschwind durchschaute, und gewöhnlich mit der sanftesten Art abzuweisen wußte; — — daß er dann im engeren Kreiße der Vertrauten mit wahrhaft patriotischem Eifer stets darauf hinwieß, daß solche Egoisten immer die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Gemeinde-Wohlfahrt der Republik wären, und bleiben würden — Und, daß man — zwar vor der Hand auf die allersanfteste Weiße, aber auch mit aller Klugheit ihnen entgegen arbeiten müsse, wenn man das Wohl des neuen Freistaates nicht ihrem groben Eigennutze opfern wolle.

War ich vorher mit allem Feuer der Uiberzeugung dem Patriotismus ergeben, — war ich bereit, für ihn das Leben zu lassen, so machten mich doch diese Beobachtungen stuzzig. — Ich fand, nicht alle Menschen handelten nach vernünftigen Zwecken. . . . Viele suchten ihren Eigennutz unter dem republikanischen Mantel der Freiheit und Gleichheit zu verbergen. — Und mußte gar bald mich entschliesen, gegen die Neigung meines Herzens, die Menschen für schlaue, selbstsüchtige Wesen zu halten, denen man sich nicht unbedingt hingeben, — denen man nicht gerade hin vertrauen dürfe.

Es widersprach dieses meinen innern Gefühlen. . . . Ich bemerkte nur zu früh, daß ich das in der großen Menschen-Gesellschaft nicht finden würde, was meine menschenfreundliche Phantasie mir in meiner Einsamkeit stets von ihnen vorgegaukelt hatte. . . . Es entging mir gar nicht, daß ich mich nicht an jeden anschliesen konnte, sondern, daß ich nach Auswahl nur Wenigen vertrauen könnte. — Und, wenn ich mir gleichwohl vornahm, klug und bescheiden in meinem Umgange zu seyn, so war und blieb doch mein ganzes Leben hindurch, die Neigung, alle andern als bieder und gut zu beurtheilen, bei mir die vorherrschende, — die mir auch viel — viel Unangenehmes noch bis itzt — zugezogen hat.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Bingen wurde allda der Freiheits-Baum gesetzt. — — Ein angenommenes Symbol

der errungenen Freiheit und Gleichheit! — — Die Feierlichkeit, mit welcher diese Handlung vorgenommen wurde, machte nur in so ferne Eindruck auf mich, als die dabei gehaltenen kräftigen Reden den Zweck derselben im schönsten Lichte — in der frohen Aussicht auf eine bessere Zukunft darstellten. — Das folgende brüderliche Mahl, — die dabei in vollem Enthusiasmus, ausgebrachten Toaste, — der rauschende Ball — wirkten sehr zweckmäßig auf meine ideale Ansicht des entstehenden — neuen — besseren Zustandes des gesellschaftlichen Lebens.

Dem Beispiele der Stadt Bingen in Errichtung dieses gefeierten Zeichens der abgeworfenen Knechtschaft, folgten die benachbarten Landgemeinden, welche sich von dem Cantons-Gerichte einen Commissarius zur Beurkundung dieser wichtigen Handlung erbathen, dem es zugleich zustand, bei derselben eine zweckdienliche Rede zu halten. Dieses Commissorium wurde gewöhnlich mir aufgetragen, und ich fühle es heute noch, wie ich mit der sichersten Zuversicht den Leuten eine Zukunft prophezeite, an welche nur der gutmüthigste Schwärmer glauben konnte; — und wie vergnügt in meiner Seele ich stets deßwegen war, weil ich mir schmeichelte, so etwas zur beglückenden Aufklärung der Land-Bewohner beigetragen zu haben. — Wenn ich dann zu Haußе in den Abendgesellschaften bei meinen Haußwirthen den Hergang solcher feierlichen Akte erzählte, wobei ich dann freilich meiner gehaltenen Reden und ihrer geträumten Eindrücke auf die Landbewohner nicht vergaß, so erwarb ich mir dadurch die Aufmerksamkeit und Zuneigung solcher patriotischen Gesellschaften, was besonders dem Freunde Caprano Freude machte.

Allein dieses Bemerken meiner Person hatte auch noch andere Folgen.

Der Bürger K. aus der Mühle bei Bingen war einer der anmasendsten Sprecher und jeden Abend der Erste und Letzte in dieser Gesellschaft. — Mir fiel es auch nie auf, daß der schwächliche Haußwirth jeden Abend zeitlich zu Bette ging und seiner noch jungen — rüstigen Frau und dem Gesinde die Bedienung dieser Gäste überließ. — Mir fiel es nie auf, daß diese Frau sich oft mit in die Besprechung der Volksangelegenheiten mischte und ganz besonders mit dem Müller K. einerlei Sprache führte.

Es geschah einßmals, daß ich Abends nach Haußе kam, wo diese Gesellschaft sich bereits entfernt hatte, und nur die Frau Haußwirthin gegenwärtig war. — Kaum einige Minuten mogte ich mit ihr gesprochen haben, da schlug es plötzlich sehr stark an Haußthüre und Fensterläden, und ich erkannte gar bald die schimpfende Stimme des Müller K., welcher sich über jene sehr unverschämt äuserte. — — Diese erschrack gar nicht, — bath mich ruhig zu seyn, und verwieß jenem sein unruhiges Betragen auf eine ziemlich gefaßte Weiße mit dem Bedeuten, daß man morgen von der Sache weiter sprechen wolle. Betroffen spürte ich aus dem Vorgange, daß hier unglückliche Eifersucht dieses Mannes sich aeuserte, und zog mich in mein Schlafzimmer zurück. . . . Später hat diese meine Frau Haußwirthinn bei erfolgtem Tod ihres Herrn Gemahls jenen Müller K. geheiratet, hatte aber viele Mißhandlungen von ihm zu ertragen.

Eines Tages wurde dem Cantons-Gerichte die Anzeige gemacht, daß der Capuziner Quardian in Bingen Gelder aus dem dasigen Kloster über den Rhein geschmuggelt habe.

Caprano verordnete, daß Lewer und ich den Thatbestand der Sache auf Ort und Stelle untersuchen sollten. . . . Wir verfügten uns zusamen in das Kapuzinerkloster, versammelten die Bewohner desselben, und ich mußte mit Abscheu ansehen, daß Haß, Neid — und Verfolgungs-Geist in Klöstern, — wie Räuber in ihren Höhlen, — zu Haußе sind. . .

Die ehrwürdigen Väter waren förmlich in zwei Partheien getheilet. — Die Jüngeren tratten als Ankläger auf und legten dem Beschuldigten mit unverschämter Frechheit zu Last, daß er nicht nur die gebettelten Naturalien mit seinen Favoriten in Camera charitatis — separatim verschwelge und sie, die Beschwerdeführer davon ausschliese, sondern, daß er ihnen auch die gewöhnliche Nahrung nur äuserst spärlich und knickig darreichen lasse. Ja, daß er ein alter Aristocrat seye, der die Franzosen und Clubbisten aufs heftigste hasse und verdamme, und, daß er aus banger Furcht, als möge die neue französische Regierung alle geistlichen Güter wegnehmen, in seiner Capuzinischen Schlauheit, das vorräthige Geld und — ob zwar wenige Kostbarkeiten bereits über den Rhein in sogenannte Sicherheit gebracht habe.

Der Arme, von seinen jüngeren Brüdern hart bedrängte

P. Quardian mit einigen alten Vätern, schilderten jene als ungehorsame, der Zucht entwöhnte Neulinge, welche den Regeln und Statuten des Ordens und den Befehlen des P. Quardians nicht mehr gehorchen, — die vorgeschriebenen Fasttage nicht mehr beobachten, — von allen Angelegenheiten des Klosters gegen die Vorschriften der h. Regel Kenntniß und Wissenschaft haben, — und sich gern in alles mischen wollten, was sie nichts angehe, wodurch sie ihm als Oberen die Führung seines Amtes so sehr erschwerten, daß er es länger nicht werde führen können. — Er habe bereits den P. Provincial um gütige Entlassung gebethen, wo er dann als Uiber Rheiner sich auf das andere Ufer zurückziehen werde, und, wohin er wirklich bereits — einige Privat-Gelder gebracht habe. — —

Die Jüngeren ihrerseits liesen nicht nach, den Alten zu überschreien, zu verunglimpfen, namentlich ihn als hierarchischen Spion zu schildern, der nur pfiffig darauf hinarbeite, wie er das Bißgen Vermögen des Klosters entweder flüchten oder verpraßen könne. — Und wirklich brachten sie es dahin, daß der Arme endlich deportirt, und ihm verbothen wurde, je wieder das Gebiet der großen Republik zu betretten.

Auch hier fand ich also Gelegenheit, den Mönchsgeist, — das Reiben und Treiben dieser Brüder in Christus in seiner Scheußlichkeit zu schauen, und der Vorsehung zu danken, die mich aus den Höhlen dieser Unmenschen gerettet hatte.

Der von Paris aus angesagte Regierungs-Commissär, Bürger Rudler, welcher die Lande zwischen Mosel und Main nach dem Vorbilde der französischen Republik organisieren sollte, erschien endlich und nahm unter Jauchzen und Frolocken der Patrioten seinen Sitz in Mainz. . . . Sein erstes Geschäft war, daß er die verständigen Patrioten um sich versammelte, um nach ihrem Rathe die Verwaltungs- und Gerichtsstellen mit tauglichen und dem Systeme der Freiheit ergebenen Subjekten zu besetzen. Caprano wurde als ein entschiedener — verdienstvoller Mann zu dieser Berathung berufen. Er zeigte mir vor seinem Abgange von Bingen diese seine neue Bestimmung an, und versprach mir nochmals, für mich zu sorgen, — übertrug provisorisch dem bißherigen Gerichtsschreiber Lewer seine Stelle als Cantons-Richter, und mir die eines Cantons-Gerichtsschreibers . . . und sagte mir noch im Augenblicke seiner Abreiße: „Wenn sie es bei Bürger Lewer nicht aushalten können, so kommen sie ohne weiteres zu mir nach Mainz."

Und wirklich hatte Lewer sogleich angefangen, mir meine Lage beschwerlich zu machen. — Er ließ es mich nämlich fühlen, daß er itzt der erste Beamte im Kanton seye, und alles einzig und allein von ihm abhange. . . . Bei den wenigsten Verhandlungen ließ er mich gegenwärtig seyn. . . . Ja, er verweigerte mir meinen kleinen Gehalt unter allerhand Vorwänden. . . Und von den eingegangenen, damals noch bedeutenden Sporteln erhielt ich gar nichts. . . . .

Ich faßte daher meinen Entschluß ohne langes Beratschlagen, . . . packte meine wenigen Effecten, und eilte nach Mainz. — — Freund Caprano meinte freilich, ich hätte doch noch einige Zeit bei Lewer aushalten sollen, da das Organisations-Geschäft langsam voranschreite, und ich daher so geschwind noch nicht versorgt werden könne. Ich mußte mich hier wirklich, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gedulden. . . .

Ich machte in dieser Zeit allerhand Bekanntschaften. . . . Ich wohnte allda bei Bürger Ritz — einem ausgezeichnet braven Patrioten, — und ging bey ihm — in Gesellschaft mehrerer junger Leute zu Tische, . . . die alle unter dem Nahmen „Freiheits-Freunde" mit mir zu gleichem Zwecke (sich) hier aufhielten, und auf Aemter warteten. . . . Ich bemerkte, sie liefen oft und hastig zu ihren Patronen — und führten dabei ein — wahrhaft lustiges Leben, . . . machten sogar Schulden auf Rechnung der einträglichen Stellen und waren guter Dinge, — bekümmerten sich dabei wenig um mich, — als etwa über Tische, wenn das Gespräch sich auf die Pfaffen wendete, wo man hie und da die Bestätigung der Invectionen verlangte, die man sich gegen dieselben erlaubte. . . .

Einen dieser Tischgenossen, ein kleiner junger Mensch von etwa 25 Jahren, ein Franzose, der gut teutsch sprach, — der etwas schüchtern war, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. — Marchand war sein Name — er war Maler aus Metz und ein Schüler Davids. — Seine Kunst, die ich bewunderte, die Neugierde, von einem Franzosen selbst das von Frankreich erzählen zu hören, was ich schon wußte, — und der Wunsch, mich in der franz. Sprache zu üben, waren es, was mich gar bald ihm näher brachte. . . . Seine Lebensart harmonierte mit der meinigen. Wir waren gar bald Freunde geworden. . . . Auch er hatte wahres Gefühl für Rechtlichkeit, für Freiheit im sittlich guten Sinne. Durch ihn machte ich Bekanntschaft mit einer Judenfamilie /: er

selbst war Jude, ohne, daß ich lange es bemerkt hätte :/ die ich noch für die schätzbarste meines Lebens halte. — Der Vater — ein wahrhaft aufgeklärter Mann, der ohne an talmudischen Vorurtheilen zu hängen, mosaische Moral in seinem ganzen Leben lebendig darstellte, der in einem Kreiße von erwachsenen biederen Kindern geliebt und geehrt wurde. — — — Die Kinder in der schönen Hofnung, daß die republikanischen Grundsätze, auch wohlthätigen Einfluß auf den sittlich-Bürgerlichen Zustand ihres Volkes haben würden, alle hatten sie mit mir die fröhliche Aussicht auf Erwartung einer besseren Zukunft. — Meine Standes-Aenderung, — meine Uiberzeugungen und Ansichten der Dinge hatte uns bald einander nahe gebracht, — und wir lebten manchen schönen Tag zusamen, und ich werde es nie vergessen, wie treu, ehrlich und gut diese Leute es mit mir meinten.

Wenn der gute alte K. am Vorabende des Sabbats einen guten Fisch einkaufte, ein Geschäft, das er nie durch seine Kinder oder Gesinde besorgen ließ, — so war es ihm ganz besonders angelegen, mich und Marchand zur Verzehrung desselben, auf den Sabbat-Abend jedesmal unter der Bedrohung einzuladen, daß er, ohne meine Gesellschaft, den Fisch nicht kosten würde.

Indessen war die Centralverwaltung des Departements vom Donnerßberg feierlich installirt worden, und ich erhielt die Weisung, mich an einem bestimmten Tage und Stunde auf ihrem Sitzungssaal einzufinden, um meine Ernennung als Kommissar des Vollziehungs-Direktoriums bei der Municipalverwaltung des Kantons Wolfstein zu erhalten, und den deßwegen erforderlichen Eid zu schwören. . . . Ich erschien, fand mehrere meines Gleichens Canditaten, — nach einer an uns gehaltenen Rede über Amtstreue, mit besonderer Hindeutung, daß das Vollziehungs-Directorium uns die Ehrenvolle Sendung zugestehe, ihr Organ bei dem Landvolke zu seyn, und, daß es von uns erwarte, daß wir alle unsere Sorge dahin verwenden mögten, die Landbewohner mit den Wohlthaten der Freiheit und Gleichheit bekannt und von ihnen geliebt zu machen, leisteten wir den vorgeschriebenen Amts-Eid, und — waren — leichtfertig genug — froher Dinge. Ich meinerseits persuadirte meinen kleinen Juden, mich an den Ort meiner neuen Bestimmung zu bekleiden, indem ich ihm begreiflich machte, daß er durch mich als Sekretär bei der Municipal-Verwaltung in Wolfstein vorgeschlagen werden

sollte, — bezahlte den Hauß- und Speißewirth, — nahm von den guten Freunden, und ganz besonders von meinem Wohlthäter Caprano Abschied, welcher mir noch bemerkte, in Wolfstein seye, so viel er sich habe erkundigen können, nur ein Patriot mit Nahmen Krieger, an den ich mich vieleicht wenden könnte. — Die üibrigen Einwohner taugten wenig. . . . Besonders sollte ich mich vor dem alten Beamten hüten, der dort wohne, und ein Erzaristocrat seye. . .

Mit diesen, warlich — nicht tröstlichen Aussichten reißte ich am folgenden Morgen mit Marchand von Mainz ab. —

KAPITEL IX.

ICH — ALS VOLLZIEHUNGS COMMISSÄR BEI DER MUNICIPALVERWALTUNG DES KANTONS WOLFSTEIN.

Unsere Reiße ging über Alzei, Kirchheim-Bolanden bis Winnweiler, wo wir auf eingezogene Erkundigung, die Versicherung erhielten, daß von da etwa noch 4 Stunde bis Wolfstein seyen, — daß aber die Reiße dahin — wegen dem schlechten Weege, über Berge und Thal eigentlich nur zu Fuße gemacht werden könne. . . .

Ohne uns lange zu besinnen, mietheten wir uns Bothen, die unsere kleinen Mantelsacke trugen, und uns den Weeg zeigten, und gingen zu Fuße unserem Ziele entgegen.

Die Gegend durch welche wir reißten, war eine traurige. . . . . Lauter Hügel und Berge und Schluchten, durch die wir uns durcharbeiteten . . . . Die dazwischen liegenden kleinen Dörfgen und Höfe verrieten eben auch keinen Wohlstand, und immer mehr und mehr schien die Gegend das Gegentheil von dem angenehmen Rhein-Thale zu seyn. . . .

So hatten wir den letzten Berg bestiegen, auf dessen Spitze von einem armen Dörfgen /: Mohrbach genannt :/ man uns die Gegend von Wolfstein zeigte.

Man mußte nämlich von Mohrbach den steilen, durch tiefe Gräben zerrissenen kahlen Berg herunter steigen, — in ein schmales Thälgen, durch das sich die Lauter schlängelte, und an dem Fuße der gegenseitigen hohen, steilen, kahlen — scheußlichen Berge lag das mir zur Thätigkeit angewiesene Wolfstein. — Die Ruine von einer alten Ritterburg — ein Herrschafts-Gebäude,

etliche hervorragende Kirchthürme und einige tuzend unbedeutende Haeuser machten es als den Hauptort des Kantons kenntlich.

Das Thälgen ist weniger als eine 4tel Stunde breit, die Berge aber so steil und kahl, daß heute nach 24 Jahren der Gedanke an den ersten Anblick dieser schauerlichen Gegend mich noch schaudern macht. Aber der Rückweeg war abgeschnitten. . . . Herzhaft mußte vorangeschritten werden. Ja, ich tröstete noch an dem kleinmüthigen Marchand, welcher meinte, hier seie die Welt mit Brettern zugenagelt.

Bei unserem Eintritt gingen wir auf das erste beste Wirthshauß loß, — und auf meine Frage, ob man hier logieren könne, — antwortete mir die dicke Frau Wirthin — sie hatte bemerkt, daß wir die dreifarbige Cocarde trugen — nein, denn sie haben mir einen Gensd'armen in das Hauß gelegt, und der hat das Bett ein. — Auf meine Frage, wo denn ein gewisser Bürger Krieger wohne, antwortete sie heftig: „Dort, dort, der kann sie auch logieren!"

Hier fand ich im ersten Augenblicke meiner Ankunft schon bestättigt, was Freund Caprano mir zum Abschied gesagt hatte, drehte mich um und dachte: „Das ist wohl ein schöner Willkommen," ging aber auf Kriegers Wohnung zu, wo ich mich dann ohne weiteres zu erkennen gab, und — wahrhaft freundlich aufgenommen wurde, — denn in mir sah dieser Mann den ersehnten, besseren Geist, der Glück und Segen auf diese elende Gegend verbreiten sollte!!

Während seine Frau, eine freundliche Wirthinn, und von 12 Kindern die zwei ältesten Töchter — eifrig beschäftiget waren, uns Wohnung und Abendmahlzeit zu bereiten, hatte Krieger einige Patrioten gerufen und ihnen mit frohlocken angekündiget, daß die alte Herrschaft förmlich ein Ende habe, und der neue Bürger Commissär pp. so eben angekommen seye.

Der Ton brachte es mit sich, daß man damals überall freien Zutritt hatte . . . Und so sah ich und Marchand uns in der ersten 4tel Stunde von einem tuzend Becker, Metzger, Schneider, Schuster, alle so genannte Patrioten umgeben, die alle sehr bedauerten, daß wir so unverhofft angekommen seyen, da sie doch beschlossen hätten, uns wenigstens auf einige Stunden entgegen zu kommen und uns in einem feierlichen Zuge hier einzuführen.

Alle hatten sie übertriebene Klagen gegen die alte Regierung,

— alle hofften sie von der neuen — Ersatz — und Rache gegen die Aristocraten.

Zu viel mit mir selbst und mit der neuen Einrichtung des neuen Geschäftsganges beschäftiget, — versprach ich allen bessere Zeiten — — setzte mich zum Abendtische, wo mir denn von diesen exaltirten Menschen, in dem Marseiller-Marsch „allons enfans", — dem „Freiheit ihr Brüder" und dem berüchtigten „Ca ira" eine fürchterliche Tafelmusik gebracht wurde . . . Nur meine Ermüdung von der Reiße konnte endlich von diesen erhitzten Leuten als giltiger Grund anerkannt werden, mich nicht ferner mit ihrer brüllenden Har- oder Disharmonie zu belästigen; ich zog mich zurück und suchte die nöthige Ruhe.

Ich fand nur zu geschwind, daß hier Niemand — gar Niemand war, mit dem ich in Bezug auf den einzuleitenden Geschäftsgang des Rathes pflegen konnte . . . Ganz war ich mir überlassen . . .

Als Commissär des Vollziehungs Directoriums war ich das Organ desselben, welches bei einer einzuleitenden Municipal-Verwaltung darauf zu wachen hatte, daß die neuen zu gebenden Gesetze beobachtet werden. Die Centralverwaltung war es, von welcher ich diese Gesetze erhielt, und von welcher ich überhaupt abhängig war.

Nach Vorschrift sollte mein erstes Geschäft seyn, Individuen aus 30 Gemeinden /: die den Kanton bildeten :/ als Agenten zur Verwaltung der örtlichen Polizei vorzuschlagen, welche zugleich die Verbindlichkeit hätten, als Mitglieder einer in Wolfstein residirenden Municipalverwaltung periodisch allda über das Wohl und Weh des ganzen Kantons sowohl als der einzelnen Gemeinden unter meiner Aufsicht zu berathschlagen.

Patriotischer Bürgersinn war nach Auftrag die Eigenschaft, nach welcher ich diese Stützen der neuen Regierung zu ihrem erhabenen Berufe vorschlagen sollte.

Wie sollte ich nun in 30 Gemeinden die edlen Individuen kennen lernen, — in der Geschwindigkeit kennen lernen, die jene erhabene Tugend besaßen, um als tüchtige Subjekte — zur Berathung und Verwaltung des Gemeindewohls vorgeschlagen werden zu können.

Krieger, mein Wirth, war unter den Wolfsteiner Patrioten, — wenigstens der ehrlichste, — und am meisten für das wahre Besser-werden begeistert. Seiner Kenntnisse waren zwar wenige,

aber in Vergleich mit den übrigen war er doch der Bessere. An ihn nur konnte ich mich wenden; und — er hatte auch so viele Vorliebe für das Ideale von Freiheit und Gleichheit, — daß er gar gerne sich bereit zeigte, mir die nöthigen Character-Noten der Individuen zu verschaffen, die ich bedurfte . . . Die allgemeine Stimmung des Landvolkes war Furcht — vor der früh oder spät wieder rückkehrenden Gewalt der alten Landesherren und ihrer Beamten . . . Einzelne Anhänger derselben /: als Aristocraten bezeichnet :/ suchten diese Furcht — heimlich — nach angeblichen Nachrichten — stets lebendig zu erhalten . . . Die sogenannten Patrioten bekämpften wohl diese Furcht, aber im allgemeinen blieb sie doch die herrschende.

Um in meinem Vorschlage sicher zu gehen, suchte ich die Bekanntschaft meiner Collegen in Kaiserslautern, — Lauterecken und Meisenheim . . . Fand aber durch meine Mittheilungen eben nicht viel Tröstliches, — dann überall war die nämliche Lage — die nämliche Stimmung, — und einstimmig war die Meinung und der Entschluss, nur entschiedene Patrioten als Mitglieder der Municipal-Verwaltungen, und Ortsvorsteher vorzuschlagen, dabei ein wachsames Auge auf die Aristocraten und ihre geheimen Umtriebe zu haben, als von welchen, — zwar nicht öfentlich, aber durch geheimes Entgegenwirken Alles für die neue Regierung zu fürchten seye. In dieser Aussicht, und nach den eingezogenen Auskünften — machte ich daher meine Vorschläge, welche von der Centralverwaltung gar bald genehmiget, und ich beauftragt wurde, alßbald und mit aller Feierlichkeit zugleich mit Pflanzung des Freiheitsbaumes, wo dieses nicht bereits schon geschehen, zur Installirung dieser Verwaltungs-Corps vorzuschreiten.

Geschwind wurden die Ernennungen ausgefertiget, und die respectablen Mitglieder auf einen bestimmten Tag und Stund zu dem bezeichneten Geschäfte eingeladen. — Und alle Vorkehrungen zur Feierlichkeit dieses merkwürdigen Tages eingeleitet.

Am Vorabend desselben verkündigten das Geläute der Glocken, — und einige Flintenschüsse — in Abgang des groben Geschützes — dieses grose Ereigniß, was auch am kommenden Morgen wiederholt wurde . . . Die berufenen Mitglieder fanden sich ein . . . Ein feierlicher Zug mit Musik unter Vortragung der dreifarbigen Fahne, als dem Signale der Freiheit eröfnete die angestaunte Handlung . . . Sechzig Baueren, als Municipal-Agenten und ihre Adjuncten, mit dreifarbigen Scherpen und ich im

Huthe à la Henri quatre mit wehenden dreifarbigen Federbüschen und der Freiheits Medallé am dreifarbigen Bande um den Hals, grosem Sabel an der Seite, an ihrer Spitze Krieger als President, Marchand als Secretär, Gensdarmerie an meiner Seite . . . Unter grosem Zulauf des Landvolkes aus der Nachbarschaft bewegte sich der Zug und schloss endlich einen Kreiß um den bereits- geplanzten Freiheits-baum . . . Hier auf einer zimlichen Erhöhung machte ich, nach einer abgehaltenen Rede über die Vortreflichkeit der neuen Regierung, in welcher ich dem Lande alles mögliche Gute /: warlich im festesten Glauben :/ versprach, meinen Auftrag bekannt — und forderte die Mitglieder auf, einzeln vor mir zu erscheinen und den vorgeschriebenen Amts-Eid der Treue zu leisten . . . Was zwar — —, aber mit allerhand Empfindungen, — — geschah; denn zu verweigeren wagte Niemand etwas — aus panischer Furcht vor den itzt allgewaltigen Patrioten. — Die Feierlichkeit schloss mit gemeinschaftlichem Gastmal und Tänzen, wo freilich der patriotische Muthwillen keine Grenze kannte. — Der Aristocratismus aber verbarg sich an diesem Tage — aus Furcht vor Mißhandlungen.

Zu gleicher Zeit wurden die nämlichen Installirungen der Municipal-Verwaltungen in den benachbarten Kantonen mit ähnlichen Feierlichkeiten vollzogen. — Ich hospitirte bei denen in Kaiserslautern — Lauterecken, Grumbach und Meisenheim. — Und fand überall den nämlichen Geist der ausschweifenden Fröhlichkeit und des grämlichen Neides, . . . machte auch dabei manche interessante Bekanntschaften.

Die merkwürdigste davon geschah in Meisenheim. — Ein schöner junger Mann in einer Freiheitsmütze zog während der Feierlichkeit meine Aufmerksamkeit auf sich. — Er schien keine Rolle zu spielen, aber er war der Soufleur, ja der Directeur des Ganzen. Er war für die republikanischen Grundsätze ganz begeistert und ein Mann von Geschäftskenntnissen und Lebens Erfahrung. — Er hieß Römmisch, war aus dem Elsas, stand als ref. Pfarrer in der Nachbarschaft von Meisenheim, vertauschte aber — aus Anhänglichkeit an die französische Republik seine Pfarrstelle mit der eines Commissär des Vollziehungs Directoriums im Cantone Lauterecken.

Bald waren wir, als Collegen, uns einander näher getretten, — und kaum hatte er meine frühere Standes-Geschichte erfahren, als er mir mit besonderer Auszeichnung mehr und mehr entgegen

kam . . . Er schien Interesse an mir zu nehmen, — und mich zog etwas gegen ihn, was ich mir bis heute noch nicht erklären kann . . . Abends auf dem Ball im Stadthauß fanden wir uns wieder — — und, da er und ich nicht tanzten, waren wir gar bald wieder in annähernde Gespräche verflochten, — als auf einmal ihn eine Ohnmacht befiel, und er in meine Arme sank, und, als ich ihn ermuntert an die Luft und nach Haußе brachte — /: er wohnte in Meisenheim :/ ließ er mich nicht von sich, . . . ich brachte ihn zu Bette, — blieb bei ihm, und . . . wir feierten gar bald eine Freundschafts-Versicherung, — die bis an seinen Tod /: im Jahre 1813 :/ nicht einen Augenblick getrübt wurde. Sein Andenken ist mir noch werth. — Er war ein redlicher, aufrichtiger Freund!

Meine Municipalverwaltung war also installirt . . . Und der Geschäftsgang verordnete, daß die Agenten sich gewöhnlich alle Woche einmal zur Sitzung versammelten.

Ausser der Vertheilung der Steuer Contingente auf die einzelnen Gemeinden pp., waren die Publication der Gesetze und Verordnungen pp. der gewöhnliche Gegenstand dieser Sitzungen.

Ich hatte gar bald den Verdruß zu bemerken, daß es nicht der Geist der wahren Freiheit und Gleichheit war, welcher die Glieder der Municipalrepresentation leitete, sondern, daß sie sich als Deputirte ihrer Gemeinden betrachteten, welche hier nur das Intereße derselben — auch zum Nachteile anderer — zu vertheidigen suchten, was denn freilich viele ärgerliche Auftritte verursachte, wodurch meine freudige Hoffnung an dem Besserwerden in der Welt nach und nach merklich heruntergestimmt wurde. — Meine eifrigsten Reden gegen die Schändlichkeit des Eigennutzes waren in den Wind gesprochen . . . Alle verlangten Auskünfte über die Kräfte — über das Einkommen, über die Ertragnisse der Gemeinden wurden unredlich gegeben, — überall Verheimlichung des wahren Vermögensstandes. — Es war überall ein Bestreben bemerkbar, vermöge welchem ein böser Daemon Alles zu hintertreiben suchte, was die neue Regierung in ihren Gesetzen und Verordnungen zu bezwecken schien.

Der Zehende wurde abgeschafft . . . Man schien damit unzufrieden. — Der Geistlichkeit wurde ihr Einfluß auf das Irrdische entzogen, und sie auf das Innere ihres Cults angewiesen, und man verschrie dieses als gottloß. — Die gleiche Besteuerung, eingetheilt in Grund-, Personal- und Fenstersteuer,

— die Aufhebung der Zünfte, — und die statt dessen aufgelegte — unbedeutende Gewerbsteuer pp. wurden als ungerecht verschrieen, und alle möglichen Hindernisse vorgewendet, um die Ausübung solcher Gesetze und Verordnungen zu hindern.

Die deßwegen von überallher an die Centralverwaltung eingelaufenen Berichten mogten wohl alle das Nämliche bestättiget haben, denn diese verfiel darauf, durch öffentliche Belehrung und Volksfeste diese hartnäckige Widersetzlichkeit zu besiegen. Sie befahl demnach, daß die Commissäre alle Decadi die erlassenen Gesetze und Verordnungen — öfentlich in einer Kirche — und in Gegenwart der ganzen Municipalverwaltung verlesen, und das Wohltätige davon erklären sollten. — Sie verordnete ferner, daß die Volksfeste /: der Jugend, der Eheleute, des Alters, — der Gründung der Republik pp. auf das feierlichste begangen werden sollten.

Beides gab meinem Eifer Gelegenheit, durch öfentliche Reden auf das Volk einzuwirken. — Ich schmeichelte mir nämlich, durch meine Vorträge die Ideen der Billigkeit und des natürlichen Rechtes zur grösten Deutlichkeit zu bringen, und so Intereße für sie zu gewinnen.

Wenn ich daher eines theils bei Verkündigung und Erklärung der Gesetze unermüdet war, so hatten doch auch andererseits die zweckmäsige Anordnung — Leitung — und Ausführung der Volksfeste meine Sorge und Aufmerksamkeit um so mehr in Anspruch genommen, als ich verbunden war, durch aufgestellte, — sehr zergliederte Protokolle, — ja durch Einsendung der gehaltenen Reden, die Centralverwaltung in genaue Kenntniß der jedeßmaligen Vorgänge zu setzen.

Und hier war es, wo ich durch zweckmäßige Reden nicht etwa nach Brauch die alte Regierungen verläumdend oder auf ihre Beamten schimpfend —, sondern mit Hinsicht auf moralische Weltordnung überhaupt die Pflichten des Kindes — der Eltern — des Bürgers pp. entfaltete, und dadurch Wunder was Gutes zu leisten wähnte.

Wohl entgingen der Centralverwaltung meine redlichen Bemühungen nicht, denn ich erhielt fast jedesmal schmeichelhafte Belobungs-Zeugnisse. — Auch hatten meine Reden, so viel bewirkt, daß die Religions-Mitglieder der evangelischen Kirche in Wolfstein, die damals keinen Pfarrer hatten, mich ersuchten, — Sonntags in ihrer Kirche zu predigen.

Aber daß alles konnte doch den Geist des Mißtrauens — der geheimen Widersetzlichkeit nicht beschwören. — Und, wenn gleich mehrere Ackerßleute mir im Vertrauen zustanden, daß kaum der vierte Theil ihres Zehenden erforderlich seye, um alle ihre Abgaben zu berichtigen, — — und obwohlen Handel und Wandel zimlich lebhaft war; so wurden doch ohne Anordnung von Zwangs Maßregeln keine Abgaben entrichtet. — Ja, diese Widersetzlichkeit ganzer Gemeinden ging so weit, daß sie die gelinderen Zwangs Maßregeln lächerlich machten, — verspotteten, so — daß ihnen ganze Compagnien Cavalerie auf Execution, eingelegt werden mußte, — — was aber auch freilich die Wirkung hervorbrachte, daß die drei Wochen lang unter vorgeschützter Unmöglichkeit hartnäckig verweigerte Bezahlung der Abgaben — itzt — in Zeit von zwei Stunden — und in Mitte der Nacht — freilich mit einem Kostenbetrag, der hundert Gulden überstieg, beendiget war.

Zu Tragung der dreifarbigen Cocarde konnten viele auch durch politische Strafen nicht bewegt werden.

Zu Pflanzung der Freiheitsbäume wollten sich namentlich die Gemeinden Jettenbach, Pörrbach — Kollweiler, — gar nicht verstehen, und, als auf höheren Befehl ich deßwegen in diese Gemeinden kam, um ihnen dieses Zeichen der Freiheit aufzuzwingen, waren so gar in Letzterer alle männlichen Einwohner davon gelaufen.

Selbst in den Sitzungen der Municipalverwaltung äußerte sich diese Widersetzlichkeit . . . Allen Verordnungen wurden Hindernisse entgegen gestellt — — bößliche Absichten untergeschoben. — Mit verstellter Heuchelei unwahre Berichte erstattet. — Ja, alles wurde widersprochen.

Das ging so weit, daß einstens drei Mitglieder gegen die angekommenen Gesetzes-Verordnungen über Stempelpapiere und Einregistrirung der bürgerlichen Akten förmlich protestirten und gegen alle meine Vorstellung verlangten, daß ihre Erklärung mit den Worten: „Sie nähmen diese Gesetze nicht an, — weder in ihrem eigenen Nahmen noch als repraesentanten ihrer Gemeinden", was dann nun freilich den Erfolg hatte, daß sie als unwürdige Stellvertretter ihrer Communen förmlich abgesetzt wurden.

Daß dieses Alles auf mich, — auf meine Lebensweiße, — auf meine Thätigkeit — lebhaft einwirkte, ist leicht zu begreifen. —

Je vielfacher, die Hindernisse, — um so gröser war auch meine Wirksamkeit. — Ich stand nämlich in dem Wahn, daß Wahrheit — Rechtlich- und Billigkeit doch endlich gegen die geheimen Umtriebe der Aristocraten siegen müsse. — — Unerschütterlich war mein Glaube an das Besser-werden unter den Menschen. —

Krieger hatte sich wohl, mehrere Erleichterung — versprochen . . . Aber meine Vorstellungen, daß doch kein Staat ohne Abgaben bestehen könne, — und daß man hoffen dürfe, daß nach beendigtem Kriege, gegen die Feinde der Freiheit, jene merklich vermindert werden müßten, beruhigten ihn so zimlich. Er hatte mich liebgewonnen, — und so fanden meine Ansichten bei ihm leicht Eingang.

Mein Privat-Leben war ein stilles, ein ruhiges-mäßiges. — Ich fand mich in meiner Wohnung gut . . . Man begegnete mir von Seite meines Wirthes mit einer biederen Gefälligkeit, . . . Frau und Kinder waren auf meine Wünsche sehr aufmerksam, und obwohlen ich k e i n e n Wein trank, so war doch meine Gegenwart in seinem Haußе für Krieger vorteilhaft, weil dadurch die Municipalagenten sich bei ihm versammelten, und da ich die Gefälligkeit hatte, sie gewöhnlich mit mir am Tische speißen zu lassen, so war es für seine Wirtschaft wirklich von Bedeutung, — für mich aber freilich auch oft lästig. — Ich hatte nämlich von Kindheit auf einen natürlichen Abscheu vor betrunkenen Menschen, — nichts war, — nichts ist mir bis diesen Augenblick unerträglicher, als der Geruch der Gährung der Getränke /: die Atmosphaere der Betrunkenen :/. Und hier mußte ich, — ach so oft! — um nicht stolz zu scheinen, den Betrunkenen Rede stehen, — mußte ihnen 1000mal die kräftigste Versicherung wiederholen, daß ich keinen Wein tränke, um ihren lästigen Zudringlichkeiten zu entgehen.

Dieses, — meine Verträglichkeit, meine Eingezogenheit, erwarb mir die Achtung und das volle Zutrauen meines Wirthes und seiner Familie, auch ich fand Behagen an dem stillen, — redlich und offen entgegenkommenden Betragen dieser Leute. — — Ganz besonders zog ihre älteste Tochter Caroline, die mich bediente, durch ihre unschuldige Aufmerksamkeit, — durch ihr ungekünsteltes freundliches Zuvorkommen, mich gegen sich hin . . Gar bald gab ich dem Nachdenken Platz, daß ich mit ihr ein glückliches Leben würde führen können . . . Ohne mich in langwierigen Vorbereitungen der Liebelei — hinzugeben, — erklärte

ich dem Mädgen frei und offen meinen Wunsch, sie zu heirathen und fand gar bald eine eben so offene redliche Erwiederung, daß unter Vorbehalt Elterlicher Einwilligung, sie mit Vergnügen die Meinige werden wolle. — — Der Vater, ein gerader Mann, erwiederte mir auf die Anfrage, die ich deßwegen an ihn that, er seiner Seits finde sich in meinem Antrage geehrt, und mit Vergnügen werde er diese Verbindung väterlich segnen, — nur wünsche er, daß ich mich um die Einwilligung der etwas bedenklichen Mutter selbst bewerben, und nicht ungeduldig werden möge; wenn ich sie nicht eben so geschwind wie ihn entschlossen finden sollte, mir ein freundliches Ja auf meine Anfrage zu geben. — Und wirklich fand ich die Antwort derselben zwar höflich und freundschaftlich, aber doch auch unter allerlei Vorwände zwar nicht abschlägig, — aber aufschiebend . . . und das von Tag zu Tag. — Bald mußte sie zuvor mit der Tochter selbst sprechen, — bald mit ihrem Manne berathen pp. Ich merkte gar bald, daß dieses Weib vor lauter Bedenklichkeit — aus natürlicher Schwäche, sich eigentlich zu nichts entschliesen könne. . . Uiberall, wo sie ihre Angelegenheit zu Berathung brachte, wurde sie aufgemuntert, dieser Verbindung, welche nicht anderst als vorteilhaft für ihre Tochter wäre, ja nicht entgegen zu seyn, sondern sie als das Glück eines ihrer Kinder zu betrachten und nach vieler in wahrer Geduld besiegten ihren mütterlichen Bedenklichkeiten erhielt ich endlich auch ihre Einwilligung, und gar bald war ich mit Caroline Krieger ehelich verbunden.

Einige Tage nach unserer Hochzeit erhielt ich per Expressum von Rosalie /: von der ich oben im Kapitel 6 gesprochen habe :/ einen Brief, wo diese mir in den zärtlichsten Ausdrücken meldete, daß sie meinen Austritt aus dem Kloster, — meinen dermaligen Aufenthalt und Anstellung erfahren habe und deßwegen sich von Haußе entfernt, — mir bis auf einige Stunde nahe gekommen seie, — und nun meine Erlaubniß erwarte, um sich in meine Arme zu stürzen und lebenslänglich bei mir zu seyn, ohne den sie nicht leben könne. Das war nun freilich stark, aber ich stand auch nicht einen — Augenblick an, ihr zu antworten, daß ich ihre unklugen Schritte sehr tadle, — und, daß ich für sie um so mehr für immer verlohren seye, in dem ich mich so eben verheurathet hätte. — — — Was aus ihr weiter geworden, weiß ich nicht.

Ich glaubte meine Ideale von Sittlich- und Glückseeligkeit in meiner ehelichen Gesellschaft verwirklichen zu können.

Caroline war ein unverdorbenes Land-Mädchen, nicht eitel und ohne pretensionen. Mit Vergnügen und Begeisterung hatte ich ihre unbegränzte Ehrfurcht gegen ihre Eltern, — ihre aufrichtige Geschwister Liebe beobachtet, ich wähnte, daß sie — weich und gut — die gröseren und kleineren Pflichten des ehelichen Lebens, besonders auf die zärtlichen Belehrungen eines liebenden Gatten, zu erfüllen, — sich ihnen und diesem unbedingt hinzugeben, nie Bedenken tragen würde . . .

Und ich muß ihr, der Entschlafenen, das ungeheuchelte Zeugniß geben, sie war eine zärtliche Gattinn, und besonders für die kleineren Kinder eine musterhafte Erzieherin. — Nie hat sie mir in der Pflege etwas abgehen lassen, und ich schien vor der Welt der glücklichste Gatte zu seyn. Von 15 Kindern, die sie mir in ein und zwanzig Jahren gebohren, hat sie sieben — mit Kuhmilch und Wasser /: denn die Aerzte hatten ihr Schwächlichkeit halber das Selbstsäugen verbothen :/ und mit einer so ängstlichen Sorgfalt aufgezogen, daß sie als Muster von Kernhaft gesunden Kindern gelten können.

Aber von einer anderen Seite trübte sie gar bald das schöne Bild, das ich mir von meinem ehelichen Verhältnisse vieleicht zu schwärmerisch geträumt hatte.

Ich hatte ihr solche Kleidung, besonders etwas Kopfbutz angeschafft, wie sie bis daher nicht getragen hatte, und der sie von dem Gewerbsstande, in dem sie erzogen worden /: ihr Vater war Rothgerber :/ in etwas unterscheiden, als die Gemahlin eines Beamten in etwas auszeichnen sollte, . . . allein sie erklärte, daß sie so etwas nie tragen würde, — sie beharrte auf dieser Erklärung trotz aller verständigen Gegen Rede, und sie ist bis in ihren Tot ohne die mindeste Kopfbedeckung gegangen, um nur nicht distinguirenden Butz aufsetzen zu müssen. Sie hatte erfahren, daß ich auf Reißen einen Schoppen Wein trank, — und sie hielt mich, — trotz dem Einwenden des Anstandes für einen Trinker und quälte mich mit Vorwürfen.

Sie hatte sich nur zu bald unglücklicher Eifersucht hingegeben, und obschon sie von meiner zärtlichsten Liebe vollkommen überzeugt war, so hat doch jenes Ungeheuer sich, zu meiner und ihrer Plage, so sehr in sie eingefressen, daß sie abergläubig — hinter mir von Zigeuner und alten Weibern sich bis zum Ende

ihres Lebens die Wahrheit sagen, die Karten schlagen ließ, um zu erfahren, ob ich ihr nicht untreu — werde oder geworden seye.

Ich gab ihr monatlich eine unbestimmte Summe Geldes zur Bestreitung der häußlichen Ausgaben, ohne je eine Rechnung über ihre Verwendung zu fodern. Allein ich führte für mich selbsten fortlaufende Rechnung über Einnahmen und Ausgaben und fand daher bald, daß Letztere meinem oberflächlichen Uiberschlage nach viel zu stark seien. Und erfuhr bald, daß sie — zwar nur aus einer kindischen Laune ohne allen Zweck Gelder unterschlagen hatte. . . . Und obwohlen ich ihr darüber oft vernünftige, die triftigsten Vorstellungen machte, — und sie auch jedeßmalige Besserung versprach, so hat sie doch 22 Jahre lang bis zu ihrem Tote es nicht unterlassen, — sondern es stets, nur mit größerer Schlauheit und so weit getrieben, daß sie auch selbst mich über die Zwecke in Ungewißheit ließ, warum sie dieses that, — was ich dann nach ihrem Tote — zu meinem Unglücke — und vielleicht nur zum Theile entdeckte. — — Sie hatte eine außerordentliche Hinneigung zu ihren Geschwistern und Eltern; und wenn auch auf meine Beschwerde bei Letzteren der billige Vater sie hie und da über diese ihre Fehler bestrafte, so hat doch die partheische Mutter stets sie vertheidiget oder wenigstens entschuldiget, dabei aber geradezu oder mit Anspielung sie gewissermaßen in ihren Launen bestärkt; und ihr nur kann ich es zuschreiben, daß ich bei meiner gränzenloß beständigen Liebe ein Glück nicht fand, das ich — unter tausenden hätte haben können.

Im Jahre 1799 am 6ten Julij ward mein Erstling gebohren und von einem lutherischen Geistlichen getaufet.

Noch war das Impfen der Blattern in Wolfstein unbekannt, und ich hatte mit meinem Weibe und ihren Umgebungen viel zu kämpfen, ja ich mußte durchgreifen und mich Meister machen, um an meinem Kinde diese wohlthätige-schützende Operation vornehmen zu lassen. — Und Hebamme und alte Weiber zeigten schadenfroh auf die Gerichte Gottes, als sich gleichzeitig ein natürliches Geschwür in der Nähe der geimpften Stelle zeigte, und durch dieselbe sich ausleerte . . . Zur Strafe nämlich meines Frevels, so raunte man sich in's Ohr werde mein Junge lebenslang einen lahmen Arm behalten pp. Aber es ging vorüber, und eine Tochter meiner Schwiegereltern, welche trotz meines Zu-

redens die Frau Schwieger Mutter nicht wollte impfen lassen, weil sie Gott nicht verwegen vorgreifen wollte, und der sich der gutmüthige Schwiegervater nicht zu widersetzen wagte, bekam nach einem 4tel Jahre die natürlichen Blattern, die es schändlich entstellten und unter andern einen Fleck auf das eine Aug zogen, an welchem Jahre lang in Gutem und mit Gewalt umsonst gedockert, und dadurch das Kind so verhetschelt und eigensinnig wurde, daß es itzt noch scheel und eine der unglücklich eigensinnigsten Personen des andern Geschlechtes ist.

In dieser Zeit war es, als nach Auflösung des Congresses von Rastadt und durch das Vordringen der oestreichisch-russischen Armeen das französische Directorium in Verlegenheit gerieth.

Man hatte gegründete Furcht vor einem Uibergange der Teutschen über den Rhein . . . ganz im Stillen waren die Maßregeln zu einem Rückzuge der französischen Heere gegeben. — Schon waren die Befehle gegeben, daß wohlhabende aristocratisch gesinnte Gutsbesitzer als Geißeln ausgehoben und zur Sicherheit der patriotischen Einwohner auf dem Rückzuge mitgenommen werden sollten. . . . Schon war mein Bündel gepackt, und ich stand auf dem Sprung, mich der Retirade anzuschliesen, . . . als das plötzliche Erscheinen Bonapartes aus Egypten das verzweifelte Directorium stürzte, die Feinde entfernte und eine solidere Regierung herbeiführte, vermöge welcher auch die Municipal Verwaltungen verabschiedet wurden und daher die Stelle der Commissäre bei denselben von selbst aufhörten, wodurch ich also in Gefahr stand, ohne weitere Anstellung als wirklich ganz freier Mann leben und — hungern zu können.

KAPITEL X.

ICH ALS STEUERKONTROLLEUR IN SPESBACH.

Doch meine Furcht war unnötig. . . . Die Staats-Verwaltung bedarf eben so nothwendig der Beamten, als diese jener, und oft noch weit mehr.

Die Regierung suchte von meinen 36 Collegen eilf, die fähigsten und fleißigsten aus und ernannte sie als Steuerkontroleure, deren Amtsverrichtungen in der materiellen Aufstellung der Steuerlisten und Aufsicht auf die gerechte Vertheilung der

Steuern bestand und die unmittelbar unter einem Director standen. —

Und von diesen war ich einer, dem die Kantone Homburg, Landstuhl und Waldfischbach mit 74 Gemeinden als Amts-Bezirk und das Städtgen Homburg als Wohnsitz angewiesen waren.

War dadurch einerseits für meine fernere Existenz gesorgt, — so war es für mich keine kleine Verlegenheit, daß meine Frau beinahe verzweifeln wollte, weil sie sich von ihren Eltern und Geschwistern aus Wolfstein entfernen sollte. . . . Sie verweigerte hartnäckig mit nach Homburg zu ziehen, weil sie ein für allemal in einer Stadt nicht wohnen könne, nicht wohnen wolle.

Ich kann und muß es mir selbst gestehen und habe es mir tausendmal als Schwäche vorgeworfen, daß ich vom ersten Tage meiner Heurath stets zu nachgiebig gegen meine Frau war, — daß ich dadurch mir vielen stillen Kummer und Leiden zuzog, den Zweck verfehlte, sie dadurch bis zu dem störrigsten Eigensinne verwöhnte, der am Ende in eine Verschlossenheit — nur gegen mich überging, — die bis an ihren Tot währte . . . Freilich ich liebte sie unaussprechlich — schwärmerisch — und nach 20 Jahren noch mit eben der Innigkeit wie in den ersten Tagen unserer Verbindung. . . . . Nie hat auch nur einen Augenblick ein eifersüchtiger Gedanke gegen sie bei mir stattgefunden. — Sie war eine schöne Frau, — und es war mir die herzlichste Freude, wenn auch Andere sie schön fanden. Auch war sie in Verwaltung der kleineren häußlichen Geschäfte eine vortreffliche Gattinn, ich aber auch keiner für Haußhaltungen verderblichen Leidenschaft unterworfen; das wußte sie; . . . Ich kann es nur ihrer physisch- und moralischen Verwöhnung von Kindheit auf zuschreiben, daß sie auf diese Weiße ein eheliches Leben für mich kummervoll und für sie peinlich machte, das sonst in jedem Betracht das glücklichste hätte müssen gewesen seyn, das je gelebt worden ist.

In dieser verzweifelten Lage, und unentschlossen, was ich eigentlich thun wolle, reiße ich von Wolfstein nach Homburg. . . Treffe unterwegs in Hütschenhausen einen Bekannten, dem ich meine Noth klage, und dieser macht mich aufmerksam, daß in dem nur eine 4tel Stunde entfernten kleinen Dörfchen Spesbach ein Hauß leer stehe, das auf mehrere Jahre wohlfeilen Preises gemiethet werden könne. — Wie der Blitz ergreife ich den Gedanken, daß meine Frau vieleicht weniger Schwierigkeit machen

werde hier, als in dem Städtgen Homburg zu wohnen. . . . . Reiße zurück und erhalte endlich dazu ihre Einwilligung. . . . Wende mich deßwegen an meinen Director und erhalte nach beseitigten Einwänden die Erlaubniß, — in Spesbach wohnen zu können.

Schnell waren die Vorbereitungen getroffen, — und ich beziehe mit Sack und Pack das 5 Stunde von Wolfstein entlegene kleine Spesbach als meine zukünftige Residenz. — Der Abschied meiner Frau von ihren Eltern und Geschwistern war, als sollte sie in die Türkei ziehen, nur der Trost ihrer Mutter, daß sie ja jeden Tag nach Wolfstein kommen könne, war es, was sie in etwas beruhigte.

In Spesbach finde ich die freundlichste Aufnahme von Seite der Dorfbewohner. . . . Man that sich etwas zu Gute darauf, daß ein Beamter hier wohnen wolle, was sonst nie der Fall gewesen. Die Haußmiethe, — die Brennmaterialien und sonstigen Lebens-Mittel waren alle sehr wohlfeil. . . . Ich fühlte das Beengte, das Isolierte meiner Lebensart in einem Dörfgen nicht; denn ich liebte nie grose Zerstreuungen, lebte eigentlich nur für mein Amt, und für mein Weib und Kind.

Meine öfteren amtlichen Umreisen liesen mich nur gar zu früh und gar zu oft die traurige Bemerkung machen, daß wahre Sittlichkeit unter den Landbewohnern gar nicht zu Hauße ist, — daß sie vielmehr einzig und allein durch den gröberen Eigennutz geleitet werden. Gleiche Vertheilung der Steuern sowohl unter den Gemeinden, als auch unter den einzelnen Gemeindebewohnern war die hohe Aufgabe, welche die Regierung dadurch zu lösen suchte, daß sie von den Steuerbaren selbst unter meiner Leitung die Angabe und den Werth ihrer Besteuerungsmäßigen Kräfte zu erfahren verlangte.

So lange von dem ersteren Punkte die Rede war, standen die Bewohner einer Gemeinde alle für einen, um den Unwerth ihres Eigenthums lebhaft darzustellen, und den anderer Gemeinden zu erhöhen — mit schändlichster Unredlichkeit einen Theil der Besteuerungsfähigen Gründe zu verläugnen, — ihre Natur, — ihre Größe — ihre Güte auf alle Art und Weiße zu verheimlichen. Handelte es sich aber, um die einmal der Gemeinde aufgelegte Steuerlast zu vertheilen, wozu unter meiner Leitung eine Commission von 5 bis 7 Gemeindegliedern ernannt war; so war nur der Gesichtspunkt geändert, es war nicht mehr der Vor-

theil der Gemeinde, sondern bloß der Eigennutz des Einzelnen; — die Freundschaft für den Verwandten, der Neid, die Feindschaft, Haß- und Rachesucht, was die liebe blinde Gerechtigkeit am Gängelbande führte.

So allgemein richtig es ist, daß Selbstsucht und Leidenschaften die Führer des grosen Haufens immer, — und daß es nur edle Ausnahmen sind, wo sie es nicht waren, so war doch mein Glaube an die Redlichkeit des Menschen überhaupt — hier an unverdorbene Biederkeit des Landvolkes zu lebhaft, als daß mich die entgegengesetzten Erfahrungen, die ich itzt täglich machen mußte, nicht hätten betrüben und niederschlagen sollen Meine von Zeit zu Zeit der Regierung deßwegen vorgelegten Berichte sind sprechende Beweiße von Beidem.

Wohl mochte durch diese und die periodischen Berichte meiner Amts-Kollegen die Regierung zur lebhaften Uiberzeugung gekommen seyn, daß sie ihren Zweck gleicher Besteuerung nicht erreichen werde. Es erschien unvermuthet eine gesetzliche Verordnung, daß alle Ländereien des ganzen Reiches Stückweiße vermessen und unter Aufsicht der Steuerbeamten durch unpartheiische Gutsbesitzer abgeschätzt werden sollten, um so sicher zu jenem Ziele zu gelangen. — — Auch hier war ich einer von denjenigen, welche ausgewählt wurden, die Arbeiten zu leiten Aber nur zu bald mußte ich auch hier wieder mit Verdruß erfahren, daß der schlaue Egoismus überall Wege und Mittel findet, seine Absichten zu erreichen. . . . Die Feldmesser waren nicht immer die fähigsten, — — oder sie adjungirten sich unwissende Lehrlinge, denen sie ihre Arbeiten übertrugen. Die Experten waren nicht immer redliche Gutßbesitzer oder hatten eine schiefe Ansicht der Sache, und wollten sich nicht belehren lassen. — — Um die Gleichförmigkeit der Arbeit zu bezwecken, waren die Instructionen gar zu umständlich, aber eben dadurch auch der verschiedensten Application fähig, — was die Sache nur gar zu sehr erschwerte, und — nicht förderte . . . Bedeutende Summen wurden verschleudert, — und man kam nicht vom Fleck . . . Dem Minister, — der langen Zögerungen überdrüßig, fiel es einstens mitten im Winter ein, zu befehlen, daß ihm bis den 1ten Merz das Resultat der Arbeiten vorzulegen seye, was verursachte, daß die Abschätzungen der Ländereien von etwa zehen Gemeinden in den Monathen Januar und Februar und während alles mit Schnee bedeckt war, vorgenommen und beendiget werden mußten.

— Mir ward die Gemeinde Niederolm, 2 Stunde von Mainz angewiesen, und ich weiß es noch gar wohl, daß auf meine Vorstellung, wie man wegen dem Schnee die Qualität der Ländereien nicht erkennen könne, erwidert wurde, ich sollte den Schnee wegkehren lassen. — — Kurz, es geschah, — und die Arbeiten wurden gut befunden, — und die Beamten ihres ausgezeichneten Fleißes wegen gelobt und belohnt.

Hatten die laufenden Amtsgeschäfte überhaupt schon meine öftere Abwesenheit von Hauße nöthig gemacht, so verursachten itzt die Cadaster Arbeiten, längere und größere Entfernungen, von denen ich mich immer nach Weib und Kindern zurücksehnte.

Glücklich war ich, wenn ich bei meinen Rückreißen den grauen Kirchthurm meines Dörfgens, das Storchnest und seine Bewohner auf einer hohen Linde in der Nähe meiner Wohnung, — und itzt meine Kleinen auf dem Hofe an der Hand ihrer Mutter mit gleicher Sehnsucht mir entgegen kommen sah. — — Vergessen waren auf Augenblicke alle Beschwernisse der Reiße, alle Unanehmlichkeiten der Geschäfte. — Ich lebte in meiner Welt. — Wenn aber itzt die Kinder lallend mich zur Rede stellten, „warum ich so lange ausengeblieben seye, — warum ich sie so allein gelassen, — und daß die Mutter immer krank gewesen, oft geweint, und ihnen gesagt habe, — ich würde gar nicht mehr zurückkommen, weil ich sie nicht so lieb hätte, wie sie — die Mutter, — daß ich sie vergeßen hätte pp., — da war auch jedeßmal meine Freude gestört, — mein Herz zwischen Amtspflicht und häußlichem Glücke beengt und gepreßt. . . . Die vernünftigsten Vorstellungen, . . . die zärtlichsten Erläuterungen meiner Pflicht als Gatte und Vater für den nöthigen Unterhalt zu sorgen, — die aufrichtigste Erzählung meines Verhaltens während meiner Abwesenheiten, — meine heiseste Sehnsucht zu ihr und meinen Kindern, — und meine äußerste Anstrengung und Beschleunigung der Geschäfts-Arbeiten . . . Nichts . . . Nichts konnte beruhigen. . . . Thränen, — mitunter liebloße Vorwürfe waren die Antworten. — — — Nur das Versprechen, itzt l a n g e zu Hauße zu bleiben, konnte den Unmuth i n e t w a s besiegen.

Peinigende Eifersucht und kindische Furcht, daß ich durch Gesellschaft verdorben werden mögte, waren die Quäl-Geister, die sie despotisch beherrschten. — — Wer mit mir in Amts-Verhältnissen stand, — und nicht finster-melancholisch drein sah, dem war sie abgeneigt, — von dem vermuthete sie Böses, —

und da half nichts — nicht Bitte, — nicht Ermahnung, — nicht Vorstellung sträflicher Unsittlichkeit eines solchen Betragens. . . Sie glaubte jedem Manne, — jedem Weibe auf der Stirne zu lesen, ob sie treue Gatten, — Gattinnen seyen oder nicht, ja aus den unschuldigsten Gesprächen wollte sie die Menschen erkennen, welche nach ihrer Phantasie miteinander in sträflichem Verhältnisse lebten. Und sie foderte oft geradezu und auf das zudringlichste, diesen oder jenen gänzlich zu meiden, welches, wenn es amtlicher Verhältnisse wegen nicht immer geschehen konnte, so mußte ich die bittersten Vorwürfe von Lieblosigkeit ertragen, — die mir das Herz zerrissen.

Warlich meine Lage war betrübt. Ich liebte meine Gattin aufrichtig und mit einer beispiellosen Zärtlichkeit; ich schrieb ihre Fehler theils auf Rechnung der Verwöhnung in ihrer Kindheit und Jugend, — theils und ganz besonders auf ihre körperliche Schwäche und öftere Kränklichkeit und die mit der Mutterschaft natürlich verknüpften Körper- und Seele Ungemächlichkeiten. — — Und hatte daher mit ihr eine außerordentliche Geduld, schränkte mich nur zu sehr ein, ward gewissermasen Einsiedler in der Hofnung, — so jene Hindernisse ehelicher Zufriedenheit endlich zu besiegen.

Aber es half alles nicht. — — Eine Magd, die noch mehr Kind als Mädgen war, hatte das Unglück bei ihr die Vermuthung zu erregen, daß ich ihr untreue geworden seye. . . . Und sie gerieth darüber fast in Raserei. Und die Folge war, weil ich ihr dazu stets freie Hand ließ, daß sie bis an ihren Tot nur *verunstaltete*, — scheele — buckligte — *alte* Personen als Mägde in Dienste nahm. — Eine Nachbarin, — freundlich gegen Jedermann, — wurde von ihr, als ausschweifend beurtheilt, — und, weil sie meine fortgesetzte Ermahnungen gegen solche Liebloßigkeiten nicht ertragen konnte, mußte ich den Verdruß erleben, daß sie mich für einen ihrer Anbether hielt — und eine bittere Feindschaft auf dieselbe warf pp. Was für mich — und meine Haußhaltung von üblen Folgen war. — —

Dabei hatte sie stets Heimweh nach ihren Eltern und Geschwistern. . . . Weßwegen meistentheils ein oder mehrere derselben bei mir auf Besuch waren, oder ich mußte meine Amtsgeschäfte beschleunigen, um mir ein oder einige Tage abzuzwacken, um mit ihr /: denn allein ging sie nicht :/ zu den Ihrigen auf Besuch zu gehen. — Aber das half alles nicht. . . . Sie war mit

Allem, was ich that, unzufrieden. — Nur, wenn ich Tage lang — ihr gar nicht von der Seite kam, — selbst Amtspflichten vernachlässigend . . . nur da fand ich, daß ihre üble Laune sich allmählig in Heiterkeit umstaltete. So hatte ich bereits 7 Jahre in Spesbach gelebt; — — hatte bereits 6 Kinder. — — Ich hatte von meiner Besoldung jährlich etwas zurückgelegt; auch selbst durch Neben-Arbeiten noch manchen harten Thaler verdient. — — Meine Vermögens-Umstände konnten für uns beruhigend seyn. — Meine Frau war außerordentlich sparsam und konnte nur mit Unzufriedenheit es anhören, wenn ich ihr begreiflich zu machen suchte, daß durch meinen Fleiß unser Einkommen von der Art seye, daß sie von der allzugroßen Sparsamkeit in etwas nachlassen, — selbst etwas mehr geniesen könne. — Sie suchte vielmehr — durch alle mögliche weibliche Schlauheit — Gelder zu verbergen und mich zu bereden, als seie unser Vermögen lange nicht in dem vortheilhaften Zustande, wie ich es ihr schilderte. Viel lieber hätte sie mich in Mangel und Noth, und stets zu Hauße gesehen, als wenn ich durch Abwesenheit auch nur einen Tag von Hauße — ohne sie — und in Gesellschaft von Leuten aus der Nachbarschaft, denen sie aus kindischen Ursachen abgeneigt war, hundert Gulden verdienet hätte.

Wirklich war dieses eine Zeit, wo man mit Klugheit und Umsicht etwas gewinnen konnte.

Die Landschaftlichen geistlichen und adelichen Ländereien unter dem Namen National Güter wurden theils lehnsweiße, theils in Eigenthum öffentlich versteigt. — Die mehrsten Landbewohner wagten sich nicht unmittelbar an solche Steigerungen, weil sie den Franzosen nicht trauten, — und, weil die Ländereien nicht stückweiße sondern ungetheilt als geschlossene Güter ausgebothen wurden.

Ich hatte bereits in Gesellschaft mit einigen unternehmenden Geschäftsfreunden einige kleine Pachtungen übernommen, und mit Vortheil an drittere übertragen, mußte aber dafür viel häußlichen Verdruß erleiden, als itzt bedeutende Güter in der Nähe, /: in Hauptstuhl — Neubau — Landstuhl :/ zur öffentlichen Versteigerung auf der Prefectur in Mainz angekündigt wurden. . . Hier war etwas Bedeutendes zu gewinnen, und meine so eben genannten Gesellschafter ermunterten aus allen Kräften zu einer Unternehmung oder Speculation, wie es genannt wurde. . . . . Hier aber war die Abgneigung und der Widerwille meiner Frau auf das Höchste gestiegen.

Bitten — Flehen, — Weinen, Trotz, Unartigkeit gegen die Gesellschafter. Alles — alles wand sie an, um mich, von dem Entschlusse abzubringen . . . Aber es war mir auch so klar, so deutlich, daß ich ihrem Eigensinne hier nicht nachgeben könne, ohne den wahrscheinlichsten Profit zu versäumen. — Ganz wider ihren Willen, — und in der stillen Absicht, eines der kleinsten Güter, wo möglich allein an mich zu ersteigen, und dadurch sie wieder zu besänftigen, daß ich auf diese Art von einer Gesellschaft ausgetretten seye, gegen welche sie so abgeneigt war, reißte ich auf den bestimmten Tag nach Mainz, wurde aber allda nicht allein von diesen meinen Gesellschaftern fest gehalten, sondern auch noch mit diesen in eine grösere Gesellschaft gezogen, mit welcher ich für 180,000 Franken Güter ersteigte.

Diese gewagte Speculation hat meinen Wohlstand begründet. — Die Gesellschaft, welche sich itzt durch abfinden der mehrsten Glieder bis auf 5 concentrirt hatte, übertrug nämlich mir die Verwaltung der ersteigten Güter. — Durch kluges Veräusern derselben in kleinen Theilen brachte ich sie auf mehr als den doppelten Werth und zahlte mit dem einen Theile des Erlöses den Steigpfennig des Erstandenen; den Uiber-Rest theilte ich von Zeit zu Zeit mit den Gesellschaftern und fühlte mich bald als wohlbehaltener Mann.

So sehr aber hierdurch meine äuseren Glücksumstände sich verbesserten, so sehr ich getrost der Zukunft entgegen sehen konnte, so sehr ich gewissermaßen itzt schon keine Sorge mehr hatte, wie ich meine Familie forternähren könnte, und so billig es gewesen wäre, daß meine Frau mich auch deßwegen als besorgten Familienvater geehrt und geliebt hätte, — um so mehr, da mir von ihren, zwar wohlhabenden Eltern nie auch nur ein Kreuzer morgengabliche Unterstützung geworden ist, — und, da sie sich als ganz besonders sparsame Gattinn, — ganz gegen ihr Geschlecht auszeichnete. Aber! nichts weniger!!! Vielmehr wuchß ihr Widerwillen gegen mich, — gegen meine Tätigkeit mit jedem Tage, . . . ihre Laune war fast unerträglich. . . . Zwar war sie nur zu oft kränklich . . . ihre öfteren Schwangerschaften — schweren Niederkunften, — und langwierige Kindbets-Beschwerlichkeiten foderten viele Nachsicht, — — und die Aerzte bathen immer, dafür zu sorgen, daß ihre Gemüths-Ruhe nicht gestört, — ihre äuserst schwachen Nerven geschont werden

mögten. Und ich mußte deswegen meinen Kummer meistentheils in mir verschliesen.

Auch selbst meine Gesundheit hatte merklich abgenommen. — Vom Kloster her gewohnt, stets wollene schwere Kleidung auf blosem Leibe zu tragen, mußte es merklichen Einfluß auf meinen Körper haben, daß ich seit meinem Austritte aus demselben nur in gewöhnlicher leichter Bekleidung und in Hemden von Leinwand steckte, — was mir öftere Reumatisme verursachte . . . Diese wurden häufiger, heftiger und langwieriger, seitdem ich in Spesbach wohnte, wozu wohl die sumpfige Gebrüchs-Gegend das Ihrige beigetragen haben mag. Alles das veranlaßte mich, ernstlich darauf zu denken, um wieder nach Wolfstein ziehen zu können. — — Ich entschloß mich, mir dort ein Wohnhauß zu bauen, was auf jeden Fall für meine Frau eine beruhigende Aussicht seyn sollte, wieder mit ihren Eltern und Geschwistern vereiniget zu werden. — — Aber kaum hatte ich dasselbe angefangen, — als ich deßwegen in einen Proceß verwickelt wurde, der zwei Jahre lang währte. Gern und oft wollte ich mich mit meinen Gegnern vergleichen, aber das Gesindel von Kartenschlagerinnen hatte sich schon viel zu sehr bei meiner Frau eingenistet, versteckter Haß und Rache einer gewissen Person, für die ich Hochachtung hatte, die ihre sträfliche Absicht heuchlerisch masquirte, wußten stets Hindernisse, und so lange einzustreuen, bis er mit 1000 F. Kosten und Schaden, jedoch so verlohren war, daß ich mit verändertem Plane mein Hauß bauen konnte. — — Was denn auch geschah, und auf eine Art geschah, daß meine Gegner keinen anderen Vortheil dabei hatten, als mich um Geld gebracht zu haben, wodurch dann ihre Feindschaft gegen mich unvertilgbar wurde.

So hatte ich 8 Jahre in dem elenden Dörfgen Spesbach — in einem gewöhnlichen Bauernhauße gewohnt und unter stillen Leiden häußlicher Mißverständnisse n i e die Hofnung aufgegeben, daß sich dieselben noch zu meiner Beruhigung, so ausgleichen würden, daß meine Frau die Beweg-Gründe alle meines Thun und Lassens einsehen, die fortwährenden Kränkungen ihres eigensinnigen Betragens erkennen und mir endlich durch liebreicheres, folgsameres Betragen die Leiden vergüten werde, die sie mich so lange hatte fühlen und tragen lassen.

So, wie mein Haus in Wolfstein fertig war, war auch mir der längere Aufenthalt in Spesbach lästig. — Ich hoffte dort zu

erreichen, was ich hier nach bestehenden Verhältnissen ganz und gar nicht erwarten konnte. Lange und viel hatte ich schon um meine Versetzung nach Wolfstein gefleht. — — Der Prefekt von Mainz Hr. Jeanbon St. André und mein Director Hr. Daigrefeuille hatten mir bereits die Auszeichnung ertheilt, daß sie mich in meinem kleinen Dörfgen persönlich besuchten, wobei sie mir die Verbesserung meiner Lage versprachen. — — Itzt hatte mir meine Frau das 7te Kind gebohren und wurde durch bedeutende Schwäche lange zu Bette gehalten . . . Da faßte ich rasch den Entschluß, selbst nach Mainz zu gehen und es persönlich zu betreiben, daß meinem Wunsche /: einer Versetzung nach Wolfstein :/ willfahret werden möge. Gedacht, — gethan . . . Ich ließ in Mainz nicht nach . . . und erhielt endlich, was ich verlangte, daß mir ein neuer Amtsbezirk, mit Wolfstein zum Wohnorte angewiesen wurde.

Reich genug, im Wahn einer glücklichen Zukunft, — und in Vergessenheit aller ertragenen Leiden, eilte ich zu den Meinigen, um ihnen die erfreuliche Nachricht zu bringen, daß wir nun — nach Haußе gehen würden. —

Ortsverzeichnis.

A

Alzei, 110.
Amorbach, VI—IX, XV ff., 7, 53 ff., 63 f.
Amorsbrunn, XI, 7.
Aschaffenburg, X, 98.
Augsburg, 91.

B

Bacharach, V.
Bamberg, VIII f.
Bassenheim. VII.
Biebrich, VI.
Bingen, XXI, 102—106.
Bischweiler, XXIII f.
Brückenau, 49.
Buchen, VI.

C

Campo Formio, XXI, 95.

D

Dernbach, 69.

E

Edenkoben, XXIII.
Eichsfeld, Kloster im, 51.
Ellwangen, VI.
Engelsberg, X, I, 4.
Erbach, 61.
Erlenbach, V, X, XIV.
Eschau, 61 ff., 97.

F

Frankfurt a. M., 98.
Fulda, XIV, 26, 34—52.

G

Gangloff, XXIII f.
Großheubach, XVI, 4 f.
Grumbach, 114.

H

Hammelburg, XV, XXI, 49—52, 88—100.
Hauptstuhl 128.
Heidelberg, XXVI—XXXI, 25.
Heilbronn, 25, 85 ff.
Himmelthal, 4.
Hochheim, XXI, 99.
Homburg (Pfalz), XXV, 123 f.
Hütschenhausen, 123.

J

Jettenbach, 117.
Johannisberg, XIV f.

K

Kaiserslautern, XXX, 113 f.
Kiedrich, VI f.
Kirchheimbolanden, 110.
Kleinheubach, X, XIX, 4 f.
Klingenberg, V f., X, XII, XIV, XVII—XX, XXVII f., 1—13, 15, 24, 40, 42 f., 52, 58—61, 97.
Kochertürn, XX, 71.
Königsberg, 53.
Kollweiler, 117.
Krautheim, VIII.
Kusel, XXVIII, XXX.

L

Landstuhl, XXV f., 123, 128.
Langenschwarz, XV, 43—48.
Lauterbach, 5.
Lauterecken, XXIII f., 113 f.
Lohr, 96.

M

Mainz; VI—X, XVII, XXI f., XXV f., 6, 57, 60, 94 f., 98—102, 107 ff., 126, 128 f., 131.
Meisenheim, XXIII, 113 f.
Metz, XXII, 108.
Miltenberg, VI f., X—XVIII, XX, XXVII, XXX, 1, 5, 11—26, 40, 42 f., 52—69.
Mohrbach, 110.
Mosbach, XIII, XX, 25—32, 35, 69—89.
München, XXX.

N

Niederolm, 126.
Neubau, 128.
Neudenau, 71.
Neustadt, i. O., X.

O

Obernburg, XII.
Oedheim, XX, 71, 73—88.
Oellingen, X.
Orb, 17.

P

Paris, VIII, XXIV, 102, 107.
Pörrbach, 117.
Pommersfelten, X.
Prag, VIII f.

R

Rastatt, XXIV, 122.
Röllfeld, 4.

S

Saarbrücken, XXIII.
Salmünster, 42.
Schönthal, VIII.
Seligenstadt, XVII.
Sommerau, 62.
Spesbach, XXV f., 122—131.
Speyer, XXX.
Stein bei Heilbronn, 71 ff.
Stetten bei Ellwangen, VI.
Straßburg, XXIII.

T

Tauberbischofsheim, XIII f., XVII, 32–35.
Trennfurt, 4.

U

Ulm, XVI.
Umstatt, 16.

V

Volkarsberg, 49.

W

Walldürn, V–XI, 5, 6, 32.
Waldfischbach, XXV, 123.
Weissenhorn, XVI.
Winnweiler, 110.
Wörth am Main, XX, 4.
Wolfstein (Pfalz), XXII ff., XXVI f., XXX f., 109—124, 130 f.
Würzburg, V, XI, XIII.

Z

Zweibrücken, XXXI.

Personenverzeichnis.

A

Adrian, Familie, Erlenbach, Klingenberg, X.
Adrian, Innocentius, Franziskanerprovincial, XIII ff., XXI, 12 f., 32 f., 49 f., 52, 89.
Adrian, Joseph, Bärenwirt, Klingenberg V, X.
Adolph, Franziskaner, Lektor, Fulda 36
Aleman, Marianne, verh. Wirth, XII.
Aleman, Riesenwirt, Miltenberg, XII.
Amorbach, Benediktiner in, 7, 53 f., 63 f.,
Amorbach, Klosteroffizianten, Klostergäste, pp. in, 63 f.
Augsburg, Franziskaner in, 9.

B

Bayern, Max I König von, XXX.
Bayern, Ludwig I König von, XXX f.
Benzino, Familie, Landstuhl, XXVI.
Berg, Joseph, Bonaventura, Bildhauer, Amorbach, XVI.
Bibra vgl. Fulda.
Bingen, Patrioten, Clublisten in, 102 ff.
Bingen, Aristokraten in, 103.
Bingen, Landbewohner um, 105.
Bingen, Kapuziner in, 106 f.
Blau, Professor, Clubbist, Mainz, 101 ff.
Boller, Tobias, Metzger, Klingenberg, XIX.
Boller, Barbara, XIX.
Boller, Eva Gertrud vgl. Mayerhofen
Bonaparte, Napoleon, XXIV, 122.

C

Caprano, Kantonsrichter, Bingen, 102 ff., 106 ff., 110 f.
Cornelius, Peter von, Maler, XII.
Custine, General, 60.

D

Daigrefeuille, Steuerdirektor, 131
Dampier, Wilh. Nic., Pfarrer, Klingenberg, X, 1 f., 7—11, 15 f., 42 f.
David, Maler, Paris, XXII, 108
Deutschland, Elisabeth, Kaiserin von, XI.
Deutschland, Maria Theresia, Kaiserin von XI.
Didier, Familie, Landstuhl, XXVI.
Dientzenhofer, Christof, Architekt, Prag, VIII.
Dientzenhofer, Johannes, Architekt, Bamberg, VIII f., X.
Dientzenhofer, Kilian Ignaz, Architekt, Prag, VIII.
Dientzenhofer, Leonhard, Architekt, Bamberg, VIII.
Dittmann, Andreas, Bildhauer, Amorbach, XVI.
Donnersberg, Dep. des, Beamten, Munizipalagenten, XXIV.
Donnersberg, Dep. des, Commissare, 109.
Donnersberg, Dep. des, Steuerkontrolleure, 122 f., 125.
Donnersberg, Dep. des, Einwohner, 115 ff., 24 ff., 128 ff.

E

Elise, Miltenberg, 17, 19.
Engelsberg, Kapuziner in 1 f., 4 f.
Erthal, vgl. Mainz.
Euchar, Lektor in Fulda, Franziskanerguardian Mosbach, 35, 49 f., 70.

F

Fechenbach, Hr. von, Sommerau, 62.
Fleischmann, Professor, Miltenberg, XII. 14.
Franzosen, in Mainz, Klingenberg, der Pfalz, pp., XVII, XXVII f., 57, 60 f., 63, 94 f., 98 ff., 100—131.
Fries aus Orb, Gymnasiast, Klingenberg, 17.
Fulda, Heinrich VIII. v. Bibra, Fürstbischof von, XIV, 37, 39 f.
Fulda, Fürstäbte von, XV, 34, 40.

Fulda, Benediktiner in, 34, 36 f., 39 f.
Fulda, Franziskaner in, XIV, 34 - 40, 45, 48.
Fulda, Kapuziner in, 39 f.
Fulda, Pröpste pp. in, 36 ff.
Fulda, Höflinge pp. in, 36 ff., 38—42.

G

Gallasini, Andrea, Architekt, Fulda, Johannisberg, XV.
Gassner, Lorenz, Baumeister, Walldürn, Amorbach, IX.
Gothain vgl. Planer.
Gutmann, J. M., Universitätsbuchdrucker, Heidelberg, XXVIII f.
Guttenberg, Herr von, Kapitular und geistl. Rat, Fulda, 37, 49 f., 52.

H

Hammelburg, Franziskaner in, 90—94, 96 f., 99.
Hammelburg, Väter der Franziskanerprovinz in, 49 ff.
Hammelburg, Gelehrte in, 50.
Hammelburg, Postmeister pp. in, 95 f., 100.
Haydn. XVII.
Heidelberg, Studenten in, XXVIII f.
Heilbronn, Nonnen in, 85 f.
Heilbronn, Äbtissin in 87.
Heilbronn, Priester in, 86.
Heilmann vgl. Römisch.
Hennicke, Georg, Stuckator, Werkmeister, Walldürn, Mainz, IX.
Hofman, Martin, Pfarrer und Hausgenossen, Oedheim, XX, 70 f., 73—77.
Hohm, Familie, Erlenbach, Klingenberg, X.
Huber, Konrad, Freskomaler, Amorbach, XVI.

J

Jeanbon, St. André, Praefekt, Mainz, XXV, 131.
Jesuiten, in der Pfalz, XXX.
Ildephonsus, Franziskaner, Fulda, Miltenberg, Dernbach, XV ff., XX., 36 f., 43, 48—52, 64, 67, 69.
Isaias, Franziskanerguardian, Domprediger, Fulda, Miltenberg, 40—43.

K

K., Judenfamilie in Mainz, 109.
K., Müller in Bingen, 105 f.
Kaiserslautern, Kommissar in, 113.
Kant, XV f, XX, XXIX, 53 f., 62, 64, 71.
Kirchberg, Joh. Mich., Lehrer, Klingenberg, X, 7—15.
Klein, Bildhauer, Wörth, XX.
Klingenberg, Beamte und Geistliche in und um, 1.
Kraus, Familie, Buchen, VI.
Krieger, Familie, Wolfstein, III, 118 f., 121 f., 124, 127, 130.
Krieger, Georg Christian, Rothgerber und Präsident, Wolfstein, XXII ff., 110—114, 118 ff., 122, 124, 127, 129 f.
Krieger, Elisabeth, geb. Theobald, XXIV, 111, 118 f., 121 f., 124, 127, 129, 130.
Krieger, Caroline, vgl. Schmitt.
Külsheimer, Benedikt, Abt, Amorbach, XVI f., 53 f., 63 f.
Kuhn, Familie, vgl. auch unter Schmitt, Klingenberg, XXVII.
Kuhn, Benedikt, Kronenwirt, XXVII.
Kuhn, Joh. Nic., Klingenberg, XXVII.
Kuhn, Johannes, Klingenberg, XXVII.

L

Landstuhl, Familien in, XXVI.
Langenschwarz, Frl. von, XV, 43 ff.
Langenschwarz, prot. Pfarrer und Familie in, XV, 46 ff.
Langenschwarz, Amtmann und Familie, XV, 44—48.
Langenschwarz, Einwohner in, 43—45.
Lauterecken, Kommissar in, 113.
Leiningen, Fürst von, Amorbach, 64.
Leonhard, Familie, Heidelberg pp., XXVII.
Leutner, P. Hermann, Keller, Amorbach, XVI.
Lewer, Gerichtsschreiber, Bingen, XXI, 103, 106—108.
Loew, Familie, Landstuhl, XXVI.

Löwenstein, fürstl. Familie, Kleinheubach, X.
Löwenstein-Wertheim, Fürst von, 4.
Löwenstein-Wertheim, Maria Josepha, Fürstin von, XIX.
Lohr, Schiffmannn in, 97.

M

Mainz, Erzbischof von, 6, 98.
Mainz, Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von, XIII.
Mainz, Lothar Franz von Schönborn, Kurfürst von, VII.
Mainz, Friedrich Karl von Ostein, Kurfürst von, VII, X.
Mainz, Friedrich Joseph von Erthal, Kurfürst von, XIX.
Mainz, Vizedom in, 98.
Mainz, Clubbisten in, XVII f., XX f., 60 f., 94 f., 98, 100 ff., 107 f.
Mainz, Professoren aus, XVII, 61.
Mainz, Studenten aus, in Miltenberg, XVII, 57.
Marchand, Maler, Metz, Mainz, Wolfstein, XXII, 108—111, 114.
Marianne, Miltenberg, XII, 20—23, 25, 56, 87, vgl. auch unter Aleman.
Margreth, Pfarrersköchin, Stein, 71 f.
Mayer-Schuler, J. A., Maire, Landstuhl, XXVI.
Mayer-Schuler, Familie, Landstuhl, XXVI.
Mayerhofen, freiherrl. Familie, Klingenberg, XVIII f., 58.
Mayerhofen, August Maximilian von, Minister, XIX.
Mayerhofen, Lothar Franz von, Oberamtmann, Klingenberg, XX, 58 ff.
Mayerhofen, Eva Gertrud von, geb. Boller, XIX f., 58 ff.
Mayerhofen, Ludwig Eugen von, XIX.
Mayerhofen, Fritz von, XIX, 58 ff.
Mayerhofen, Gustel von, 58 ff.
Mayerhofen, Nette von, 58 ff.
Mayerhofen, Hausangestellte, 59 f.
Mehler, Familie, Landstuhl, XXVI.
Meisenheim, Kommissar in, 113.
Meuth, Mönch, Steuerkontrolleur, Kaiserslautern, XXX.
Miltenberg, Franziskaner, XIII, XV, 1, 12, 15 f., 18 f., 22—25, 42 f., 52 f., 57 f., 65—68, 76, 78 f.
Miltenberg, Professoren in, 12 ff., 16 ff., 20 f., 23 f.
Miltenberg, Gymnasiaster in, 13 ff. 23.
Miltenberg, Fünfwundenbruderschaft in, 15 f.
Miltenberg, Beichtkinder in, 55 f.
Mosbach, Franziskaner in, 26—32, 69 f.
Mosbach, Bürger in, 30 f.
Müller, Anna Barbara, vgl. Schmidt.

N

Nausester, prot. Pfarrer, Erbach, Eschau, 61—64.
Neudenau, Pfarrer in, 70 f.
Neumann, Franz Ignaz, Architekt, Amorbach, XVI.

O

Oedheim, französische Emigranten, Geistliche in, 73 ff.
Oedheim, Einwohner in, 74 f.
Oedheim, geistl. Vater und Mutter in, 75 ff., 87.
Ostein, Graf von, Oberamtmann, Amorbach, VII f.
Ostein, vgl. auch Mainz.
Ottmar, Lektor, Fulda, Franziskanerguardian im Eichsfeld, 35, 49 f.

P

Petrini, Architekt, Miltenberg. XIII.
Planer, Christof Amor, Stadtrat, Würzburg, XI.
Planer, Frau, geb. Gothain, XI.
Pletzsch, Familie, Landstuhl, XXVI.
Provinzial der Franziskaner, vgl. auch Adrian, 49, 51, 107.

R

Rand, Bonifatius, Benediktinerarchivar, Amorbach, XVI.
Rausch aus Umstatt, Gymnasiast, Miltenberg, 16.

Reinhold, Philosoph, XVI, 54.
Ritter zu Grünsteyn, Anselm Franz, Freiherr von, Architekt, Mainz, VII ff.
Ritter, Simon, Jäger, Erlenbach, V.
Ritz, Bürger, Mainz, 108.
Roemmisch, Pfarrer, Kommissar, Lauterecken, Meisenheim, XXIII ff., 114.
Roemmisch, Lehrer, Bischweiler, XXIII f.
Roemmisch, Frau, geb. Heilmann, Bischweiler, XXIII f.
Rouge de la Fosse, Architekt, Klein-Heubach, X.
Rosalie, Oedheim, 79—85, 87 f., 119.
Rudler, Generalkommissär, Mainz, 102, 107.
Rupert, Eva, Gertrud, vgl. Vill.

S

Schad, Ildephonsus, Benediktinerbibliothekar, Amorbach, XVI f., 53 ff., 63.
Schlereth, Azarius, Benediktinerguardian, Fulda, XIV.
Schmidt, Alexander Jakob, Ingenieur und Architekt, Mainz, VII f.
Schmidt, Joh. Martin, Baumeister, Miltenberg, VI f., XX.
Schmidt, Anna Barbara, geb. Müller, Miltenberg, VI.
Schmidt, Familie, Miltenberg, VI.
Schmitt, Simon Joseph, passim.
Schmitt, Familie, Klingenberg pp., VI, XXIV, XXVII f., XXX.
Schmitt, Johann Georg, Küfermeister und Gerichtsschöffe, Klingenberg, V, IX, X, XII, 1, 6, 8—12, 16.
Schmitt, Maria Anna, geb. Vill, V, IX, XII, XXVII, 1 ff., 6—11, 16, 24 f., 31, 40, 42 f., 52, 97.
Schmitt, Maria Regina, verh. Kuhn, IX f., XXVII f., 1, 10, 25, 31, 42, 52, 97.
Schmitt, Maria Eva, verh. Kuhn, IX f., XXVII f., 1, 10, 25, 31, 42, 52, 97.
Schmitt, Lothar Franz, IX f.
Schmitt, Maria Eva Klara, IX.
Schmitt, Maria Anna Regina, IX.
Schmitt, Joseph, IX f., 1 f., 25, 31, 42, 52, 97.
Schmitt, Maria Anna, verh. Wagner, IX, XXVII f., 1, 25, 31, 42, 52, 97.
Schmitt, Caroline geb. Krieger, Spesbach, Wolfstein, und Kinder, XXIV, XXVI, XXVIII, 118—121, 123 f., 126—131.
Schmitt, Georg Philipp, Maler, Heidelberg, XXII, XXVI, XXXI, 131.
Schmitt, Ludwig von, Generalprokurator, Zweibrücken XXXI.
Schmitt, Franz, Maler, Frankenthal XXXI.
Schmitt, Guido, Maler, Heidelberg, XII, XXVI, XXX f.
Schmitt, Nathanael, Maler, Karlsruhe, XXXI.
Schmitt, Gesinde, 127.
Schneider, Veit, Baumeister, Mainz, VII.
Schneider, Eulogius, Straßburg, XXIII.
Schneider, Familie, Landstuhl, XXVI.
Schönhorn vgl. Mainz und Würzburg.
Schrantz, Marmormeister, Mainz, VIII.
Schuler, Familie, Landstuhl, XXVI.
Seligenstadt, Abt von, 63.
Sickingen, reichsgräfl. Familie, Landstuhl, XXVI.
Simon, Dr. Pfarrer, Kocherthürn, XX, 71.
Soherr, Familie, Bingen, XXI.
Soler (Soherr), Gasthalter, Bingen XXI, 12.
Spesbach, Einwohner von, 124.
Stein, Pfarrer in, 70.
Stein, Förster in, 72 f.
Stein, Amtmann in, 72 f.
Stichaner von, Regierungspräsident. Speyer, XXX.

T

Tauberbischofsheim, Franziskaner in, 32 f.
Tauberbischofsheim, geistl. Schwestern, 33 f.
Tauberbischofsheim, Beichtkinder in, 33 f.
Tiedeman, Philosoph, XVI, 54.
Tiedemann, Prorektor, Heidelberg, XXVIII.

V

Valentin, Verwalter, Langenschwarz, 43 f.
Vill, Familie, Klingenberg, V, X, XXVII.
Vill, Christian, Ratsherr, Maurermeister, Klingenberg, Walldürn, V.
Vill, Johann, Steinhauermeister, Klingenberg, Walldürn, V.
Vill, Joseph, Steinhauermeister, Klingenberg, Walldürn, V.
Vill, Joh. Adam, Bärenwirt und Maurermeister, Klingenberg, V.
Vill, Eva Gertrud, verw. Vill, verh. Rupert geb. Wächter, V, X.

W

Wächter, vgl. Vill.
Wagner, Simon Georg, Ratschultheis, Klingenberg, XXVII.
Walldürn, Pfarrer in, 6.
Walldürn, Kapuziner in, 32.
Welsch, Maximilian von, Architekt, Mainz, VIII f.
Weydt, Johann, Hofwerkmeister, Mainz, IX.
Wirth, Familie, Landstuhl, XXVI.
Wirth, vgl. Aleman.
Wirth, M. Joseph. Ratschultheis, Miltenberg, XII.
Wirth, Maler, Miltenberg, XII.
Wolfstein (Pfalz), Aristokraten in, 112 ff.
Wolfstein, Patrioten in, XXIII, 111 ff.
Wolfstein, Munizipalagenten im Kanton, 113 ff, 118.
Wolfstein, Evangelische in, 116.
Wolfstein, Prozeßgegner von Schmitt in, 130.
Wolfstein, herrschaftl. Beamten in, 110.
Wolfstein, Wirtin in, 111.
Württemberg, Ludwig Eugen, Herzog von, XIX.
Würzburg, Joh. Phil. v. Schönborn, Bischof von, XIII.

Z

Zeno, Franziskanerlektor, Bischofsheim a. d. Tauber, 32.
Zeyer, Elias, Franziskanerguardian, Fulda, XIV.